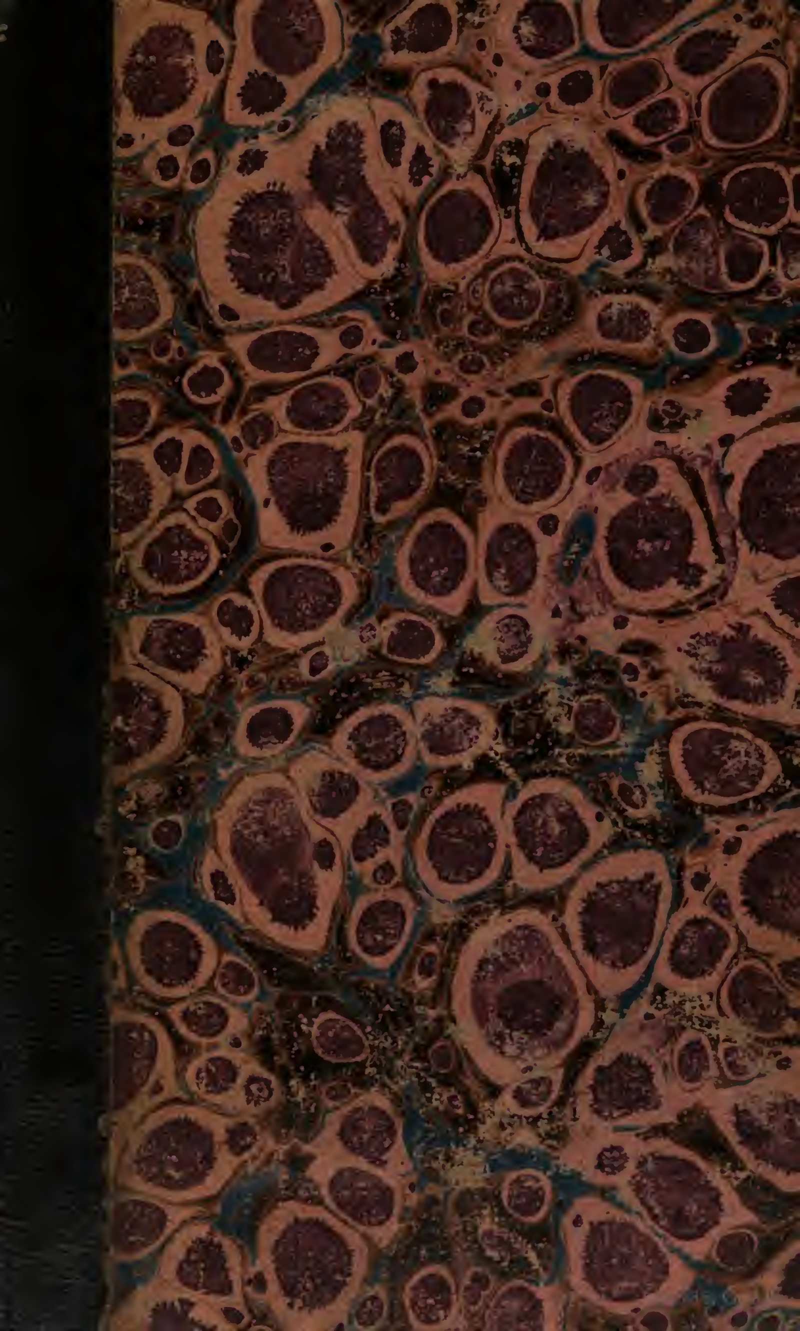
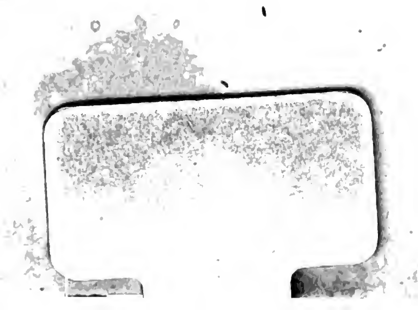


Grundriß dz



Geist der Zeit

von

Ernst Moritz Arndt.



Zweite Auflage.

1807.

Natura hominibus lacrymas dedit et loquelam, quibus distinguerentur a brutis.

THEOPHRAST.

Dies Buch erscheint später als es sollte. Seine Ideen sind die Geburt von Jahren und hängen nicht allein von der Entscheidung des Tages ab. Das Wenige, was die flüchtigeren Momente der Zeit berührt, ist im November 1805 geschrieben und Ekel an der Gegenwart hat es nicht weiter führen mögen. Ist Geist des Vergangenen und Weißagung des Künftigen in dem

Buche, so sind die kleinlichen Zufällig=
keiten des Augenblicks sein Unbedeutendes.
Man wird Aehnlichkeiten finden, die an
frühere Versuche des Verfassers erinnern.
Wenige Jahre haben seine Gesinnung und
seine Weltansicht nicht verändert, ihn auch
nicht klüger, aber wohl älter gemacht.
Hat nun sein Mannesalter nicht mehr
Licht und Beständigkeit der Darstellung
gebracht, so ist dies nur ein alter Kukuks=
gesang.

Der Schreiber.

Die Natur gab den Menschen die Thränen und die Rede, sie von den Thieren zu unterscheiden. Die Thränen sollen sie ermahnen, freundlich und mild zu seyn gegen alles, was lebendigen Athem und Gefühl hat, die Rede soll sie erinnern, daß Herrschaft, Kühnheit, Verstand sie den Göttern gleichen, sie soll sie erinnern an ihre Würde und an ihre Kraft.

Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne, den hohen Vorrang der Menschenmajestät vor allem andern Lebendigen — Rede, ohne dich würden wir stumm und lieblos neben einander hinstarren, wie die Thiere des Waldes und die

Bestien der Wüste, an den niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen Lüste gefesselt: ohne dich hätte nie ein Hermes und Archimedes den Himmel gemessen, kein Kolon und Cook die Erde umsegelt, kein Homer das Leben, das Schicksal, die Götter besungen, kein Phidias und Rafael die Mysterien der Natur in Bildern offenbart; kein Brutus wäre in das Schwerdt der Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demosthenes und Luther hätte ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei und des Aberglaubens aufgedonnert, kein Guttenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt — Rede, Geist Gottes, zartes, wehendes Licht des Unendlichen über dem nächtlichen brütenden Chaos, wodurch alle Gestalt, alle Schönheit und alles Leben geworden ist — Rede, Schwerdt in des Mannes tapferer Hand, ich bebe, wie ich dich fasse; denn fürchterlich ist der Kampf, kleiner die Kraft als der Muth.

Ich habe Thränen geweint über die Zeit und das Geschlecht; des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reitz will mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch die Augen geht zart zurück, was zart kam; das Gewaltige gebiehrt die Brust, die Zunge spricht es aus.

Ich war einst jung und bin ein Mann geworden ohne Männer. Ein waidlicher, lustiger Bub war ich mit tiefem, fröhlichen Muth. Glückliche Zeit, als die fromme Mutter mich lesen lehrte und ich die fünf Bücher Moses und die lustigeren der Könige las! Bei den Heerden meiner Kühe, um die Teiche, in den Büschen lebte ich mit den Erzvätern des Alterthums und die ewigen Geschichten der Fabel wurden wieder wirkliche Geschichten, der kindische Sinn bildete sich in einer früheren Welt. Ich ward größer, andere hüteten die Kühe und Pferde meines Vaters und Nepos und Cäsar, Herodot und Xenophon folgten auf die Hebräer. Gewaltiger Menschen Thaten und Mißsethaten lehrten mich das erste Schicksal und die Allgewalt ahnden, göttlicher Genien Worte

und Ausblitzungen entzündeten mir die Brust: ich weinte mit Timoleon vor dem erschlagnen Bruder, mit Brutus bei Cäsars Leiche, sah mit Themistokles glühendem Blicke zu Miltiades Stein auf. Leben und Kraft, Vaterland und Gesetz, die herrlichsten und menschlichsten Dinge wurden mir dunkel verständlich. Was träumte der Knabe nicht? ein glorreiches Zeitalter, ein herrliches Volk, ein siegreiches Leben voll Lust und Kampf. Es war eine schöne Zeit teutscher Nation, sie stand nicht vollkommen; aber sie schien im frischen und freien Streben. Barden fingen an vaterländisch zu singen, schöne Genien trugen die entflohenen Geister der Vorwelt in rüstiger Einfalt und Tapferkeit zurück; man fing an von Nation, Vaterland und Freiheit zu sprechen: von teutscher Tapferkeit und Edelmuth sprach man wohl lange schon zu laut. Ein großer und weiser Fürst saß auf einem teutschen Thron, Europens Völker sahen nach ihm als nach ihrem Vorbilde, und Könige nannten seinen Namen mit Ehrfurcht. Die Teutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Teutschen,

der Enthusiasmus machte das Große noch größer, als es war. Muthig begeistert blickte man in die Zukunft und weissagete; aber ach! die Sprüche waren kassandrisch, sie konnten nicht wahr werden, weil die Kommenden sie für Lügen erklärten. Friedrich starb, ich ward ein Jüngling. Die Zeit, die jung zu seyn schien, als ich ein Knabe war, war nun einem kindischen Greise gleich geworden. Sie schien von dem Altem nur einzelne Töne als Erinnerungen schönerer Vergangenheit festzuhalten, aber auf dem Gegenwärtigen saß sie frierend und jämmerlich, wie der Geitzhals auf seinen Goldhaufen. Doch schien sie vielen gar klug und weise, und dünkte sich selbst so, bis sie endlich des langen Wahns inne geworden ist, und nun wirklich wahnwitzig sich selbst zu entlaufen sucht. — Sollen wir toll seyn mit der Tollen? Wir sind es, aber unglücklich, weil wir wissen, daß wir es sind. Welch ein Gefühl, das doch noch das Leben erträgt, daß man nichts geworden ist und nichts kann! Dies ist das Gefühl der Zeit, es ist das der Besseren, die jetzt leben, es ist das meinige. Un=

thätig stehen wir still im Jammer, und werden allmälig erkaltend dem Niobischen Stein gleich, oder wie die, welche das Medusenbild gesehen hatten.

Aber so lange das warme Blut und das Gefühl in dem Menschen ist, muß er weinen und reden, ob er dadurch etwa sein Leid und fremdes Leid mildere. So will denn auch ich klagen wie der Klang der Stunde ist, aber verklagen will ich nicht. Es ist das Menschliche, was mich bewegt, und darin darf, ja muß der Mensch in Grimm und in Liebe zerfließen, denn solche Empfindung gab ihm die Natur, seine Schöpferin und Königinn, und was kann er dafür, daß er so gebohren ist? Diese heilige Freiheit der Natur werde ich mir nie nehmen lassen, so lange noch ein Puls sich in mir bewegt, ich werde frei aussprechen was ich frei fühle. Wahrheit ist nicht Verläumdung, und wem man die Wahrheit sagt, den hasset man nicht; wem man aber vorlügt und schmeichelt, den misbraucht und verachtet man als etwas Schlechtes: denn aufrecht und göttlich, nach dem Licht der Sterne hinsehend, ist

der Mensch geschaffen, daß er das Rechte verstehe und vernehme. Man wird rufen: Ei, Gesell, du sprichst frech, weil man jetzt meistens nur gebückte Sklaven sprechen hört. Ich will euch ein Gleichniß sagen: Satan, der Böse, war ein arger Schelm und Lügner von Anfang, darum war er ein Gleißner und Leisetreter; aber Gott der Herr, dessen Leben Wahrheit und Güte ist, donnert aus den Wolken und blitzt und schickt seine Schloßen, aber er erfreuet im Regen und Sonnenschein auch alles Lebendige. Er hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, daß er wahr sey und gerecht. So spreche ich frei und schelte das Schlechte, aber ich schimpfe nicht; das thun nur Schmeichler und Schurken. Denn Strafe bedarf der Mensch, nicht blos heut, sondern alle Tage; Zorn belebt das Herz, das im Jammer erstarren würde, und schlägt wie ein Blitzstrahl durch edlere Brüste. Vieles, und zwar das Beste und Schönste, hat die Zeit durch den Ablauf der wechselnden Geschlechter langsam und still bereitet; in der Tiefe des Lebens, wo nach einem mächtigen Verhängniß die Welt

sich selbst regiert, hat sich alles so von selbst hindurch- und fortgeführt, und die meisten Regierer gebrauchten von jeher nur als die Hohlköpfe der unsichtbaren Gestalt darzustellen. Aber die Zeit bedarf auch ihrer irdischen Stöße und Erschütterungen, wie das Weltmeer der Winde auf der Oberfläche, während die unendliche Tiefe klar und still ruht. Wer die Welt bewegen soll, dem ward zu klarem Verstand die gewaltige Hand, die lauttönende Rede und der pythische Zorn, der mit Götterstimmen schilt und weissagt. Ohne solchen Zorn wird nichts Irdisches, noch erhält es sich. Wo die Götter wohnen, da verstummt das Geschrei. — So heißt denn Wahrheit sagen nicht hassen, sondern lieben; sonst wären Christus, Pythagoras, Sokrates, Luther und die heiligen und frommen Männer der späteren Jahrhunderte gar schlimm gewesen. Viele ihrer Zeitgenossen glaubten es, doch die Nachwelt hat gerichtet und Gott selbst hat sie als seine Lieblinge erklärt und verklärt.

Aber Wahrheit sagen ist jetzt nicht leicht; in diesem Strom kann auch ich untergehen.

Aber beweint mich, Menschen, weil ich mich hineinstürzte. Mir fehlt die Einfalt der Männer, die wie Kinder sprechen und kaum irren können. Mein Jahrhundert ist das kluge gewesen, eitel genug habe ich mit klug werden müssen. Sobald man klug geworden ist, hat man viel zu denken, und der einfältige Bauer, der seinen Apfelbaum schüttelt, spricht: wer viel anrührt, bekommt viele Beulen, und wer viel denkt, irrt viel. Aber, du kluges Jahrhundert, hier fasse ich dich und mich und halte uns fest mit offenen Augen einander so lange gegenüber, bis wir uns klar werden. Besser freilich ist Leben als vom Leben schwatzen, größer das Thun, als das Denken; aber so wenig der Greis ein Kind wird, weil er wieder kindisch wird, so wenig entbehrt des Denkens, wer einmal gedacht hat. Es giebt Epochen, die ewig scheinen, weil sie nie wiederkehren. Rottet alle Kultur und alle Künste durch die Schwerdter der Soldaten aus, und tretet sie mit den Hufen der Pferde nieder, bringt uns zur alten Barbarei zurück. Meint ihr, die

unschuldige Jugend der Welt wird wieder aufblühen, wie sie in den lustigen Fabeln des Orients und in den lieblichen Dichtungen und dem genialischen Leben der früheren Griechen war? Nimmermehr. Die Sünde und der Gedanke sind in die Welt gekommen, und ein anderer Weltsinn wird selbst in dem Säugling des Barbaren gebohren. Wodurch wir schwach sind, dadurch können wir auch nur stark seyn; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns auch erleuchten. Wer gedacht hat, muß denken. Der Gedankenlose ist jetzt einem Todten gleich, über welchem der Moder der Zeit dick liegt. Er mangelt des Lebenselements der Gegenwart.

Ich sehe die hohe Pflicht eines Wächters und Stundenweisers der Zeit, indem ich begreife, wie die Menschen jetzt gebohren, gebildet und geworden sind. Abgründe öffnen sich vor und hinter mir, so wie das hohle Nichts, woran sich alles blind und vertrauend lehnt, heller vor meinem Blick aufsteigt. Zahllos sind die Wege, zahllos und lauthälsig sind die Ausrufer und Wegweiser; zehntausend halbblinde Augen für Ein gesundes, und doch

nur Ein Weg zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Diesen Grund des jetzigen Lebens, dies geistige Gespenst, wodurch es geführt wird, soll ich immer unverwandt anschauen und mich nicht mit verlaufen in die Irre? so viele Eitelkeit und Naseweisheit, die aus Klügelei gebohren wird, soll ich verleugnen, meine eigene Schmach mitbekennen? es ist viel und dem Gebrechlichen wird man das Straucheln verzeihen. Das kühne Werk, mich, den Gott, erst außer meiner Welt zu stellen, um sie erschaffen zu können, soll ich bestehen? wie, wenn mein neuer Himmel in Trümmern selbst über meinem Haupte zusammenfällt?

In dem geistigen Zeitalter, wo das Feine schon mitgebohren wird, kann nur der Geist und der Gedanke der Schöpfer, Erhalter und Richter des Lebens seyn. Wird es gedankenlos, so wird es nichts aus dem Nichtigen. Wer hier noch den ganz Einfältigen und Unschuldigen macht, bekennt nichts als den Dummen. Wer hier mit Gedanken und Urtheilen wirklich spielt und kämpft und ein anderes Maaß der Würdigung zeigt, als das ihrige,

sicht unredlich mit einem zweischneidigen Schwerdte. Den Teufel muß man in der Hölle mahlen, sagte Leonardo da Vinci einem jungen Mahler, der ihn mit Mutter Eva unter dem lustig betrügenden Baum in eine wunderreitzende Gegend des Paradieses gesetzt hatte. Es gab eine Zeit, wo man mit allen Dingen spielen konnte, wo die Götter selbst dem Volke zu Bacchanalien und hanssachsischen Fastnachtspielen dienen mußten und unschuldig dienen konnten — die schöne Zeit ist gewesen. Ernst und besonnen wandelt der Urenkel auf ihren Ruinen; nur durch Ernst und Verstand und den thränenlächelnden Blick der Strafe zügelt er sich und die Mitlebenden. Es spielen jetzt wenige im Wahn, die meisten in böser Schlauheit und feiger Lüge, und machen so das Geistvolle gedankenlos und elend.

Ich werfe den Fehdehandschuh hin. Trotz allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen und Knallfeuerchen gegen die Blitze empor werfen, auf daß die Leute sie nicht sehen. Ich sehe dich, arme Menge, mit den hunderttausend Augen, die nicht se-

hen, mit den hunderttausend Ohren, die nicht hören, mit den tausendmaltausend Armen, welche umhertasten, viel ergreifen und nichts fest halten. Ich sehe dein Unglück und das Unglück deiner Kinder, und müßte ein heilloser Bösewicht seyn, wenn ich nicht mit einem Worte der Strafe und Warnung drein riefe. So hört mich denn! aber werft nicht gleich mit Steinen und Stöcken drein, schleppt mich nicht gleich zu Galgen und Guillotinen. Lang ist das Unheil und die Schmach, lang sey die Klage.

Zeitgenossen! glückliche oder unglückliche Zeitgenossen — wie soll ich euch nennen? — daß ihr nicht aufmerken wollet, oder nicht aufmerken könnet. Wunderbare und sorgenlose Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt! O wenn in euren Füßen Weissagung wäre, wie schnell würden sie zur Flucht seyn! denn unter ihnen gährt die Flamme, die bald in Vulkanen herausdonnern, und unter ihrer Asche und ihren Lavaströmen alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe ist, daß Dinge

reisen, von welchen noch der Urenkel mit Grausen sprechen wird, wie von atridischen Tischen und Pariser und Nanter Hochzeiten? Welche Verwandlungen nahen! ja in welchen seyd ihr mitten inne und merkt sie nicht, und meinet, es geschehe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen seyd! Aber kein Nichts kann die Welt halten und bewegen. Deswegen wird alles zusammenstürzen und ihr mit. Eine neue Geburt muß werden.

So kommt denn her und schauet! Ich stelle den Spiegel auf, und lasse in meinem Panorama einige bedeutende Bilder der Zeit als flüchtige Erscheinungen vorüberwallen. Schauet auf! es ist ein wahres Schattenspiel, nicht bloß eines zum Scherz, und nachdem ihr euch satt gesehen — satt lachen werdet ihr euch nicht — so weinet euch satt mit mir. Das Theatrum ist Teutschland, auch Germanien genannt; der Marionettenspieler steht hinter seinen Gardinen und zerrt ungesehen die Puppen hin und her; Wursthans, der alte Schalksnarr, quäckt die Stimmen nach, deren Personen er kennt, aber er wird es ungeschickt machen, denn der Pul-

verdampf, womit Teutschlands Luft von einem Ende bis zum andern versetzt ist, hat dem armen Buben die Kehle gar heiser gemacht. Das Stück könnt ihr nennen wie ihr wollt, werdet ihm wohl einen Namen finden, wann ihr es ausgesehen habt. Hans Wurst hat es zugenannt die Schöpfung aus Nichts; auch die leibhafte, doch bildliche Geschichte des jüngsten Tages. Er mag euch erklären, wie sich das zusammen reimt.

Die Schreiber.

Ich habe euch eben den Menschen gezeigt und seine Pflicht gegen Menschen, welcher er sich herausnimmt, ein Bild von der Welt zu zeigen, die sie alle von Natur so ziemlich leidlich zu sehen meinen. Ich komme jetzt auf meine große Sippschaft, das ausgebreitetste Geschlecht von allen, und was ich von ihr erzähle, soll mich auch treffen, denn nur ein Schelm hält sich besser, als seine Familie. Diese Familie kann mir es übrigens nicht übel nehmen, daß ich von ihr spreche; wir bilden uns ja gar etwas darauf ein, daß wir keine Hieroglyphen und Mysterien haben, daß alles unter uns fein profan und gemein ist, und das viele Schreien der Wörtlein Aufklärung und Publicität hat unter den Jeztlebenden mehr als Einen Pausback gemacht; auch gehört mir ja im Guten und Bösen immer mit an, was ich von meiner Sippschaft verrathe.

Wir nennen uns Schreiber. Von dem Hauptmerkmal kömmt die Benennung. Einige der Unsern, mehr eitel, als wahr, geben uns den Namem Gelehrte. Das ganze Geschlecht könnte man unterscheidend so bestimmen: die, welche selbst schreiben oder andere zum Schreiben abrichten. Es war eine Zeit, wo man glaubte, die höchste Kraft und Weisheit stehe unmittelbar im Leben und offenbare sich andern darin in Worten und Werken, ohne daß der Inhaber solcher Herrlichkeit geglaubt hätte, ihm begegne etwas Uebermenschliches, und ohne daß er geeilt hätte, die Ausflüsse solcher Weisheit für die Nachwelt auf Papier zu retten. Jene Zeit ist gewesen. Man hat einen ganz anderen und bequemeren Weg eingeschlagen. Zuerst hat man sich nach Feder und Papier umgesehen und dann nach Weisheit, ja Manche glauben wohl, jemehr man die erstern zwischen den Fingern habe, desto reichlicher ströme die letzte zu. Ich selbst bin oft dieser Meinung, weil mir wirklich zuweilen Aehnliches begegnet ist. Also ein Gelehrter und ein

Schreiber ist jetzt so ziemlich einerlei. Vor funfzig Jahren war es noch anders, da waren die Schreiber häufig die gelehrtesten der Gelehrten. Doch weg mit dem Spiel! Meine Vettern und Basen könnten mir es übel denken, daß ich es so leicht mit ihnen treibe. Ich will also recht ernsthaft erzählen, was sie sind und wie sie es treiben.

Man kann zugleich der Henker und der Gehenkte, der Betrüger und der Betrogene seyn. Dies klingt paradox und ist doch wahr. Ja den meisten Menschen dieser Zeit begegnet solches, und nicht blos den kleinsten, sondern selbst den größten Menschen aller Säkeln ist es begegnet. Doch will der Mensch gern wissen, wie solches zugehe. Nichts leichter. Denn der Mensch, der dem gesunden Geruche seiner fünf, sechs Sinne nachgeht, kömmt ganz natürlich auf die Bemerkung, daß er zugleich gemacht wird und sich macht, kurz, daß zwei Kräfte in ihm arbeiten, oft grade einander gegen über minirend, von welchen er die eine als innigst in sich wohnend fühlt, die andere aber außer sich denken muß: ὁ δαιμων και

το δαιμονιον. So ist die Bildung des Einzelnen, so die der Welt geworden. Hier wird der Mensch von einer mächtigen Nothwendigkeit geführt, welcher er blind folgt und wodurch er nur als ein Tröpfchen in dem unergründlichen Strome der Zeit mitschwimmt; es kömmt ihm solch ein mächtiges Daseyn in Andern oft vor als wirkliches Leben, er tröstet sich wohl gar damit, hier sey ein Verhängniß, auch wo es nicht ist, und schwimmt so auch im Schlimmen ruhig fort, ohne sich zu wehren; dort meint und scheint er sich selbst zu führen, dort wo er wohl am leichtesten finden könnte, daß eine weit höhere Nothwendigkeit ihn beherrscht, als drüben. Je edler der Mensch ist, desto gewaltiger der Dämon in ihm und desto größer die Scheu, ihn zu verletzen; aber jenseits in dem weiten Strom des Aeußern meint er wohl gegenan schwimmen zu dürfen. Ich kann heilige Dinge nicht klarer machen.

Wie die meisten Menschen und also auch die Schreiber sich ohne Gefühl der Gegenwehr von dem äußern Wogenschwall blind mit wegtreiben lassen, werde ich bald zeigen; aber

auch das Göttliche in ihnen, wovon Christus und Sokrates viel verstanden und mehr glaubten, hat Klang und Weissagung verloren und feige Schlauheit scharmützelt, wo fromme Kraft kämpfte. Klug und knechtisch weiß man bestimmt was man will; aber was kann man? Hört!

Ich habe das Wort Schreiber leichtfertig gebraucht, aber nicht leichtfertig gemeint. Es ist ein ehrwürdiger Name, die Weisen und Seher der alten Welt konnten mit keinem herrlicheren genannt werden. Die Schrift ist das Kind der Rede und theilt den Preis, den ich jener gegeben habe. Der den ersten Buchstaben erfand, war einer der Heroen und Wohlthäter der künftigen Geschlechter, er dachte das Erhabenste, ein Bild von Gedanken. Schreiber waren einst ehrwürdige Männer, die Weisesten und Besten; sie sind es nicht geblieben. Was eine Prophetengabe war, ist ein Handwerk geworden und bis zum Pöbel erniedrigt; ja die besser als Pöbel seyn könnten und es zu seyn glauben, haben durch den Pöbel, der sich eingemischt hat, Pöbelhaftes angenommen. Auch

die nicht pöbelhaft geworden sind, hat ein dummer Wahn behext; sie reiten wie Sancho Pansa auf dem Pfahlsattel und meinen noch das lebendige Thier zwischen den Beinen zu haben, worauf einst gescheutere Reiter sich tummelten. Ich brauche nicht zu sagen, wie dies alles hat kommen können; man kann es sich selbst sagen, wenn ich weise, wie es ist.

Ich sprach eben davon, daß man zugleich der Betrogene und der Betrüger seyn kann. Es klingt sonderbar, aber es ist jedem begreiflich, der nur über das Leben irgend eines Menschen nachgedacht hat, ja nur zuweilen über sein eigenes kleines. Ich nenne euch nur die welthistorischen Namen Bonaparte und Muhammed. Als sie ausgingen, sahen sie noch nicht nach dem Ziel ihrer Reise. Ich spreche zuerst von den Betrognen, es sind die Besten.

Unser bischen Wissen und Geschichte ist dreitäusend Jahre alt und auch das ist eitel Bruchstück. Unsre geglaubte Welt soll nur sechstausend Jahre haben. Aber die Fabeln und Sagen der Alten, die Untersuchungen und

Entdeckungen der Neuen finden eine viele Jahrtausende früher kultivirte und durch Menschen und Elemente oft von Grund aus revolutionirte Erde. So wird die mosaische Zeit nur ein Theilchen in der Unermeßlichkeit. Welche Cykeln von Jahrtausenden umfaßten allein die Himmelsberechnungen der Observatoren des Belusthurms zu Babel, und sind sie nicht durch die Neueren bestätiget? Wie gern guckt unsre pandorische Neugier durch den dichten Schleier der dunkeln Vorwelt, ob sich je ein Ritzchen darin fände! wie sinnend horchen wir den Fabeln und Ueberlieferungen der alten Aegypter und Indier! wie quält sich endlich die neuere Geschichte, aus dem, was sie nicht weiß, sondern nur als matt beleuchtete Pünktchen schwimmen sieht, etwas zu machen! Alt und vielfach ist die Klage, daß wir von den frühesten Begebenheiten und Wechseln des Menschengeschlechts nichts wissen. Ich klage mit, denn wir würden etwas viel Besseres lernen, als uns die letzte Zeit geben kann. — Aber selbst von dem, was wir historisch nennen und was die letzten drei Jahrtausende gebracht haben,

wie Weniges ist uns übrig und wie zerrissen auch dies! Was die Griechen und Römer vor 2000 und 1800 Jahren noch Herrliches und Vollendetes hatten, auch davon ist das Meiste dahin. Ihre größten Werke liegen in Steinhaufen und der Enkel hat über den Ruinen etwas zu sinnen. Aber sollen wir klagen, daß Nero Rom ansteckte, daß die ersten Christen fanatisch waren und Götzentempel, Bilder und Bibliotheken niederrissen, zerschlugen und verbrannten? daß der Statthalter des Kalifen Omar mit Alexandrischen Büchern vielleicht seine Bäder heitzte, daß die Vandalen in Rom und die Osmanen in Griechenland plünderten? Natürlich ist das Klagen, wenn man an den Verlust denkt, nicht, wenn man an den Gebrauch denkt. Die schönsten Blumen sterben, wenn sie ihre Blüthen abgeworfen haben, aus dem unsichtbar gestreuten Samen geht ein neues Geschlecht hervor. Mit den Menschen und den Nationen scheint es eben so zu seyn. Es bleibe, was die künftigen Geschlechter schaffe und bilde, doch nicht alles Schönste und Herlichste der vergangenen bleibe. Die Gegen-

wärtigen würden dadurch festgehalten werden und erstaunen, als hätten sie Götter gesehen, sie würden nichts bilden und schaffen, sondern sich immer nur fragen und verwundern, wie jene schon es so gut machen konnten. Dies würde ihnen endlich ein Geschäft, ja wohl eine Arbeit werden, und bei voller Arbeit würden sie nichts thun, wohl aber sich viel zu thun dünken. Wie wenn uns schon dergleichen begegnete? Gesetzt wir hätten von 20000, ja gar 50000 Jahren her eine volle Geschichte, hätten auch nur einzelne Denkmähler aller gebildeten Zeitalter und Völker, ja wir hätten nur alle Werke und Arbeiten der einzigen Griechen und Römer ganz, auf deren Schultern unsre Kultur steht? Welche Herrlichkeiten! aber wie sollten wir die Masse tragen? sie würde uns erdrücken. Weise Vorsehung, welche das Alte vernichtet, damit das Neue werde, welche blos einzelne Ruinen übrig läßet, deren Anblick die Nachwelt erinnere, daß sie mehr thun soll, als gedankenlos auf ihnen grasen.

Dies sind Vorspiele, zerschnittene Ideen, die auf das Folgende hinfantasieren. Wer

kennt die Zeit nicht, die man gewöhnlich die barbarische nennt, vom dritten bis zum funfzehnten Jahrhunderte, wo die neueren Völker durch die langsame Gährung ihrer Bildung gingen? da hatten die Menschen draußen zu viel zu thun und mit dem frechen Uebermuthe zu viel zu fasten und zu beten und Kirchen und Klöster zu bauen, als daß sie auf sich selbst, auf die zarteren Neigungen des Gemüths und die stillen Lockungen der Kunst kommen konnten. Zwar einzelne Meister des Schönen erschienen von Zeit zu Zeit, aber sie verschwanden, wie Nachtigallentöne verklingen, die eine einsame Kehle noch über Frühlingsreifen singt. Erst im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert brach der neue Tag an und herrliche Busen wurden an den Resten und Erinnerungen der Vorzeit entzündet. Kunst und Begeisterung, hoher Sinn und Muth des Geisterlebens fuhr in die Europäer, sie wirkten und arbeiteten drei Jahrhunderte mit Liebe und Lust und fingen an auf die Vorzeit eitel zurückzublicken. Aber Eines haben sie nicht gemerkt, daß sie sich auf diese Weise selbst mit

verarbeitet haben und aus Schöpfern, die sie hätten seyn sollen, Materie geworden sind. Wie diese sonderbare Verwandlung hat geschehen können, läßt sich zeigen.

Die ältere Zeit hatte nie etwas dem Aehnliches, was man jetzt Gelehrte und Künstler zu nennen pflegt. Aegyptische, indische, medische Priesterkasten lassen sich nicht einmal mit dem älteren Leben der Griechen und Römer, geschweige denn mit dem der späteren Abendländer vergleichen; aber selbst jene heiligen Priesterkasten standen weit fester im Staat und in seinem lebendigen Leben, als unsre Gelehrten; sie standen wohl oft recht oben darauf. Bei den Griechen und Römern waren Künstler, Gelehrte, Weise immer in des Volkes und des Lebens Mitte, Bürger im Krieg und Frieden, Schiffer, Kaufleute, Staatsmänner und Feldherren. Absonderungen waren wohl für einige Jahre, aber nur der Größesten für die größesten Dinge. Lange kannte man keine zahlreiche Bürgerklasse, die man nach dem Begriff unsrer Zeit hätte Gelehrte nennen können. Doch freilich, als des Volkes Herrlichkeit zerfallen war,

da kamen als besondere Innungen Sophisten, Gramatiker, Philosophen, die Schüttgräber an den Monumenten der Väter, welche aber weiter nichts konnten, als mit leeren Zungen vergessene Tugenden nachlallen, und von den Pergamenten und Götterbildern die Motten und den Staub wegblasen. In der neueren Zeit hat alles sich anders gemacht. Im Mittelalter waren meistens Mönchlein die kümmerlichen Träger und Bewahrer des Heiligthums der Menschheit. Weil sie aber von dem Genuß und Gefühl des freien und lustigen Lebens fern stehen mußten, so konnten sie selbst das Schönste und Freudigste nicht lebendig unter das Lebendige bringen. Aber mit dem vierzehnten, funfzehnten Jahrhundert fing alles an anders zu werden. Das heroische Zeitalter der Neueren, die Kreuzzüge, die italischen und hispanischen Kämpfe waren größtentheils ausgefochten, die Verbindung mit dem romantischen Orient blieb jetzt für immer durch die europäischen Schiffer. Mannigfaltige Erinnerungen des Alterthums, Reitz des Ruhms und des Goldes, frische Lust und Kraft, die sich zu

Hause in der Brust des Bürgers erzeugten, Galanterie und Tapferkeit, welche die alten berittenen Räuber Milde und Achtung gegen das Zarte und Schwächere lehrten, flossen wunderbar in einander: Kraft und Freude war noch bei dem Geschlecht, die Lieder der Minnesänger tönten in neuen Zungen, welche die Liebe zum Gesange schuf, herrliche Mauern und Tempel stiegen auf, und die bildende Lust fuhr in die Südeuropäer, wo eine neue Flamme mit lustigen Strahlen aufblühte, die zuletzt die ganze westliche Menschheit erleuchten und mildern sollte. Endlich fiel auch Konstantinopel durch die Osmanen und durch die Faulheit und Zwietracht der Abendländer, nachdem es ein Jahrtausend so hingekrankt hatte. Zwar die frühe glorreiche Jugend der Hellenen, wie lange war sie dahin gewesen! aber die neugriechische Zunge konnte das Alte doch besser auslegen, als die Occidentalen, und so wirkten die unglücklichen Flüchtlinge wohlthätig auf Europa.

Welch eine herrliche Zeit war dies, voll schönen Enthusiasmus und seliger Liebe zu den

edelsten Künsten! Der Fürst und der Bürger, der Feldherr und der Schiffer traten hinzu und schlürften mit durstigen Lippen aus den Quellen des Alterthums, die ihnen geöffnet wurden, und glaubten durch diesen Genuß veredelt und verherrlicht zu werden, ja sie wurden es, weil eine heilige Liebe sie entzündete. Welche Genien wuchsen hervor aus der unerschöpflichen Lebensfülle der Natur! Bildner in Erz und Stein, in Holz und auf den Wänden und der Leinwand, Sänger und Saitenspieler, Weise und Sophisten. Florenz und die Mediceer, Ferrara, Rom, Neapel mit ihren Musageten, die platonischen und aristotelischen Philosophenschulen — wie viele Erinnerungen mit diesen Namen! Eine neue schöne Kunstschule entstand aus neuem Sinn und Geist, während alles Alte in Geschichten, Denkmählern, Bildern und Schriften fröhlich hervorgesucht ward. Strebungen vielfacher Art fuhren in das waidliche Geschlecht. Man umschiffte die Welt, erfand neue Länder und Meere, die verlornen Gesetze der Sonnenbahn dort oben und unten auf Erden den geflügelten Pfad des Gedankens durch

die Buchdruckerei. Es war ein herrliches Zeitalter. Majestät und Kunst, Kraft und Einfalt traten brüderlich zusammen, der Sohn eines Sauhirten, durch Weisheit und Kunst geadelt, lebte mit Päbsten und Fürsten als Freund, die Großen glaubten einmal, daß sie Weisheit bedurften. Kein Geburtsadel, keine graue Ahnenbilder galten gegen Naturadel und Bildung. Wie die Götter empfing man die Bekenner und Lieblinge der Künste und Wissenschaften. Könige buhlten um ihre Gunst und sahen mit Neid auf denjenigen, der solche Herrliche besaß. Und allwirkend war die Schaar dieser Edleren, mitlebend, mitgenießend, mitrathend und mitrichtend; die genialische Kraft der alten Welt kam zu der romantischen Blüthe der neuen. Nicht daß die Kunst und die Wissenschaft selten war, machte ihre Jünger so mächtig, sondern daß sie begeisterter und kräftiger waren, daß jenes Geschlecht edler und göttlicher war, als die jetzige Zeit. Haben denn die Fürsten jetzt aufgehört, der Weisheit und Kunst, ja der Gunst der Edelsten im Volke zu bedürfen? Ich sage nein, aber

daß sie dies Bedürfniß nicht fühlen, ist schlimm.

In lichten Strahlen schlug die schöne Götterflamme empor, und erhellte allmälig die äußersten Regionen Europens. Die Reformation kam dazu, ein großer Wetzstein verborgener Kräfte, ein strahlendes Meteor, das die Sterblichen anfangs erschreckte, aber bald reitzte, ihren neu entdeckten Himmel eifriger zu erforschen. Vielfach und allwirkend arbeitete die neue geistige Kraft, welche dies Zeitalter ergriffen hatte, durch zwei Jahrhunderte fort. Rastlos durchsuchte man die Kunde und Weisheit der alten Welt, Erfindungen, Entdeckungen, Erleichterung des Mechanismus, vielseitige Bildung und Entwickelung der verschiedensten Völker kamen dazu, und in zwei Jahrhunderten hatte man eine Masse von alten und neuen Kenntnissen, daß der Blick bei einer ruhigen Betrachtung darüber in sich selbst erstaunt. Wen darf ich an die Arbeiten und Werke jener herrlichen Jahrhunderte mahnen, ohne daß er in Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen seine Väter zerflösse?

Aber doch, was ist geschehen? Nach zwei Jahrhunderten war die lustige jugendliche Begeisterung, die reine und unschuldige Liebe für die Schönheit und Kunst abgekühlt. Muß denn der Mensch immer durch Gewohnheit sich sättigen? oder lag diese Sättigung in etwas anderem? Ich glaube, mehr dies. Fleißig, verständig und gelehrt gingen die folgenden Geschlechter auf den Wegen fort, welche jene früheren mit so vieler Eile und Enthusiasmus betreten hatten. Das Spätere ist der früheren Bildung und dem früheren Bildungsreitze Italiens, Hispaniens und Südteutschlandes nicht zu vergleichen. Die Weisen, Gelehrten und Künstler verschwanden aus der Welt allmälig als Mitbürger, ganz als ihre berufenen Mitregenten. Für die Freundschaft kam die Gnade, für den stolzen Lohn von Republiken, Städten und Bürgern lohnten Pensionen von Fürsten; es wurden Hofpoeten, Hofmahler, Hofphilosophen, Reichshistoriographen. Woher das? Es ist schwer alles zu erklären, aber einiges weiß ich. Es lag in der neuen Welt keine Haltung, wie in

der alten, ein herrlicher Zustand konnte in ihr nicht so lange bleiben, denn schneller sind die Uebergänge, wo die Bearbeitung so mannigfaltig, rasch, geistig ging, wo der Mittel unendliche waren, die kleinsten und größten Wirkungen der Bildung und Erfindung von einem Ende der gesitteten Welt bis zum andern fühlbar zu machen. Auch die Herrlichkeit der Alten ging vorbei, wie hätte es die der Neueren also nicht sollen, und zwar desto schneller, je schneller und zerstörender ihr Bildungsprincip war? — Dies ist der Geist. Religion und Sinn, Leben und Verfassung der mittleren und neuen Welt sind hochgeistig, ferner von irrdischem Genuß und irrdischer Kraft, als die der Alten. Im vierzehnten, funfzehnten, sechszehnten Jahrhundert hatte diese Epoche der geistigen Bildung ihre schönste Kraft. Das Menschengeschlecht hatte noch genug Natur und irrdischen Stoff sie zu ertragen und im vollsten und schönsten Sonnenglanze aufleuchten zu lassen. Später ward es von der reißenden Feuerkraft zu vielfach ergriffen und fast zu einem marklosen Gespenst verflüchtigt, das dem Na-

turmenschen jetzt wunderbare Erscheinungen giebt, von unsern ästhetischen Damen und Herren aber zum Theil für etwas Ausnehmendes gehalten wird. Diejenigen, die am meisten mit der prometheischen Materie zu thun hatten, die Gelehrten und Künstler wurden natürlich am meisten davon angegriffen, bis sie endlich in unsern Zeiten fast zu Mumien und Skeletten geworden sind. So verloren sie von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr das irdische Gewicht und jene Kraft, wodurch man die Welt bewegt und Männern befiehlt. An das Zeitalter der Keppler, Luther, Erasmus, Hugo Grotius, welche die Welt mit regierten, mit Fürsten lebten und beschlossen und Fürstliches thaten, war nun nicht mehr zu denken. Die Herren fühlten das und zogen sich fein zurück und haben seitdem im geistigen und leiblichen Herrschen nur halb mit zur Welt gehört. Viel that auch und wohl am meisten — worauf ich oben schon hinspielte — daß die guten Leutchen im dummen Eifer sich zu schwer befrachteten und so verdarben. Mag das Wissen herrlich seyn, das Leben ist herrlicher, und

wer dies verloren hat, der kann zu keinem Menschen wiedergebohren werden. Mit allen seinen Sprüchen der Weisheit und Ballen und Tonnenlasten der Kenntnisse wird er entweder wie ein Behöker oder wie ein Hexenmeister aussehen.

Endlich kam das achtzehnte Jahrhundert, welchem wir alle angehören, die über das Vergangene und Gegenwärtige denken und sprechen können. Die vorigen Jahrhunderte, vom vierzehnten an gerechnet, waren die schöpferischen und erfinderischen, reich an außerordentlichen Genien; das letzte könnte man das gelehrte nennen, oder, wie es weiland am liebsten hörte, das aufgeklärte. Es baute und wirkte rastlos fort auf den großen Vorarbeiten der Väter und brachte die Wissenschaften und Kenntnisse der Europäer zu einer Weite, welche sie über die Unermeßlichkeit ihres Ueberblicks mehr als einmal selbst in Erstaunen setzte. Aber leider jetzt offenbarte sich auch das Einseitige der Bildung und das kümmerliche und schwächliche Residuum, was nach dem Ausströmen so vieler geistigen Feuermaterie in dem klu-

gen Europa zurückgeblieben war. Gelehrt, fein, schlau war man genug; aber Weisheit, Zucht, Begeisterung und das heilige os magna sonaturum für Freiheit und Kraft, wo waren, wo klangen sie aus denen, welche die Sprecher und Seher Europens seyn sollten? Das tönende Schwirren der wenigen weissagenden Adlerflügel verstummt unter dem Gekrächze und Geschnatter der Dohlen.

Ihr wenigen Männer alter Kraft und Tugend, erhabene Genien, welche das Allgemeine und Menschliche entzündete und entzündet, ich kenne euch wohl und kniee vor euren heiligen Namen und Manen. Aber auch ihr steht nur da als warnende Zeichen, als prophetische Räthsel, die einem bange machen um das, was nun wirklich in der Zeit ist und lebt. Wie unbekannte Gestalten, wie Bilder aus einer fremden Welt, die auf lange Vergangenes oder auf Zukünftiges deuten, steht ihr da; die geblendeten Zeitgenossen gehen vorüber und begreifen euch nicht. Ihr habt keine Gemeinschaft mit den Jetztlebenden, oder, wenn ihr sie habt, kommt sie grade durch das Schlech-

teste, was ihr an euch traget. Der tiefere Sinn geht verloren, weil ihn niemand verstehet. Euch treffen diese Worte nicht; aber daß ihr nicht retten, nicht helfen, nicht aus dem Todesschlummer aufschütteln könnet, auch wo ihr mögtet, daß euer Leben kein Leben werden kann — das beweist die Wahrheit dieser Worte.

Es ist ein wunderliches Gefühl, unter Leuten zu leben, die sich gar klug dünken und doch nicht sehen und hören können, was vor und hinter ihnen vorgeht. Noch wunderlicher aber wird es einem um das Herz, wenn man inne wird, man sei nicht bloß mitten unter ihnen, sondern auch in ihnen, und treibe unverdrossen mit, was man an ihnen als die thörigteste Thorheit verlacht. Wahrlich selbst jetzt, in diesem Augenblicke, wo ich unsern Zustand und unser Treiben bedenke, um es mir klar zu machen, wird es mir blau und bunt vor den Augen und ich kann nicht zum hellen Bewußtseyn kommen, was es bedeutet und wohin es will, noch wie es überall seyn kann. So ist einem im Traum, wo gegen die große Katastrophe hin

alles Andere beweglich wird zum Einhauen und Verderben, während man selbst auf der Stelle festwurzelt, wo es einen erreichen soll. So müßte einem gescheuten Menschen zu Muthe seyn, der in einen Zauberkreis von Hexen geriethe, sich unaufhörlich vorsagte, es sei Nichts und mit allem seinen Argumentiren doch nicht hinaus könnte. Wir müssen dann heran, meine lieben Brüder und Vettern, wir wir sind. Denkt mich aber immer mitten unter euch, denn leider bin ich ja wie Euer Einer von Antlitz und Wesen. Was ich sagen werde, scheint nur auf Teutschland und seine langbärtigen Meister zu passen. Es scheint nur so; dreht es ein bischen, es paßt auf die meisten Europäer.

Wo ich bis jetzt von dem Schwächlichen, Kümmerlichen gesprochen habe, sprach ich von dem der Angewöhnung und der Nothwendigkeit in der Bildung des ganzen Zeitalters, wenn man es also auf die Menschen selbst bezieht, sprach ich immer nur von Betrogenen. Ich nannte oben auch Betrüger. Jemehr ich aber das Ding bedacht habe, desto wenigere kom-

men unter diese Rubrik; denn selbst die aus meiner Sippschaft das Schlechte und Jämmerliche mit Absicht treiben, wissen wirklich nicht, daß es so elend ist, als es ist. Davon, daß man der Kunst und Wissenschaft die Seele geben und bis in den Tod hingeben soll, oder sie gar nicht mit entweihten Händen unter die Leute tragen, haben sie nie eine Vorstellung gehabt. Höchstens meinen sie in ihrem elenden Brod- und Sklavendienst, daß sie weder etwas Gutes noch Böses thun, wenn sie als die Bänkelsänger und Gaukler der Gelehrsamkeit sich so mit durchhelfen. Aber ist denn das Heilige nur gemein machen nicht ein Todesverbrechen an der Menschheit?

Zuerst komme ich zu euch, ihr Viri illustrissimi, fulgentissimi und celeberrimi, Messieurs de l'Institut national, membres des Academies imperiales et royales, und zu euch, ihr Herren Professoren in Oxford, Upsala, Göttingen und Bologna. Wer kennt und schätzt nicht eure gelehrten Arbeiten, eure Rücken und Karren, mit dem Schutt und Pergament der alten und den Papierballen der neuen und neue-

sten Welt beladen? Ich achte euch, wie ihr es verdient; ein Beweis, was der Mensch, das herrliche Wesen, durch den allmächtigen Willen vollbringen kann. Gespornt von schönem Eifer, gelockt von Ruhm und Wonne gabt ihr eure frohe Jugend hin und hattet eure Freude und hattet eure klaren Augen zu sehen und eure hellen Ohren zu hören und euer gesundes Gefühl, das noch unterscheiden konnte. Aber wie bald war das Leben ausgesogen, da eure Studien selbst euch aus dem Leben hinauszogen! Ohne Ziel und Maaß schwanktet ihr mit andern auf dem endlosen Wege hin und hörtet endlich thörigt damit auf, nicht das Beste, sondern das Meiste zu ergreifen. Dies ist jetzt das Schicksal der meisten Gelehrten, die andere durch Sprache und Schrift unterrichten und das Beste und Heiligste der ganzen Menschheit erhalten und überliefern sollen. Die Masse der alten Kenntnisse und Künste ist da und wird noch mit jedem Jahrhundert erweitert; die Neueren sind in vierzehn Jahrhunderten nicht ganz faul, besonders fleißig aber in den letzten gewesen. Der gelehrte Mann von

der Innung und vom Katheder soll häufig vier bis fünf alte Sprachen und fünf bis zehen neuere verstehen; einige auch wohl sprechen können; er soll vom Isop bis zur Ceder von allem, was auf Erden ist und wächst, Rechenschaft geben, soll alle Wissenschaften historisch kennen, in Einer ein Meister seyn; soll endlich um das Mechanische und um alle Baumaterialien der Gelehrsamkeit wissen. Nicht allein das Gute und Treffliche sollt ihr kennen, sondern auch das Schlechte und Alberne. Die Menge des Stoffes ist zu groß, sie erdrückt den Geist und das Urtheil. So wie ihr anfangt zu meinen, ihr seyd fertig und könnet nun an eurem Theile auch eure Steine zu dem ewigen Bau fügen, seyd ihr verarmt und dumm geworden.

Ich sehe, wie man lehrt, ich fühle, wie man hört, wie das lebende Geschlecht zu einander steht, vernehme ich. Alles hat sich in leiblose Form, in körperlosen Geist aufgelöst. Man ist mit hinein, ehe man es merkt, und treibt mit eben dem Eifer ein Ding, das gar nicht als ein wirkliches ist und also auch nichts

wirklich machen kann, als man in der Jugend nach der schönen Wirklichkeit des Lebens, nach den süßen Hoffnungen und Genüssen der Weisheit und Kunst sich sehnte und sie zu halten meinte. Hexenmeister und Gaukler sind wir endlich auf dem Katheder und unter unsern Folianten. Wie Gespenster werden wir die Nachwelt erschrecken, wenn der Rest des täuschenden Grabgewandes von den dürren Gebeinen herabgefallen ist. Ich habe Leute gekannt, sonst ehrliche brave Leute, die mit ihrem Willen um alles in der Welt nichts Schlechtes gethan hätten. Diese hatten einen zur Lust erfundenen Schwank so oft und so lebendig erzählt, daß ihnen endlich eine wahre Geschichte daraus ward, die sie Stein und Bein schwuren erlebt zu haben. Dies ist das eigenste Schicksal unserer Akademiker und Universitätsmänner. Das Leben ist doch zu kurz für die Kunst, die sie zu lang gemacht haben. Man muß doch Vieles auf Glauben annehmen, manche fremde Urtheile, wohl fremde Lügen nachbeten; Register und Büchertitel trocknen den schönen Kopf aus. Das Innungsgesetz und

die Eitelkeit will, der Herr soll alles wissen, worüber er schreibt und spricht; das Bekenntniß des Nichtwissens ist nun nicht mehr erlaubt. Anfangs sträubt sich das zartere Gefühl, die ellenlangen Worte und Namen gehen schwer ab; nur ein paar Jahre Geduld und es geht wie das Garn von dem Haspel; der Charlatan und Gaukler ist fertig und ist doch oft ein ehrlich dummer Mann. So stehen Tausende in dem leeren Raum ohne Welt, ohne Leben, ohne Wirklichkeit. Aber sie leben doch! Wie? Ich begreife es selbst nicht. Aber ich begreife, wie die Jugend selbst Steinen und Thonklumpen gleich wird, worüber ein Deukalion und Prometheus kommen sollte; wie alles impertinent gelehrt und doch so dumm ist, daß man Mauern und Thore damit einrennen könnte. Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen — aber seyd ihr den Götter?

Aber sind es diese denn alle, die zu dem ganzen Geschlechte gehören, und mit welchem Recht wirfst du sie im kecken Urtheile so zusammen? Nur Geduld! auch einige der besonderen Rubriken sollen kommen, und aus allen

sollt ihr dasselbe Echo vernehmen und mit demselben Gefühl abscheiden, daß sie unheilbar kalt und dürftig, aufschneiderisch und schlaff sind. Ich führe nur, wie sie gerade kommen, einige Hauptklassen vor.

Die Philosophen. Die teutsche Nation hat vor Jahrhunderten den Ruhm gehabt, sie sey ein stilles, fleißiges und tapferes Volk, sinnig und erfinderisch und durch Natur und Gemüth zum Forschen und Nachdenken über die himmlischen Dinge gezogen. Wir dürfen auf Erfindungen und Entdeckungen im Himmel und auf Erden stolz seyn. Kopernikus, Keppler, Guttenberg, Leibnitz, Kant, welche Namen! Unsre Mystiker und Naturphilosophen Theophrast, Helmont, Jacob Böhm, Lavater, Schelling beweisen doch ein edleres Streben der Nation, als diejenigen Völker, die über dergleichen nur lachen können. In dem Höchsten und Tiefsten irren ist menschlicher, als sich nie von dem flachen Boden elender Sicherheit versteigen. Ich habe eben große Menschen genannt, die Großen nehmen alle Dinge groß und tief; aber wir sprechen von Vielen. Die

Philosophie ist nichts Heiliges und Esoterisches geblieben, sie ist etwas Profanes und Allgemeines geworden. Tausende mit und ohne Schüler und Katheder studieren, lehren, schreien sie auf den Gassen aus und werden zu freien Meistern darin gestempelt. Was treiben, was wirken, wohin streben diese Vielen jetzt?

Ich muß an dem Vergangenen das Jetzige zeigen. Leibnitz, unser ewiger Stolz, machte Jünger, wie alle Propheten, er begeisterte die beiden nächsten Generationen. Mit edlem Feuer, mit heißer Liebe in der Brust trugen die besseren Köpfe der Nation seine erhabenen Lehren und Aussichten weiter. Ein halbes Jahrhundert hatten sie zu arbeiten, ehe sie die kolossalischen und genialischen Zeichnungen des kühnen Meisters zu allgemeinen Formen machen konnten. Der Geist war nicht mitgegangen oder auch über den Arbeiten entflohen. Formeln, Systeme, Terminologien genug, aber kein Leben mehr. Man hatte die schönste Schale, aber wo der Kern geblieben war, wußte niemand und — schlimmer — fragte niemand. Nun? da hatten die Herren ja

nichts mehr zu thun, was ward denn? bewahre! ein Philosoph weiß sich zu helfen. Mit ihrer Arbeit waren sie fertig; dies riefen viele von ihnen wohlgefällig sich selbst und den andern Europäern zu. Aber in allen andern Dingen wie viel Albernes und Unreifes, was noch ihre Hülfe erwartete, um zur Vollendung zu kommen! Die Philosophie, die Königin der Wissenschaften, was sie einst war und noch seyn wollte, fing nun an, sich des kümmerlichen und unkonstitutionellen Zustandes der andern zu erbarmen, welche sich Wissenschaften nannten, ohne es zu seyn. Selbst die Theologie, die Stolze, die seit beinahe zwei Jahrtausenden das Recht des Beils und des Scheiterhaufens und des fürchterlichen San Benito gehabt hatte, ließ sich in einer Geistesabwesenheit, die auch Kaisern und Königen und ihres gleichen Potentaten begegnen kann, so weit herab, den Philosophenmantel umzunehmen, nun ward sie bethört und die Philosophie stutzte und zierte und glättete an ihr, so lange es etwas zu stutzen, zu zieren und zu glätten gab. Geschichte, Politik, Aesthetik, christliche und weltliche Moral,

ja die Finanzerei und die Kunst, den Acker zu bedüngen, mußten sich nun mit der Philosophie einlassen, und erhielten nur durch ihren Ausspruch und ihre Ausstaffirung das unbestrittene Recht, überall als eigene Personen zu existiren.

Man hatte nun wieder eine Generation hindurch Arbeit, und arbeitete wirklich an dem Nichtigen mit Enthusiasmus, der beste Beweis, wie bethört das Zeitalter war. Da aber die Materie, die man bearbeitete, keine Frische und Jugend mehr hatte, so war es die Ehe eines Jünglings mit einem alten Weibe. Die Kraft erschöpfte sich, ohne daß Kinder gebohren wurden. Die hohlen Formen, die leeren Systeme, worin man kaum Mücken, geschweige denn Menschen fangen konnte, erschienen endlich gespenstisch und erschreckten das Geschlecht. Aus den bearbeiteten Wissenschaften und Künsten war durch den geistigen Prozeß gleichsam das letzte Mark ausgesogen. Ein fürchterlicher Stillstand war da, eine Abkühlung, welcher kein Feuer helfen konnte. Die Menschen begriffen, selbst die weisen Meister

fühlten, daß man von allem irdischen Leben sich so weit als möglich wegphilosophirt und die Menschen um ihr unschuldiges Daseyn betrogen hatte. Man fing an, Lücken zu büßen, zu bessern und zu räcken. Aber nichts verfing, bis der große Königsberger kam, und mit gigantischer Stärke des Begriffs die ganze Maschinerie und Artillerie, die nun gegen ihn gerichtet ward, zu Boden warf.

Das Alte liegt gestürzt und zertrümmert und wird nie wieder aufstehen. Auch wo es noch zu stehen scheint und sich selbst dies einbildet, ist nur noch eine gespenstische Schattengestalt, die spukend ohne Wirkung auf die Lebendigen herumschwankt. Aber das Neue? Es offenbart unsre Zeit. Der große Mann erzeugte wieder Begeisterung, als er den Tod in dem Todten zeigte und das Feld der Verwesung aufräumte. Aber leichter ist, Verdorbenes wegschaffen, als Herrliches schaffen. Viele versuchten durch ihn selbst und sein Wirken eine frisch lebendige Philosophie zu bilden. Aber wie kann aus dem Zerstörenden eine Welt werden? das Feuer kann nur neue Erden schaffen

durch die Materie, die da ist. Der Weg, den die ersten betraten, ward bald verrufen. Andere kamen und sprachen: der Meister wär gut zum Einreissen, aber nicht zum Aufbauen, verlaßt ihn; der Zerstörung ist genug, kommt und folgt uns nach. Wer kennt nicht die Männer neuer Kraft und Begeisterung, was sie gethan, gehofft, wie edel sie gekämpft, wie redlich sie gearbeitet, wie sie selbst Matte begeistert haben! meine Bildung ist mit in diesen Strudel gefallen. Ich darf sagen, was ich lebendigst empfunden habe, aber ich nenne nicht gerne Namen, die im Kampf sind und noch nicht gesiegt haben.

Ist das Zeitalter durch Geist verdorben, so werde ihm durch Geist geholfen. Anders ist ihm nicht zu helfen. Wie Falken zur Sonne sind die Edlen geflogen und haben nach den Urquellen des Wissens und Daseyns, nach den Urgesetzen und tiefen Gründen der Natur gefragt. Ohne Haltung und Maaß haben sie sich in sich und den Dingen verstiegen; aber der Flug ist doch schön und besser würde das Geschlecht werden, wenn viele nur so nachfliegen

könnten. Was ist der Mensch ohne Schwärmerei und Liebe? ein kluges Thier, das nicht einmal muthig sterben kann wie die Thiere. Hohlköpfe und Käuze nur schelten hier und schreien über Tollheit und Mystik. Als wenn Mystik nicht immer die Lebenskraft der edelsten Naturen wäre. Wo der Große fällt, sieht der Kleinste am besten, denn er fürchtet sich und erschrickt. Aber ihr elenden, knechtischen Gesellen, das Geschrei wird euch leicht und ihr könnt der Menge Glauben geben, denn mancher Ikarus ist jetzt auf Flügeln und mancher Phaeton lenkt die Sonnenrosse. Es ist das, was mich bekümmert und euch lustig macht. Wenige wissen und wollen, die Meisten schwatzen und heucheln. Wer hohe Klarheit hat, darf tiefes Dunkel haben. Er ist gleich den Gestirnen, Wolken und Gewitter wandeln darüber, aber immer findet man ihren Lichtpfad wieder. So ist Platons mystische Nacht. Sie hat mehr Lichter angezündet, als alle mathematische und kritische Philosophen zusammen. Aber die jetzige Generation ist faul und ohne die Fantasie, die sich als Schwärmerei ins Le-

ben wagen darf, sie will nicht durch Arbeit zur Erleuchtung; so wirft sie den weiten mystischen Dunstmantel um, worum auch Nebel von stinkenden Pfützen sich sammeln, und lallt auf dem abgegraßten Boden den Sonnenfliegern nach.

Diese Schwächlinge, diese elenden Nachkrächzer sind die Menge und das Leben offenbart sie als unheilbare und trotzige Narren. Durch sie wird die Philosophie dem Pöbel eine Thorheit und dem Weisen ein Aergerniß. Das Volk flieht sie als eine neue Pest, weil es die Wirkungen sieht. So kräftig und brav, so voll heiliger Schwärmerei und mit herkulischer Arbeit die wenigen Weisen auch begonnen haben und noch kämpfen, so reitzlos und taub ist die Zeit. Es will das Größte und Erhabenste nicht mehr zum heiteren und kühnen Leben werden. Geschieden stehen die zwei Welten, geschieden auf immer, wie es scheint, die geistige unten, welche der Geist nun verlassen hat, und die himmlische oben, welche die untere erleuchten und beseligen sollte. Verfliegen wird auch diese Herrlichkeit wie eine Wetterleuchtung

ohne erquickenden Regen und Blüthen und Früchte. Die erhabene Beständigkeit und Sicherheit der Idee wird keine Beständigkeit des Lebens werden, kein herrliches Wandeln unter den Lebendigen in Tugend und Verstand. Arme Erde, bist Du denn nicht mehr zu fassen oder verstehen auch die Guten und Weisen die Kunst nicht mehr, sich mit Dir zu vereinigen?

Aber was thun denn diejenigen, die sich eine Zeit vorzugsweise die Philosophen nannten, und noch gern so nennen, die wohl behaupten, sie seyen die einzigen, die eine Wissenschaft haben? Was thun die Mathematiker und Astronomen jetzt? wie treiben sie ihr Leben? Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Dies Geschlecht ist mir immer ein sonderbares Phänomen gewesen. Die gewöhnlichen Mathematiker, die das Alte und Erfundene nur so nachrechnen und nachlehren und in ihrer Wissenschaft immer ganz brauchbar und tüchtig seyn können, haben ein eigenes Gemüth erhalten, das sich mit der schönen warmen Natur und ihren Freuden und Leiden nicht recht verbindet. Es scheint, sie

erstarren in ihrer Wissenschaft, die für die Nichterfinder doch bloß Formelkram bleibt, und alles Menschliche und Politische ist ihnen fremd, weil sie gewöhnlich für Nichts Begeisterung haben. Aber höher wandelt das Geschlecht, welchem der Himmel angewiesen ist, welches die Sonnenbahnen mißt und neue Sterne und Planeten findet. Diese Herrlichen sind mit Recht stolz auf ihre Höhe und auf ihr himmlisches Leben. Die Erde und das Irdische berührt so wenig sie, als ihre Wissenschaft. Im heiteren, ruhigen Kreislauf, wie ihre Sterne droben, wallen ihre Tage dahin; die reine Klarheit des Ideenäthers, den sie athmen, hält Leidenschaft und Angst weit von ihren Brüsten. Ich spreche nicht bloß, wie ich es fühle, sondern wie ich es weiß. Staat, Lebensherrlichkeit und Kunst waren bey den Aegyptern und Babyloniern zerfallen, waren vielleicht nie gewesen, wie wir es meinen — Sternkunde und Himmelsweise blieben. So ist es auch bei den Neueren. Hier hat die Wissenschaft sich in Kraft und Unabhängigkeit vom Zeiteinflusse gezeigt. Alle Kultur und ihre

Hülfsmittel werden erst vergehen müssen, ehe diese mit ihren Sonnentempeln und Fernspiegeln verschwinden. Aber in das gewöhnliche Leben und seine Erscheinungen können sie nicht eingreifen, weil sie es gar nicht berühren können und also auch von ihm nicht berührt werden.

Die Theologen. Die Philosophie war einst etwas Esoterisches, die Theologie mußte es mehr seyn. Jene sucht ja nur die Gründe und das Leben aller Dinge, diese schaut das höchste Leben schon an, glaubt es wenigstens anzuschauen und behauptet so das All im Genuß zu haben, was jene nur erst mit dem Begriffe sucht. Aber die alte Welt sehnte sich nicht so nach der Gottheit, als die neue. In ihrer Jugend und Unschuld war der Gott immer frisch mit in des Lebens Mitte; Mitleid mit dem ganzen Geschlecht, menschliches Gefühl von Elend und Sünde war ihr fremd. Aber die Zeit der Armuth sollte kommen und sie kam. Als die kultivirte Erde unter den Römern nur noch Ein unglücklicher Sklavenhaufe war, da mußten alle fühlen, was alle litten,

mußten denken lernen, da sie nicht leben konnten. Dieses Leben war nichts, die unmittelbare Gegenwart des Gottes war mit seiner Herrlichkeit aus ihm entwichen. Die Hoffnung, die letzte Tochter der Himmlischen, die von den Göttergaben der Pandorenbüchse bei den Sterblichen blieb, trug sie über das Nichts dieses elenden Sklavenlebens hinaus und zeigte ihnen ein anderes Leben jenseits und einen neuen Gott außer dem Leben und der Welt. Was nicht durch das unmittelbare Daseynsgefühl ist, sondern nur durch den Glauben, muß fester gehalten werden, wenn es nicht wieder verschwinden soll. Das Leben, durch eine tiefe Kluft von allem Gegenwärtigen abgeschnitten, der Gott außer seiner Welt körperlos stehend bedurften anderer Priester und Dollmetscher, als die Vorzeit. Die alten Priester und Propheten verehrten und verkündigten den gegenwärtigen, den mitlebenden und mitfühlenden Gott. Fröhliche Tänze um die Altäre, Blumen und Früchte, geschlachtete Opfer, welche die Menschengemeinschaft in Freude verzehrte, ehrten seine Gegenwart, sie klang aus dem Adlersit-

tig und donnerte aus den Wolken. Aber kein Bild, kein Symbol erklärte den Unerklärlichen und Unsichtbaren, allenthalben und furchtbar war die Nähe des mächtigsten und reinsten Geistes, der in der sündigen und schmachvollen Welt nicht eingekörpert wohnen konnte. Aber das irdische Auge will eine Gestalt auf Erden, die zu dem Unsichtbaren hinweise. Nothwendig entstand jetzt die äußere Priesterschaft als Repräsentantin des Gottes, der den Sterblichen nicht mehr nahe seyn durfte, wie die alten Götter. Man mußte in den Engeln, in der Jungfrau und den Heiligen menschliche Götter machen, die aber voll Mitleid waren wie das Zeitalter und im irdischen Zustand die Gewalt der Sünde gefühlt hatten.

So flossen die alte und neue Welt allmälig zusammen und die Weltbildung des Geistes begann. Aber alte Weisen, Gebräuche, Ansichten gingen nicht plötzlich unter. Dies ist begreiflich. Die ersten fünf Jahrhunderte des Christenthums tragen selbst wider seinen Character viel Mystisches und Geheimes an sich. Die folgenden tausend Jahre ward es im Aeu=

ßern und Innern immer mehr profan und mußte es werden. Aber seine Repräsentanten fingen an Lügner und Antichristen zu werden. Sonderbar nemlich war der todte Leib der alten Religion, die esoterisch seyn mußte, gleichsam in das Christenthum so mit hinüber gewandert. Eigne Gesellschaften, die unter den Namen Eremiten und Mönche aufkamen, waren im Grunde nur Theile des dicken und fetten Leibes der Hierarchie. Da der große und unendliche Geist, den man glaubte und den das Alterthum so nicht gekannt hatte, da die Geister, die durch ihn wurden, durch die Jahrhunderte wirkten und die Welt, die anfangs nur eine Sehnsucht nach Geist gehabt hatte, nun wirklich anfing geistig zu werden, da ward der Priesterschaft bange. Sie war ein nothwendiger Nothbehelf des Christenthums in seiner Kindheit gewesen; denn so plötzlich konnte man von dem Leiblichsten zu dem Geistigsten nicht aufsteigen. Aber statt daß sie mit dem Bewußtseyn ihrer nur zeitlichen Nothwendigkeit etwas würdiges hätte seyn sollen, war sie sündlich etwas Unwürdiges geworden. Sie

sollte, ohne sich an das Irdische zu hängen, es fürs Erste nur für das Christenthum repräsentiren. Aber die Erde gefiel ihr besser, als der Himmel, und sie griff zur elenden irdischen Herrschaft und verlor so die höchste auf Erden. Sie fing an zu gaukeln und zu lügen und wollte der Welt sogar Priesterorden als esoterisch aufdringen, die dem Sinn des Christenthums fremd und das Heilige in Freude darzustellen zu unholde und irdische Gesellen waren. So betrog und schreckte sie einige Jahrhunderte die Welt, der Gott des Christenthums erklärte sich endlich selbst wider sie. Die Hierarchie stand in Zwietracht und Widerspruch und die Reformation begann.

Wunderliche Urtheile, die noch immer über diese Reformation rund laufen! Einige behaupten, der heilige Luther und Kalvin hätten der Welt, der Frömmigkeit, der europäischen Zucht und Bildung einen unnennbaren Schaden gethan, sie seyen wilde Stürmer gewesen ohne die zartere Humanität und den feinen Weltsinn ihrer Zeit; durch einen Enthusiasmus, den man eher Wuth nennen könnte, hätten sie sich

blind forttreiben lassen, so wie das Glück sie begünstigte. So hätten sie alles Heilige und Himmlische mit den Schlacken des Aberglaubens zugleich ausgefegt, und seyen als die Schänder des Tempels Gottes mit Recht von der Nachwelt zu verfluchen. Andre und unter diesen manche seiner warmen Freunde schelten Luthern, daß er allerdings den neuen Kultus zu klar und übersinnlich geistig gemacht habe, weil das grobe Leibliche und Sündliche des alten Katholicismus ihn zu sehr ärgerte. Ihr Thoren, die ihr das Ewige zum Zeitlichen, und das Nothwendige zum Zufälligen macht! Wenn ihr glaubt, daß diese Männer alles aus sich selbst schufen und das Jahrhundert und seinen Lauf nur so machen konnten, so habt ihr ihre unendliche Majestät noch nie erkannt und solltet vor ihnen niederfallen, statt sie zu richten. Nein, nicht sie machten die Zeit, sondern die allmächtige Zeit machte sie, aber die Mächtigsten rief sie auf, ihre Arbeit zu vollenden. Es ging Luthern mit seinen Zeitgenossen nur wie allen Männern, die in Weltrevolutionen groß sind. Er war der gewaltigste Mensch des Jahrhun-

derts und half zu seiner Geburt; was er zu schaffen schien, war schon früher da. Aber erst durch ihn ward es recht lebendig und die Augen der Leute konnten es sehen.

Hier beginnt für Europa eine neue Weltepoche. Im hohen Glanze brach die überirdische geistige Bildung der neuen Welt hier zum ersten Mal durch und zum ersten Mal stellte sich nun der Gott dieser Welt in seiner überschwänglichen Geistigkeit hin. Aber noch bedurfte es drittehalb Jahrhunderte, ehe die Welt die Bedeutung dieser hohen Erscheinung begreifen konnte. Erst vor etwa vierzig Jahren fingen Einige an sie zu ahnden, jetzt wissen sie Einige. So viele Zeit bedurfte es, die letzten Reste des Vergangenen und Veralteten abzustreifen, sich von Banden alten Wahns und alten Glaubens loszureißen. Mit Recht haben die Katholiken den Protestanten Widersprüche und Inkonsequenzen vorgeworfen. Seit den letzten Decennien, da viele ihrer Priester ungläubig und atheistisch geworden sind, ist die Harmonie eingetreten. Ich muß dies erklären, was paradox klingt. Nicht bloß mit der

Religion, sondern mit allen andern Dingen hat die geistige Entwickelung bei den gebildeten Nationen ihre Arbeit meist vollendet, d. h. der Geist ist wie der Phönix aus Nichts als Aschen gestiegen und Festes ist nichts übrig geblieben. Die Priester selbst haben begreifen gelernt, daß sie in der Welt nichts mehr zu thun haben, wenn sie bleiben, wie sie waren. Aber die meisten scheuen die Verwandlung, denn nur durch den Feuertod können sie dem Geist nachkommen. So haben wir Baalspfaffen, deren Wort verhallt wie ein Klang in der Wüste, der kein Ohr findet.

Die Welt ist zu klug, zu gebildet, zu geistig, sie kann nicht mehr sinnlich fromm seyn. Trotz aller Reaktion, weswegen Viele fürchten und hoffen, muß der Katholicismus jetzt fallen und wird es, denn der Aberglaube hält die Menschen nicht mehr. Das Lutherthum, das durch das Wissen auf den Unglauben hinarbeitete, hat es eben nicht zum Wissen, aber doch zu der Ueberzeugung gebracht, daß es kein Recht hatte, an etwas zu glauben, als an das geistigste Leben. Seine Priester selbst sind

Schelme geworden, mehr als die der Katholiken. Sie glauben nicht mehr, lehren aber doch den Glauben. Weltsinn mußten die reformirten Sekten haben, also den katholischen Lügenschein des Esoterischen meiden. Ihn hätten die Priester darstellen müssen, das wäre Beständigkeit ihrer Grundsätze gewesen. Ihre Besseren thaten es eine Zeilang. Seitdem sie selbst ungläubig und atheistisch sind, haben sie sich vielfältig den Gemeinsten gleichgestellt und alles profanirt. Keine Reiigion, keine Zucht, keine Schwärmerei mehr in der protestantischen Welt.

Fürchterlicher Zustand, bei welchem man vor zwei Jahrhunderten noch an den jüngsten Tag gedacht hätte! und erleben wir nicht jüngste Tage genug? Ich sehe keinen Rückgang möglich. Die zum Katholicismus hineilen, irren; da ist kein Heil; die sich gutmüthig in den alten Glauben werfen, thun Vergebliches, für ihn kann dies kluge Geschlecht sich nicht mehr begeistern, da selbst die letzten Formen des Alten trotz allem Gegendrucke unaufhaltbar zusammenstürzen. Nur Eine Rettung ist da,

mitzugehen durch den Feuertod, um das lebendige Leben für sich und andere zu gewinnen. Wozu die eitlen Klagen, das feige Gewimmer über das Verlorne? Es ist noch da, der Himmel ist noch offen, aber wie viele haben die Himmelsleiter? Die Bildung hat einen hohen Punkt erreicht, eine fürchterliche Schärfe des Blicks; aber ihr Gott ist ja nicht entflohen. Fasset diesen, ihr Edleren, und bringt ihn den armen, reitzlosen und gottlosen Menschen und sie werden wieder anbeten und sich freuen. Bringt ihnen den erhabenen Geist, der einen Theil seiner zerstörenden Arbeit vollendet hat, laßt sie ihn in Klarheit, in dem stillen Glanz der Nothwendigkeit sehen, er wird sich mit der Welt verbinden und die Welt wird aus den Aschen und Gräueln der Zerstörung einst wieder jung werden. Die Zeit der irdischen Begeisterung ist vorbei, so schön sie war, sie kömmt nimmer wieder. So führen denn die Weisesten und Gewaltigsten der Zeitgenossen die Menschen zum höheren Schauen und lassen sie geistig sehen, was jene glaubten. Unsre Priester werden keine Tempel wieder füllen und keine

beklommenen Busen trösten, so lange sie die Lüge und Wahrheit noch zusammenschmelzen wollen. Bedenkt doch, es giebt jetzt kein Mittel, alles ist alt oder neu.

Die Geschichtschreiber. Warum haben die neueren Völker keine große Geschichtschreiber? Ja, weil ihnen die Freiheit fehlt, welche die Alten hatten. Dies ist die gewöhnliche Antwort auf die Frage, die aber nichts erklärt. Denn man könnte wieder fragen: warum fehlt ihnen die Freiheit? und so gienge es ins Unendliche fort. Es ist diese Antwort auch nicht einmal ganz wahr. Herrliche Menschen auch unter den Neueren haben in heimlichen Zeiten gelebt und die raschen Geschichten derselben geschrieben: aber wer wird Macchiavelli, wer die Geschichtschreiber des niederländischen und amerikanischen Freiheitskampfes und die der Großthaten der Spanier in Indien mit Thucydides und Sallustius vergleichen? Selbst in monarchischen Staaten hat es Epochen gegeben, wo der Geschichtschreiber ohne alle Gefahr durfte, was der verständige Mann jeder Zeit darstellen würde. Spricht man da,

das Gemüth war einmal zu eingeklemmt, die ganze Art zu denken und die Dinge anzusehen durch Gewohnheit des Zwanges zu klein geworden, in der kurzen Freiheit konnte der Sinn seine volle Elasticität nicht gewinnen, mit welcher er sich erheben mußte, das Edle edel und das Würdige würdig zu schildern, so erklärt das wohl Einzelnes, aber nicht das Ganze. Mich dünkt, wir Europäer haben manche sichere Flecke, wo wir eben so frei und groß sprechen dürften, als die Alten, wenn wir es könnten. Auch vormals gab es Deportationen, Inquisitionen und Kerker.

Nein, es liegt in ganz etwas Anderem daß wir nicht die Einfalt, Energie und Darstellung der alten historischen Welt haben. An großen Thaten des Heldenmuths, an bestandener Abentheuer Lust und Ritterlichkeit, an hoher Entwürfe kühnem Vollenden, an Aufopferungen für das Vaterland, für die Freiheit, an ungeheuren Revolutionen fehlt es uns wahrlich nicht, auch nicht an Liebe und Haß, den Pinsel in Feuer zu tauchen. Wer das Vorige verstanden hat, versteht auch, was ich hier sa-

gen will. Die Dinge und die Menschen sind noch dieselben, aber ihr Sinn und ihre Würdigung ist anders geworden. Das hohe Verhängniß der Begebenheiten und der Menschen, die selbstständige Göttlichkeit jedes Einzelnen der alten Welt gab Glauben an Kraft und brachte Einfalt und Leben in die Darstellung. Die neue Zeit kann kraft ihrer Bildung das Urtheilen und Deuteln nicht lassen. Sie kann das Ganze nicht mehr in der Majestät der Einheit sehen, wodurch die bewegte Welt allein als eine lebendige erscheint. Kurz, wir sind zu klug und auch zu dumm für die Geschichte. Für die großen Dinge gehören Kinderaugen und Kinderherzen. Die neuere Zeit hat nach meinem Gefühl nur Einen großen Geschichtschreiber, Johannes Müller, den Schweitzer; aber er ist seinem Zeitalter fremd und weil das Zeitalter ihm die Begeisterung nicht zurückgeben konnte, mit welcher er in frischer Jugend hinfuhr, so fängt er leider an, sich in der Manier zu verhärten.

Aber die kluge Zeit kann doch urtheilen, sie kann, weil sie viel weiter überschaut, als

die Alten, die Welt doch leichter zusammenbinden; so kann sie wenigstens den Geist und den Ursprung der Dinge besser zeigen, wenn auch die Gestalt nicht so jugendlich frisch ist. Die Neueren rühmen dies auch gern von sich selbst so. Aber mir will es nicht ein. Ich begreife nicht, wie man den Geist der Dinge ohne Gestalt darstellen will. Ich ehre die höheren Geister meiner Welt, ich habe manche ihrer Quintessenzen und esprits der Geschichte und Bildung gelesen, auch wohl zuerst mit Freuden gelesen, aber es war endlich immer, als sah ich nur Stücken einer schönen Welt, ohne die Möglichkeit sie zusamenzusetzen, und das ist ein peinliches Gefühl. Es ist einem bei diesen feinen und scharfen Geistern, als wenn man unter Gespenstern wandelt, weil man dunkel fühlt, daß die liebe lebendige Welt nicht so klug und fein seyn kann, als die weisen Herren sie machen.

Aber sagen muß ich Eins. Bei den Leuten, die vor zweihundert, ja noch vor funfzig Jahren Geschichten und Menschen beschrieben, war doch noch ein Gefühl, daß ihre Arbeit zu etwas seyn sollte, es war doch wenigstens Zu-

sammenhang und Sympathie darin mit ihrer lebendigen Welt, so groß oder klein diese nun seyn mochte. Aber die in den letzten dreißig Jahren wie weit von aller Wirklichkeit, ohne alle Ahndung, daß es doch Menschen geben müsse, die nach dergleichen fragen. Sehe ich vollends unsre Teutschen an, welche die Backen so voll nehmen über ihren Scharfsinn, ihre Wahrheit und Gründlichkeit, so will ich diese Herren mit ihren Encyklopädien und Weltgeschichten und Staatengeschichten einmal mit Pilatus fragen: Was ist Wahrheit? Ist es nicht Eins mit Leben? Ist es in der Kunst nicht die süße Täuschung, daß ich selbst der Gewaltige, der Glückliche zu seyn glaube im Thun und Leiden? Ist es in der Geschichte nicht der hohe Zauber, der die Menschheit zum Schicksal, zur Idee des ganzen Geschlechts werden läßt und selbst in den Begebenheiten der Gegenwart mich zu edleren Zeiten und höheren Wesen hinzieht? Hier aber wird der Kopf voll, das Herz leer. Wenn Menschen so leben könnten, als Menschen darstellen können, so wäre die Erde schon vor Langeweile ausgestorben. Schlau-

heit von Ministerköpfen, die nie die Welt regiert hat, auf Katheder vererbt, moralisches Geschwätz alter Weiber, Modenpolitik, wohl gar zuweilen ein Hofschranzenkratzfuß. Solche Weisheit fliegt wie Spreu über die Köpfe, und der Lehre aus der Gegenwart, der Entflammung zur Tugend der Väter entbehren die edleren Herzen. Die Geschichte, die große Lehrerin, Ermahnerin und Warnerin der Menschheit, ist zu einem Gassenmährchen geworden.

Die Dichter. Diese, hat man wohl gemeint, könnten in allen Zeitaltern und unter allen Regierungen sich behelfen; ihr Leben liege zu hoch über dem Wirklichen, als daß sie von seinem Schlimmen und Gemeinen gefaßt würden. Wäre dies wahr, so würde man eben so von der Geschichte meinen können; denn das ist keine Geschichte, die nicht den Schein eines höheren Daseyns auf das Wirkliche wirft. Eben weil sie mit sklavischer Angst und sklavischem Urtheile bloß an das Wirkliche und an alle zufällige und erbärmliche Einzelnheiten desselben sich hängt, hat sie das Götterantlitz und

die Göttersprache verloren. Ich sage umgekehrt, das Leben der Poesie und Geschichte liegt eigenst im Wirklichen, im Lebendigen. Es sind auch keine Lügen und Gedichte, wenn dieses unter ihren Händen reitzender und majestätischer vor den Leuten erscheint; die Herrlichen haben bloß klareren Sinn und tieferes Gefühl, die Schönheit und die Ewigkeit im Lebendigen zu sehen und zu empfinden und sie andern mitzutheilen. Aber die Welt kann zu fein und zu klug werden für den Dichter. Man kann mit einer so albernen Schlauheit sich selbst und die Welt betrachten und behandeln und so viel Maschinerie und Erbärmlichkeit hineinbringen, daß sie endlich nur noch als eine kümmerliche Verwandlung da steht und nichts mehr von der jungfräulichen Einfalt und Unschuld hat, welche die Genien zur Zeugung mit ihr begeistert. So weit sind wir jetzt. Wo ist die alte Fröhlichkeit und Tapferkeit des Menschen, wo ist Liebe und Entbehrung, wo ist der stille Sinn, der ohne Klügelei die schöne volle Welt in seiner Brust aufnimmt? Alles Klugheit und Eitelkeit; die Göttersöhne wandeln unter ei-

nem verarmten Geschlechte. Ich weise auf die europäische Dichtkunst in den letzten funfzig Jahren hin und lasse urtheilen, ich weise auf die neuesten Erscheinungen meines Vaterlandes. Unsre Heroen der Kunst, die wir wunderbar noch hatten, wodurch hängen sie mit der Zeit zusammen? Mich dünkt, nur durch alte Erinnerungen an das, was das Volk einst war. Sie sind wirklich Fremdlinge und mangeln deswegen des lebendigen Einwirkens und Mitlebens mit den Zeitgenossen, wodurch der Dichter nur der Vollendete in Jugendblüthe seyn und bleiben kann. Wie Erscheinungen grauer Vergangenheit, wie Propheten und Räthsel, die auf eine ferne Zukunft hindeuten, wandeln sie unter uns. Die lose Menge, die mit dieser Zeit lebt und empfindet, wird auch von den raschen Wogen der Zeit mit weggespült. Eine dritte Klasse ist da, die es macht wie einige Theologen. Bei dem Gefühle des Mangels der Gegenwart möchte sie die Zeit durch das Alte wieder jung machen. Aber das Alte kann so wenig jung werden, als jung machen. Was vergangen ist, ist ewig vergangen. Wir hö-

ren diese alten Töne eines vergangenen Lebens einige Stunden und Tage wohlgefällig, sie bewegen uns wie alles, was durch die Zeitenlänge dem Ewigen und Unendlichen ähnlich wird, aber sie können das kluge, gebildete Zeitalter nicht wieder zum kindlichen und einfältigen machen.

Die Recensenten. Ich könnte mir denken, daß die Weisesten und Besten als Wächter und Warner säßen, die Zeit richteten und führten und mit klarem Verstande und liebender Strenge straften und ermahnten. Ich könnte mir denken, daß eine Zeit, welche gebildet genug ist, den Geist zu begreifen, wo er ihr gezeigt wird, durch das Hinweisen auf die Bedeutung und den Gang der Dinge wirklich weiser und besonnener werden könnte. In wie fern in der gelehrten Welt, die wenigstens die meisten Gedanken hat, das Allgemeinste und Bedeutendste des Zeitalters gleichsam körperloser sich wiederspiegeln muß, als es unten in dem Getümmel und der Verwirrung des Lebens erscheint, in sofern würden die Geistreichsten und Gelehrtesten als Wächter und Richter

die Bildung des Zeitalters doch in Einem Brennpunkt zeigen, vielleicht durch Redlichkeit und Treue, welche Gehorsam zeugt, sie endlich selbst lenken können. So könnte es seyn und wirken, aber so ist und wirkt es nicht. Die Aeltesten und Weisesten haben lange nicht mehr geherrscht, seitdem auch Gelehrsamkeit zur Krämerei und Marktschreierei erniedrigt ist. Die Unzucht der Zeit hat sich auch hier bewährt. Kein Synedrium gleichgesinnter und edelwollender Männer tritt um den Richterstuhl zusammen — dann würde doch das Gleiche werden — sondern Alt und Jung in Sinn und Meinung, Heiden und Christen, Pharisäer und Zöllner, alles mit den verschiedensten Ansichten, Absichten und Zwecken. Gesetzt alle wollten das Beste auf ihre Weise, so müßte diese doch immer eine verschiedene werden. Es ist nur Eine Gerechtigkeit; diese also, die ihrer mehrere bringen, sind überflüßig. Nur durch Einheit großer Gesinnungen und erhabener Ideen kann die Eine kommen. Diese sollten die Verwirrung lösen und Verstand und Klarheit bringen; aber sie lassen uns mit unsern Wünschen

und Werken immer mitten im Getümmel des Pöbels und im Geschrei des Jahrmarkts stecken. Aber wäre es dies allein —

Nein, hier wo die Minos und Rhadamanthe abgeschieden von irdischen Trieben, ernst und still die ewigen Sprüche sprechen sollten, hier mitten auf der heiligen Richtstätte ist noch der Lärm und Kampf, ja er beginnt hier eigentlich recht. Teutsche Nation, einst braves Volk, mußt du auch hier den Europäern in Thorheit vorscheinen? Freilich viele sind die Betrognen, die nach dem Schlendrian nur so mitlaufen und mitschreien; aber auch Schlauköpfe sitzen hinter den Vorhängen. Hier stößt die Charlatanerie, die ohne Arbeit gelehrt und berühmt seyn möchte, mit tausend Hälsen in die Trompete; hier raufen sich die junge und alte Eitelkeit, wie die Gassenbuben um einen Apfel hier sitzen die Kampfrichter mit Mienen, wie die da gerichtet werden sollen, auf Ochsen- und Eselshäuten und strecken die feilen Hände nach Gold aus; hier setzen sich Verbrüderungen und Sippschaften zusammen, um altes Verdienst lächerlich, junges Talent schüchtern zu machen.

Dieses klingt hart. Ich spreche von den Meisten, nicht von den Besten. Auch wo noch ein Schein von Gerechtigkeit, ein Gefühl von Schaam vor den Augen der Nation ist, da wirken doch die Vorurtheile des Namens, die Titel der Excellenzen der Gelehrsamkeit, die Feigheit, die Wahrheit nicht wahr, sondern lügnerisch zu sagen. Das Häßlichste endlich ist die Impertinenz, gelehrt und edel zu scheinen, indem man unwissend, eitel und schlecht ist; die fürchterliche Hohlheit, welche die eigne Nichtigkeit ertragen kann.

Die Journalisten. Man könnte doch wohl verlangen, daß jeder, der sich herausnimmt zu schreiben und andere zu belehren, meinen solle etwas Besseres zu wollen und zu wirken, als die auf den Jahrmärkten kaufen und verkaufen und karren und schreien, oder als die, welche in den Kabinetten sich betrügen und auf den Schlachtfeldern sich todtschlagen. O nein, diese Leutchen meinen nichts, manche von ihnen meinen wohl offenbar das Schlechte. Die Besseren fließen so gedankenlos mit der Zeitfluth hin und in der Meinung, daß die

Zeit das Rechte und Gute wolle und habe, suchen sie nach ihrer Ueberzeugung so das Beste heraus und halten es ihr, ein bischen zugestutzt und ausgeschmückt, wieder vor, daß sie sich daran freue. Aber viele meinen offenbar das Schlechte, sie stoßen in die Posaune für das Brod und in voller Infamie des Gefühls, daß sie das Heilige entweihen, streichen sie das Gold ein, das die Bethörten ihnen zuwerfen. Diese feigen und feilen Seelen führen das große Wort und thun gar laut und wichtig, stellen sich auch wohl zuweilen, als seyen sie die Auserwählten, um die Zeitgenossen zu bilden und zurechtzuweisen. Humanität, Bildung, Edelmuth, Sittlichkeit sind die ewigen Klänge. Aber der gemeinste Sinn der Zeit, die Jagd auf künstliche und verfeinerte Freuden und Genüsse, die unzüchtigen Triebe und Neigungen des Augenblicks, die mit dem Augenblick verschwinden, die Eitelkeiten und Klatschereien der gelehrten und künstlerischen Welt, die politischen Prunkstücke und Donquixotinaden, dies sind die großen Gegenstände, woraus Bücher werden können. Alles das wird in dem

Jargon der Modesprache mit einer Menge unreifer Sentenzen oder Hablügen aufgetischt. Weil die Herren vornehm und bedeutend thun, so wird besonders alles, was vornehm aussieht und aus Antichambern kömmt, fein und allerliebst gefunden und behandelt. Ohne Geist und Bildung umfließt dieser schmutzige Strom die Zeit, wozu noch die unzählige Schaar der Modeschriften und Romane kömmt, welche den Leuten, die so überschwänglich viel Zeit übrig haben, die Zeit vertreiben sollen. Nichts hat die alte Kraft und den alten Verstand mehr aus der Welt gejagt, nichts die Leerheit, Pinselei und Mattigkeit des Geschlechts mehr befördert, nichts die Weiber mehr verdorben, als dies elende Geschmeiß. Diese sind es, welche ich oben die Betrüger nannte, die es recht gut fühlen, daß sie die Schuhe putzen und die Karren über den Markt schieben sollten, die es aber bequemer finden, wie Harlekin und Bajazzo mit Nichtsthun sich durchzustümpern, ja wohl zuweilen zu Titel und Orden sich hinzustümpern. Ich thue Harlekin und Gesellschaft Unrecht, da ich sie mit diesen vergleiche. Sie

thun etwas wirkliches, sie stellen doch einen närrischen Spaß dar, der wirklich in der Menschennatur liegt, und es ist doch keine kleine Kunst ein guter Hanswurst zu seyn.

Das Zeitalter und die Zeitgenossen.

Wie mein Puppenspiel weiter geht, werden die Personen der kleinen Bühne immer bekannter; und da sie alle, die ersten mit den letzten, nicht nur zu Einem Spiel, sondern auch zu Einer Sippschaft gehören, so kommen euch, liebe Zuschauer, wegen der Aehnlichkeit mit den vorigen die folgenden schon halb wie Leute vor, die ihr irgend wo einmal gesehen habt; und ich kann sie den Tanz kürzer machen lassen, weil euch das ganze Spektakülum klarer wird, jemehr Charactermasken abgetreten sind. Die kleinen Abschnitte der Aufziehung und Niederlassung des Vorhangs sind für eure Gemächlichkeit, um euch in der Lust keine Arbeit zu machen, welche die Lust verdirbt, und um euch Athem zu geben, über das Gesehene und Gehörte euch satt zu sprechen und satt zu lachen. Wie das Leben nur Ein Leben ist, so soll das

Spiel, so klein es ist, doch Ein Spiel seyn, und dünkt euch am Schluß, daß es das nicht ist, so macht es, wie Don Quixote in der Schenke, und haut allen meinen Königen und Kaisern und dem heroischen Teufel wie dem heroischen Bonaparte meinetwegen die Köpfe weg.

Zeitalter und Zeitgenossen in rechter Bedeutung sind Eins. Durch den Menschen geht die Zeit, ohne ihn würde sie still stehen. Man denkt, wie man das Wort Zeitalter ausspricht, an das Thun und Leiden von Menschen in einem gewissen Raum von Jahren. Das allgemeinste Leiden und Wirken der Menschen, was als das bestimmte Bild von allem endlich oben schwimmt, wenn das Kleine und Vorübergehende in der wilden Zeitfluth mit untergeht, heißt Zeitalter. Aber der Mensch kann sich auch nach einem Dualismus betrachten, der freilich nur ein Schein ist, aber ein so täuschender Schein, daß man sicher darnach leben und urtheilen, und sich bei der Täuschung ganz wohl befinden kann. Es ist die Täuschung, von welcher ich oben sprach, ὁ δαιμων

και το δαιμονιον: jenes Gefühl, nach welchem man sich bei einer ruhigen Ansicht des Lebens zugleich als das Schaffende und das Geschaffene dünkt, jene Heiterkeit der Betrachtung, wo uns das Leben aus seiner verwirrenden Fülle los läßt und das gewaltige Verhängniß zurücktritt. Ohne also jene ewige Wahrheit zu leugnen, daß jeder Mensch im Leben nur in Einheit sey, wirke und vergehe, daß sein Widerstand und seine Willkühr gegen und unter der Nothwendigkeit nur scheine, so kann doch das Schöpferische und Göttliche seines Wesens, was in den dienenden Leib der Erde mit eingeknetet ist, seinen Ursprung nicht verleugnen. So groß ist die Gewalt des Himmlischen, daß in seligen Augenblicken, die wohl an einen früheren Zustand mahnen, die irdische Nothwendigkeit blos Zufälligkeit scheint, und der Gott im Menschen, selbst gefesselt, der Dinge Herr ist. Nach diesem scheinbaren Dualismus stellt der Mensch sich selbst oder die andern Menschen einzeln hin, entweder jeden für sich oder zusammen ihr Wesen treibend; das aber, was sich in ihnen und durch sie

nur bewegt, was in ihnen und mit ihnen nur Eins ist, den Geist und allgemeinen Schwung ihres Lebens stellt er ausser ihnen hin, gleichsam als eine Kraft, die sich um sie bewegt und wechselnd auf sie eindringt oder von ihnen abläßt, je nachdem sie dieselbe auf sich wirken lassen oder zurücktreiben. Er nimmt also die Kraft, die aus ihnen allen hervorgeht und mit ihnen allen fortgeht, die er aus sich allein erklären kann, weil ja alle darin sind und leben, und denkt sie als eine Kraft außer ihnen. Zu diesem natürlichen Wahn hat jeder edlere Mensch die Neigung, und kann sogar mit großer Klarheit des Bewußtseyns ohne Widerspruch in ihm existiren, denn in der Idee ist der Mensch auch über und außer dem Leben.

Weil wir denn spielen und mit Erscheinungen und Bildern zu thun haben, so stelle ich mich mitten in diesen Schein und nehme das Zeitalter und die Zeitgenossen als zwei Dinge außer einander, die einander bearbeiten und auf einander wirken, denn so erscheinen sie wirklich. Das Zeitalter wird in diesem Sinn bloß Erscheinung und kann nur so dargestellt

werden; durch die Zeitgenossen wird seine Bedeutung nachher weiter erklärt.

Man spricht so in den Tag hinein mit Altenweibereinfällen: wer die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, der hat für Jahrhunderte gelebt. Das ist nur eine Verwunderung über die Zeit, allenfalls auch Eitelkeit, bei vielen auch wohl Gefühl des seltenen Unglücks, was diese Jahre bedeutend machte. Bei den meisten ist es eine selbstgefällige Eitelkeit. Sie meinen, es seyen so ungeheure und große Dinge geschehen und geschehen noch, sie haben in diesen beiden Decennien so viele Lehren und Erfahrungen gehabt, als sonst nur Jahrhunderte hätten geben können. Den Blinden kann man das verzeihen, der Weise wird die Zeit nicht groß und edel nennen. Aber über etwas Anderes wundert er sich, woran diese Staunenden gar nicht gedacht haben, woher sie mit einer großen Naivität ihr Gefühl wahr aussprachen, aber unrecht erklärten. Das Zeitalter ist auf der Flucht und führt seine bedeutenden Bilder in einem so schnellen Wech-

sel vorbei, die Zeitgenossen aber sind die Staunenden und Gaffenden, welche unbeweglich stehen und anstaunen und nichts begreifen können. Aber der rasche Wechsel giebt ihnen gleichsam das Gefühl einer endlosen Zeitenlänge, die sich vor ihnen abrollt, um desto mehr, da sie, die Erstarrten, nicht mit fortgehen und also gar kein Maaß von Zeit mehr haben.

Die Zeit ist auf der Flucht, die Klügeren wissen es lange. Ungeheure Dinge sind geschehen, große Verwandlungen hat die Welt still und laut, im leisen Schritt der Tage und in den Orkanen und Vulkanen der Revolutionen erlitten; Ungeheures wird geschehen, Größeres wird verwandelt werden. Geh zwanzig Jahre zurück, Du, der eine klare Erinnerung der Vergangenheit hat, durchlaufe sie mit deinen Gedanken und Empfindungen. Es ist, als wenn du in einem wundervollen Traum wärest, wo Ungethüme und Irrgestalten dich umringen, wo durch endlose Wüsten tausend Wege laufen, von welchen alle dich bekannt dünken, und du doch auf jedem zu verirren fürchtest. Endlich kömmt die Katastrophe, du mußt einen

Weg nehmen. Siehe! da fliegen eine Unendlichkeit von ahndungsvollen und unnennbaren Bildern vor und hinter dir, verdüstern das Licht und den Weg, und werden endlich zu Schreckengestalten mit Schnäbeln und Klauen. Ohne Pfad, ohne Hülfe verzweifelst du, bis die Angst dich von dem Schlaf und dem Traum erlöset. — Frage dich, kluger Mann, der die Welt und ihr Schauspiel mit lieben und klaren Augen sehen kann, glückliches Sonntagskind, frage dich über diese verhängnißvollen Jahre. Es ist nirgends ein Ruhepunkt noch ein sichtbares Ziel. Die Meisten glauben schon viel gethan und erlitten zu haben, und hoffen nun bald in einem neuen Anfang zu wandeln. Die Glücklichen, daß sie nicht sehen! Geh doch nur zurück, du Lieber, zum Urtheil und zur Deutung der Zeitgenossen. Mit wie vielen Dingen glaubten sie auf dem Reinen zu seyn! wie vieles priesen sie als das Zeichen und die Weissagung einer glücklichen Zeit, und siehe! es ist Verwirrung und Nichts geworden. Und das Spiel dieser zwanzig Jahre, der Wechsel der Dinge und des Urtheils wie bedeu-

tungsvoll! und sie begriffen nicht, was sie sehen konnten? Wie viele Götzen haben diese Jahre auf den Thron gesetzt, und wie viele sind wieder herabgestürzt! Ich rede hier nicht von der politischen Revolution, obgleich auch sie genug zu denken und zu sehen giebt. Sie ist das kleinste Ding unter den großen, ist nur wie ein einzelner Donnerschlag aus einem ganzen Himmel voll Gewitterwolken, die ihre Ladungen noch nicht heruntergeschickt haben; sie scheint nur groß, weil sie so viele Unglückliche und neue Kaiser und Könige gemacht hat, die aber in diesem Größenmaaße kleinen Zeittröpfchen gleich sind. Nein, das was wirklich herrlich und groß war, nicht bloß schien, was das Geschlecht in seinem eigensten Leben und Wirken ergriff, große Erfinder, große Geister, liebliche Künstler, vergötterte Führer und Lichter ewiger Jahre — alle mit ihren Thaten und Wirkungen wie nicht da gewesen und vergessen, und ein Geschlecht auf ihren Schultern, das eben so schnell verschwindet. Es zeigt sich das Große in dem Kleinen. Fangt an von euren Schuhen und Bändern, von eu=

ren Mädchen und Weibern, von euren Demokratien, Republiken und Kaiserthümern und geht vorwärts zu dem Großen, zu den geistigen und sittlichen Revolutionen der Menschen in Neigungen und Strebungen. Wenn ihr da sehet, daß alles Jüngste, Schönste und Herrlichste schnell altet und keine Spur läßt, wie das Schiff im Meer und der Flügel in der Luft; wenn ihr selbst euch alt geworden fühlt, ohne daß ihr gelebt habt — so begreift ihr den Sinn der Brandung, mit welcher das Zeitalter sich unaufhaltsam Woge auf Woge bricht, ohne Maaß und Gefühl. Der Geist der Zerstörung ist frisch, Kampf ist am meisten, wo es am stillsten scheint, und das Alte wird in Trümmern vergehen.

Also die Zeit im Lauf und die Zeitgenossen im Stillstehen, dies war das Allgemeinste zwischen beiden, was wir fanden, wenn wir dem Schein folgen, der uns nur die Erscheinungen weis't. Still stehen die bewegenden Kräfte der Welt, und deswegen rennt das Zeitalter so. Denn der Mensch,

die Majestät in der Natur, so weit sie unter einem Verhängniß steht, hat entweder sein Werk mit ihr vollendet, oder er ist ermüdet und sieht ein, daß er eitel nichts gethan hat und eitel nichts hält. Etwas Aehnliches muß ihm begegnet seyn, denn aus Kleinem kann kein so langes Erstaunen kommen.

Die neue Welt ist unter einem andern Gesetz und einem andern Gott gebildet, als die alte; aus dem Gefühl eines erniedrigten und kümmerlichen Geschlechts sah der Mensch in ihr nach einem andern Leben nach diesem hin und nach einem Gott außer der Natur. Es mußte also zwischen diesem Menschen und der Natur, die seine Natur gewesen war, eine Trennung erfolgen. Er fing an das Herrliche zu verachten, was er hatte, um sich etwas herrlicher zu träumen, was er glaubte. Der höchste Trieb, der nun Welttrieb werden sollte, riß ihn unwiderstehlich weg von der Erde und ihren Genüssen, aber der unschuldige irdische Instinkt war aus der Jugendwelt noch mächtig da und zog mit seinen süßen Lockungen selbst das alternde Menschengeschlecht wieder zum alten Naturgenuß zu-

rück. Dies gab Kampf zwischen Himmel und Erde, und im Streit hat mein Geschlecht gelebt seit der Herrschaft des Christenthums auf Erden. Aber schwer war die irdische Masse und tief darein verwachsen das vom Aether stammende Göttervolk. Manches Jahrhundert arbeitete und disciplinirte der Geist, aber das süße Gesetz der Schwere riß oft irdisch nieder, was er himmlisch baute, und er mußte seine Arbeit wieder von vorne anfangen. Doch endlich war der Kampf durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger und der Sieg schien da zu seyn. Aber mit der Stärke ist auch die Schnellkraft dahin; entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug! Ich will ein Gleichniß sprechen, was es erklärt. Ein unheilbares Uebel ist dir durch die Lebenssäfte bis in das innerste Mark gedrungen, du kömmst zu mir, dem Arzt; ich verspreche dir Hülfe und treibe wirklich das Uebel aus: aber die Mittel sind so drastisch, daß auch das Mark mit ausgesogen und ausgeschwitzt ist. Du bist dieses Uebels genesen,

aber die alte Gesundheit kömmt nimmer wieder. Gerade so weit hat der Geist die Zeitgenossen gebracht. Nach langem Kampf und tausend Rückfällen sind sie endlich der Natur entfremdet und aus ihrer süßen Gemeinschaft ausgeschieden, die irdische Kraft hat sie verlassen, wie sie Antäus verließ, als er in den Armen des Göttersohnes zwischen Himmel und Erde erwürgt ward; aber zu sich, zu seinem lichten Aether hat der Erhabene sie noch nicht hinaufheben können. So weiden sie nun kümmerlich ohne Genuß und Begierde auf der Erde, die einst ihre milde Mutter war und ihnen nun nicht mehr angehört, und sehen lechzend nach dem Himmel auf, an welchen sie nur mit der Sehnsucht reichen, den zu erfliegen ihnen aber der Muth fehlt. So steht das Geschlecht der Jetztlebenden, arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Es ist der Anfang des Fegefeuers der Welt, denn nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor.

So stehen die Armen nun ohne Leben im Leben und was sie einst selbst waren, scheint nun etwas Fremdes zu seyn und umbraust sie als Schicksal mit seinen Wogen. Sie stehen und zagen ohne Liebe, ohne Genuß und wollen nicht hinein in den feurigen Tod der Verwandlung, damit ihnen wieder Leben werde.

Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Ufer findet Grund.

Aber der Muth trägt darüber oder stürzt sich hinein und schwimmt erquickt durch die Flammen, wie der Ermattete sich in der kühlen Welle erfrischt. Heroismus nur wird den Zauber lösen, aber er löset ihn leicht. Wie wir aus den Wiegen erwachen zum neuen Leben mit allen den süßen Trieben und Nachgefühlen einer früheren Zeit, aber doch von dem Traume keine Ahndung haben, der uns in das Neue hinüberführte, so wird es den Ritterlichen seyn nach diesem Durchgange. Denkt an die Drachenbezwinger und Erlöser der Jungfrauen und

Prinzessinnen von Riesen und Zauberern. Ihr Muth führte sie über brillantene Spinneweberbrücken und durch Löwen und Ottern. Der Zauber ward nichtig vor den Starken. Aber das gegenwärtige Geschlecht ist klein und verzagt. Es wird und kann den Todessprung nicht wagen. Hineingerissen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkömmt, und durch langsame Quaal wird es des Todes sterben zur Verjüngung.

Sie sind zu schwach und können nicht dafür. Ich will euch sagen, wodurch sie es sind, ich will euch zeigen, wie sie sind, und ihr werdet diese fürchterliche Wahrheit begreifen. Wie sie durch den nothwendigen Gang des Schicksals und durch die Zeitbildung zermürbt, zerstoßen und abgeflacht sind, habe ich vorher gewiesen. Wie einige große Naturforscher glauben, daß nach Jahrtausenden alle Berge und Hügel verschwinden werden und die ganze Erde nur Eine große Fläche seyn wird ohne Wechsel von Luft und Muth, von der Schwere und von Nebeln gedrückt; so ist es dem Geschlecht ergangen, es ist zur Gleichheit der Erbärmlich-

keit gekommen, weiß, daß es klug ist, aber fühlt daß es nichts kann. Die Kraft von innen, der Trotz des Gefühls, der mächtigste von allen, ist dahin. Wo der Druck aufhört, ist der Gegendruck fürchterlicher und das Gleichgewicht der Kräfte ist unmöglich. Es war eben kein schöner Zustand für die Europäer, der vom ersten bis achtzehnten Jahrhundert, aber es gab doch Kampf und einzelne lustige Erscheinungen in diesem Kampfe. In dem letzten Jahrhundert ist durch der Menschen Entnervung und Zerstückelung viel häßliches und Unmenschliches entweder neu geworden, oder hat sich doch herschend recht entwickelt und steht desto abscheuliger da, weil das Zeitalter sehr klug ist zum Urtheil.

Ich nenne euch, was ganz Europa's Weh ist, das Schlimmste von dem Schlimmen. Wie die größten Berge endlich den Quellen und Strömen nachstürzen, die sich aus ihren Füßen ergießen, so drängt die ewige Schwere des Herrschens unaufhaltsam weiter, je weicher sie die Dinge findet. Denn die Herrschaft wirkt nach ewigen physischen Gesetzen, wie die

Luft und das Wasser. Ihr kurz ausgesproche- nes Gesetz ist: ich herrsche, wo ich kann und das des Beherrschten: ich diene, weil ich muß. Die Regierungen haben in den letzten Jahrhunderten alles gekonnt, die Republiken sind vernichtet, die Monarchien sind größtentheils Despotien geworden. Im Orient hat das doch auch seine Vortheile. Die Staatsmaschine geht dort freilich etwas dumm und unbehülflich, aber doch einfach, ihren Gang und gebraucht nicht so vieler Meister, Helfer, Lenker und Ausbesserer. Hier aber ist alles anders, weil Despotismus hier kein Naturgewächs ist, wie dort häufig. Man thut den Regierungen gewaltiges Unrecht, wenn man langsame Schlauheit, schleichende Absicht, schändliche Betrügerei voraussetzt, wodurch es geworden seyn soll, wie es ist. Der alberne Glaube, als wenn Klugheit und List der große Grund der Weltregierung wäre, hat diese Beschuldigung erzeugt. Nein, diese allmächtige Klugheit ist nirgends in der Welt, deren Leben und Leiden viel tiefere Gründe hat. Sie ist aus den hohlen Köpfen

und kümmerlichen Eingeweiden der Herren aufgedunstet, die von Kathedern Weisheit perorieren oder hinter den Schreibtischen der Minister und Körige die unverstandenen Orakel eines mächtigen Willens, der wohl weiß, was die Welt zusammenhält, durch die Feder und Finger laufen lassen. Die Sache ist ganz einfach. Die Herrschaft ist vorgedrungen, wie der Widerstand ausgewichen ist, und die Regierungen sind geworden, was sie sind, ohne soviel dabei gedacht zu haben, als man sie gewöhnlich denken läßt. Aber in der dritten Ordnung der Kräfte herrschte und herrscht die Klugheit allerdings mehr, als sie sollte, nemlich in den Instrumenten der Herrschaft, und grade dies ist der beste Beweis, daß die Regenten von Anfang an nichts so Böses gemeint und gewollt haben, als man sie gewöhnlich meinen und wollen läßt.

Der Europäer ist das denkende, der Orientale das genießende Wesen; der allgemeinste Unterschied des mäßigen und des heißen Himmelsstriches. Auch in der früheren Zeit, als die Griechen, Etrusker und Römer herrlich wa-

ren, als Mensch, Natur und Leben noch mehr in Einheit bestanden, herrschte in Europa das gedachte Gesetz und der wechselnde Wille in Sitten und Weisen für den ewig bestimmten Wahn und die bleibende Sitte der Orientalen; der Europäer hatte die bewegliche Kunst, welche die großen Wechsel und Spiele des Lebens auch in die Zukunft hineinspielt; die Kunst des Orientalen ist von jeher in ihren Bildern die erstarrte, in ihren Gedanken die schauende gewesen. Hier war also von Anfang an Bewegung und Mannigfaltigkeit Urtrieb, dort Erstarrung und Einförmigkeit. Hier war die Verwickelung der irdischen Dinge von jeher vielfacher und verflochtener und also auch die große Kunst der Künste, das Regieren. Jemehr früherer Alter Kraft und Einfalt zerrann, jemehr der Menschen Schlauheit, Schwäche und Verderben wuchs, jemehr in der mittleren Zeit die irdische und himmlische Ziehkraft der Bildung im Widerstreit war, desto mehr mußten der äußeren Instrumente werden, die wankenden und getrennten irdischen Dinge zu stützen und zu binden. Wie dieser Widerstand nach-

her immer weiter ging, wie der Scharfsinn und die List und Künstlichkeit bis ins Unendliche wuchs, wie jeder mit sich und seinen kleinen Dingen künstelte und zu machen glaubte, was die ewige Natur macht, da fuhr dieser Wahn auch in der Regenten Köpfe. Die meisten, gut meinend, einige auch arglistig gingen gleich mit der Zeit und so ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Gescheutesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken, Fäden und Verknüpfungen sind sichtbar und unsichtbar gestellt, daß Jäger und Wildpret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit sich loszuwickeln sich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tausend unsichtbaren Ketten gehalten, von tausend künstlichen Kräften behext, im Hause, auf der Gasse, hinter den Gardinen belauert und beschützt, haben sie endlich geglaubt, es müsse so seyn; mit diesem Glauben war alles Herrliche dahin,

Klugheit und List regieren nun wirklich die Welt. So ist Despotismus gekommen zufällig, nicht absichtlich, aber die Wirkungen haben dieselben seyn müssen. So ist es dahin gekommen, daß seit den letzten hundert funfzig Jahren die Klugheit wirklich ein Scheinregiment in Europa gehabt hat; sie hat regiert, weil man geglaubt hat, sie regiere. Dies haben die Gescheuteren von jeher benutzt. Sie, die Klugen, heuchelten mit den Dummen den Glauben an ihre Majestät und weil sie doch die Klugheit am Klügsten hinstellen konnten, so konnten jene ja gegen ihren eigenen Glauben nicht sündigen und mußten dieser zu Gefallen thun, was sie haben wollten. Hieraus erklärt sich Friedrichs des Einzigen Größe und Rettung. Er wußte wohl die Gaukelei, wodurch er seine Feinde behexte. Großen Menschen kömmt aus ihnen selbst die Einfalt der Welt und ihrer Bewegung und Beherrschung, denn eben Einfalt ist aller Größe Grund.

Allein nicht bloß verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der

neueren Zeit, woraus allmälig Despotismus geworden ist, sondern auch schwer belastet. Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüster, Helfershelfer und Diener der Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer pflügen und der Bürger schwitzen, und doch könnte man sicher in den meisten Ländern zwei Drittel von ihnen ausstreichen und kein Wunder würde man sehen, wie die Dinge sich wohl besser hielten und trügen, als mit allen diesen Lückenbüßern, Altflickern, Ausrufern und Häschern der Regierungen. Fangt an von dem neuesten Imperator und seiner feigen Horde von Trabanten, Knechten, Schmeichlern und Spionen, wie ungeheuer ist der Staat, den die Nationen halten müssen, ungeheuer, wenn man ihn an den der nächsten Jahrhunderte hält, ungeheurer, wenn man an das denkt, was im Mittelalter war! Dazu zähle ich nun die andern größten Plagen auf, ohne an die physischen Krankheiten zu denken, von welchen Europa in den letzten Decennien gezuckt hat.

Das schlimmste aller dieser Uebel ist die schreckliche Menge der stehenden Heere. Ich weiß wohl, daß man aus ihnen Zucht, Moralität, Aufklärung, Industrie und Gott weiß, welche Glückseligkeit und Bildung hat herleiten wollen; aber hat nicht der Teufel selbst seine Vertheidiger gefunden und wer möchte es ihm absprechen, daß er nicht zu etwas gut gewesen sey? Ich aber für meine Person habe doch nicht gern mit dem alten Feind zu thun. Das Mittelalter in seiner Unhuld, noch mit dem halben Thierpelz der Barbarei bedeckt, von Pfaffen verdüstert, von stolzen Feudalherren niedergetreten, sieht wüst und widerlich genug aus. Hungersnöthe, Pest, Aussatz, Avaren, Ungern und Mongolen kehrten es genug um. Aber haben wir denn nicht Pesten, Hunger und Mongolen genug, nur unter andern Namen? Jenes Unglück war vorübergehend; Europens Plage ist seit zwei Jahrhunderten stehend gewesen. Damals wuchs mancher Staat, manches Völkchen im Schirm der Freiheit und Tapferkeit herrlich auf und ihre Blüthen wurden goldene Früchte, die kommenden Zeiten zu

erfreuen. Mit der Reformation kam Ordnung und Zucht, die kleinen Tyrannen wurden zerstört, damit große würden; was vormals einzeln plagte, drückt jetzt allgemein. Jeder weiß die merkwürdige Zeit, wo die Fürsten anfingen sich zu fühlen, es war in den funfzig Jahren, die der Reformation vorhergingen. Man hat sich gebalgt, so alt das Menschengeschlecht ist; Eroberer und Usurpatoren, das häßlichste Geschmeiß, was die Erde geboren hat, haben oft ihr Glück und ihren Frieden umgekehrt. Auch das Mittelalter hatte solche Helden; aber den Despoten und Weltstürmern fehlten die Mittel, die Völker zehen oder dreißig Jahre für ein Nichts zu bewegen und sich todtschlagen zu lassen, was man ihre Ehre und Größe nennt, wobei sie aber sehr schlecht und sehr unglücklich werden. Man lag einige Monate im Felde, schlug sich, belagerte und nahm ein paar Städte und ging dann zu Hause; so trieb man das Ding einige Jahre matt hin und dann war Friede, weil niemand Lust hatte ins Feld zu ziehen. Freilich einzelner Völker Haß macht Ausnahmen und gab längeren und blutigeren

Streit; aber in der Regel waren die Heere klein von 10000 bis 30000 Mann, sie trieben es wohl wild und rauh, aber so konnten sie die Völker nicht bearbeiten, als die jetzigen Hunderttausende mit planmäßigen Plünderungen. Heere von 80000 bis 100000 waren damals Wunder und liefen wie alle Wundererscheinungen gewöhnlich bald auseinander, weil man die Kunst noch nicht kannte, sie von den Völkern unterhalten zu lassen. Wilde Barbaren, die noch nicht zu Europa gehörten, konnten wohl zuweilen Schrecken darein bringen, aber sonst waren die politischen Wechsel unbedeutend, verglichen mit dem, was sich in den letzten Jahrhunderten begeben hat. Auch die Hierarchie, welcher man manches Unrecht und Unheil auf den Hals geschoben hat, brauchte die Schrecken der Religion oft wirksam zum Schutze der Gerechtigkeit und setzte unter den Völkern oft besser das Maaß, als das, was man seitdem System des Gleichgewichts genannt hat. Mit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts trat ein neues Zeitalter ein. Die Hierarchie hatte durch die Schuld der Zeit

und durch eigne Sünden ihre Majestät und Furchtbarkeit verloren. Gesetze, welche den Fürsten Kraft gaben, hatten den Uebermuth der Fehderäuberei gebändigt und durch Vertrauen und Dankbarkeit der Völker die Fürsten mächtig gemacht. Um der kleinen Herren und Städte Herrlichkeit war es vollends gethan, als das Schießpulver die Kriegskunst veränderte, Burgen und Mauern lagen nun leicht in Schutt. Zu großen Abentheuern und Revolutionen war die Zeit reif; eine herrlichere haben die Europäer nie gehabt, als die von 1480 bis 1530. Wie drängen sich die großen Dinge und ihre Erinnerungen und wie athemlos gucken wir Pygmäen zu der Höhe der Heroen auf. Die Buchdruckerkunst, Kolon und seine neue Welt, der Gebrauch des Schießpulvers, die Fahrt nach Indien, Italiens Kunstblüthe, die Reformation, dazu die großen Genien, Erfinder und Helden, ein kühner, tapferer Muth im Volke, ein ritterlicher Sinn im Adel, Majestät noch mit Kraft und Weltsinn bei den Königen und Fürsten — o es ist so herrlich, daß einem das Herz brennt bei dem Gedanken.

Aber auf dieser hohen Spitze, in diesem herrlichsten Kampf und Gewimmel aller Kräfte war auch die Gränze. Von hier ist es reißend abwärts gegangen bis auf den letzten Tag, den wir verlebt haben. Die Fürsten gebrauchten die rüstigen Männer zum Krieg — ach! wie wenige Weise und Glückliche haben die Menschen zu etwas Besserem gebraucht! — und die Wuth ging an Eroberungen zu machen, Monarchien zu stiften und seiner Naturgränzen Abründungen zu suchen. Weil die Fürsten in dem Kampf mit den Magnaten in den vorigen Jahrhunderten das Volk allmälig zur Einheit zusammengeschlagen hatten, so konnten sie dem Ganzen leichter eine Bewegung geben, sie konnten auch vom Volke mehr nehmen, ohne es zu sehr zu drücken. So wurden die Kriege länger, die Heere durch Gewohnheit allmälig stehend und an die Person des Regenten gewöhnt als seine Leute und nicht als die des Volks. Mit den Heeren bekam der Fürst so immer mehr die Macht in die Hände, des Ganzen besser Herr zu werden und zugleich die Heere zu vermehren. Doch bis auf den drei=

ßigjährigen Krieg waren in Friedenszeiten 25 bis 40000 Mann die höchste Zahl stehender Soldaten in Staaten, die jetzt 300000 bis 400000 unterhalten. Nach dem dreißigjährigen Kriege ward alles anders. Frankreich stand da als der mächtigste Staat, das Volk war im vollen Wuchs und Gefühl seiner Kräfte, ein mittelmäßiger König, der durch Repräsentation und Liebenswürdigkeit ein trefflicher Franzosenkönig war, hatte den Ehrgeiz ein Eroberer zu heißen und ward durch seine großen Feldherren, durch seinen abscheulichen Minister Louvois, durch seine Jesuiten, ja sogar durch seine Hofpoeten, Balletmeister und Weiber in dem Wahn unterhalten, daß er der größte Held und Mann des Jahrhunderts sey, und ließ sich schon bei seinen lebendigen Ohren Ludwig den Großen schelten. Teutschland und Niederland waren sein Ziel und fühlten die Uebermacht seiner Hunderttausende. Seine ewigen Eroberungskriege, seine immer gerüsteten Heere zwangen die übrigen Staaten nach Verhältniß gegenan zu rüsten. Ludwig ward alt genug, das Elend noch mit anzusehen, was

er über seine Nation gebracht hatte, aber die Folgen seines Ehrgeizes blieben.

Von dieser Zeit datirt sich die schreckliche Last der stehenden Soldaten und die Schmach der Völker. Soldat und Bürger stehen seitdem in den meisten europäischen Ländern als zwei einander ganz fremde Dinge, in manchen sogar als Feinde einander gegenüber. Wer nicht Soldat ist, hat hinfort mit der Ehre und dem Gebrauch von Wehr und Waffen nichts zu thun noch mit kriegerischen Uebungen, wie es im Mittelalter jedes freien Mannes Ehre und Recht war. So sind die Uebungen der Männlichkeit, und mit ihnen ist auch ihr Sinn ausgestorben und ehrlose Sklavenfeigheit ist bei den Unbewaffneten sogar durch Gesetze privilegirt worden. Am meisten aber hat die Noth die Völker erniedrigt. Die Unterhaltung dieser unzähligen Heere, die Kriege, die mit ihnen ewig und durch die Menge der Menschen zerstörender geworden sind, haben zuerst den adamitischen Fluch recht zur Wirklichkeit gebracht: im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brod essen. Der liebe Gott hatte

es leidlich genug mit den Menschen gemacht, und ihnen eine immer noch fruchtbare und schöne Erde hinterlassen. Aber die Schläger sind die Herren der Welt geworden, jetzt erst beherrscht das Schwerdt den Pflug, und was die Menschen in Freude und Lust für ihre Arbeit genießen könnten, was in schöner Freigebigkeit an Pracht, Kunst und Wissenschaft reich verwandt werden könnte, wie in einigen Epochen des Mittelalters, geht alles in die Kehlen der Soldaten und in den Schlund der Kanonen. So ist den Menschen die Kraft genommen und mit aller Arbeit erringen sie nur einen kümmerlichen Genuß. Fröhliche Gemüthlichkeit, genialische Gemächlichkeit, menschliche Gastlichkeit fehlen von Tage zu Tage mehr. Jetzt erst wird die uralte Klage recht wahr, daß die Welt nach Brod geht. Ja, so weit sind wir, daß die meisten selbst mitten in der Arbeit noch nach Brod schreien. Feigheit ond Geitz, die engbrüstigsten Ungeheuer, umfassen alles mit ihren Krallen. Woher soll das Schöne und Große kommen?

Bei einer so gänzlichen Verwandlung der Welt im Guten und im Bösen steht doch noch so vieles von dem Alten und wehrt sich hartnäckig mitzustürzen, und vermehrt die Verwirrung und das Unglück. Noch immer hält sich der Feudalismus, der lange veraltet ist und im Mittelalter hie und da nur eine zufällig gute Seite hatte. Jetzt ist er nicht nur ganz unbrauchbar, sondern der Bildung und den Anstrengungen der Zeit so ganz entgegen, daß ich ihn nur mit Abscheu denke. Durch ihn ist die halbe europäische Erde noch bis jetzt eine Wüste und manche Nation einem Barbarenvolke gleich, welche, von ihren Ketten gelöst, unter den großen und glücklichen seyn würde. Dieser und mehrere andere Alterthümer drücken gegen oder drücken gar nieder.

Was gesprochen ist, schildert schon die Zeitgenossen, auch das Folgende wird sie schildern, denn wenn diese Uebersicht der Dinge gut ist, so muß sie Eines Geistes und Einer Deutung seyn. Ich komme nun zu den Zeitgenossen selbst, und meine nicht bloß die großen und lau-

ten Spieler und Lärmer auf der Weltbühne, sondern den größeren Schwarm, welcher dem Spiel mit zusieht und endlich allein bezahlt. Es giebt allerdings große Begebenheiten, die wie eine lange Zeit, große Menschen, die wie ein ganzes Volk aussehen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß das Gemeine das Größte und Bedeutendste in der Welt ist. Wie dies Gemeine und Niedrige es hier unten treibt, in demselben Sinn treiben es die Ungemeinen und Hohen dort oben, die sich gar nichts darauf einzubilden haben, daß sie so hoch stehen; denn der Abstand zwischen den beiden ist doch nie so lang, als von dem Kopf zu den Füßen, denn diese stehen nur auf ihren Schultern. Was dieser große Haufe treibt und wohin er will, das treiben und wollen am Ende auch die droben nur, obgleich sie mit dickeren Backen in die Posaunen stoßen und mit stolzeren Schritten den Boden stampfen. Möchten doch alle Menschen so denken wie ich und oft das Gemeine betrachten, um ihr Bild zu erblicken! Sie würden wohl in sich gehen und sich schämen, daß es so häßlich ist, noch öfter sich schämen,

daß sie es wohl gar so häßlich gemacht haben. Sie würden aber von diesem Gemeinen, was sie gnädig Volk, gerecht Pöbel nennen, noch gar viel Verstand und Güte holen können, wenn es ihnen anders um solche gemeine Dinge zu thun ist.

Der große Text der folgenden Worte ist Brod, Brod. Darnach läuft und schreit die Menge. Sie hat es von jeher gethan, wie ich vorher sagte, aber nicht mit solcher Angst und nicht mit solcher wahren Angst. So erliegen die Menschen in Noth und Schwachheit und die Furcht jagt sie in den Geitz hinein, aus welchem keine Erlösung ist. Unter der Arbeit stöhnt die Mehrzahl der Menschen, den Genuß, welchen sie haben sollte, nimmt der Staat für seine Bedürfnisse. Genuß und Freude hat die Natur allen Lebendigen verheißen und sie müssen darnach streben, sollten sie die Lust auch von Galgen und Rad herabstehlen. Weil die Kräfte überspannt sind, weil die Staatsmaschine, welche die Menschen umtreibt, sie wie Mühlenpferde mit verbundenen Augen rundlaufen läßt, weil sie bei der neuen Ordnung in Aus-

nahmen und Vorrechten so viele alte Ungleichheit und Ungerechtigkeit sehen, so hat sich ein schlauer und spitzbübischer Sklavensinn bei ihnen angesetzt, der, wo er durch das Gesetz kann, allenthalben durchdringt und wie ein Dieb wieder stiehlt, was er als ein ehrlicher Mann gab. Es ist wenig Redlichkeit zwischen den Bürgern und dem Staat; zu welcher Entwürdigung dies führt, ist begreiflich. So im gemeinen Diebssinn genießen die meisten Menschen jetzt das Leben und seine Güter, ohne das Gefühl, daß, was einer hat, allen gehöre und alle es mitgenießen sollten. Weil sie dabei immer noch fühlen müssen, daß ihnen bei aller Arbeit doch kein Menschengenuß kömmt, sondern nur wie des Tigers, der seinen Rachen voll hat, so haben sie eben keinen freudigen Arbeitssinn, sondern die meisten sind faul, gehen wie Sklaven darum hin und bürden sie gern andern auf, suchen aber destomehr zu genießen: die schlimmste Erscheinung der entarteten Menschheit.

Menschensinn ist hierin nicht, ja selbst der Bürgersinn ist hiebei unmöglich. Wo gemein-

schaftliche Freude und Genuß die Menschengesellschaft nicht mehr verbindet, da wächst nichts aus dem Innern wie Eine Blüthe des Strebens und Wollens hervor, sondern alles geht nach außen. Je weiter nach außen, desto weiter zum Nichts. Entbehrung und Armuth haßt dies Geschlecht wie die Pest, und wie die Dinge stehen, ist es die schlimmste Pest von allen. Wo die Kraft nicht mehr bedeutend werden kann unter lauter Schwächlingen und Gesindel, da macht man vergängliche Popanze für ewige Werke und für menschliche Thaten, die auch ewig sind. Die Angst vor dem Tode, wo kein Leben ist, vor dem Hunger, wo Armuth und Schande fast gleichbedeutend werden, quält sich selbst für die künftigen Geschlechter. Gold wird gesammelt, oft gestohlen von dem Bürger und vom Staat. Tugend steht nach Gold, reich und vornehm seyn ist edler, als tapfer und gütig seyn. Ist der Bauer ein Bürger, der Bürger ein Edelmann, der Edelmann ein Graf geworden — das sind die Höhen, die diese Menschheit erklimmen kann, das ist ihr edelstes Streben — alles hin zum Ari=

stokratismus, zur Verachtung der Menschheit, zu dem leeren, hohlen Nichts. Besser seyn kann auch nicht, was man Humanität der Gesellschaft nennt, worauf die jetzige Zeit sich sogar etwas einbildet — Verleugnung der Wahrheit, der Menschentugenden, Entsagung der Kraft und Würde, damit alle Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit ja ungestoßen durchgehe; immer das kahle Bewußtseyn gegenwärtig, daß man etwas Eigenes ist und vorstellt, nie das größte natürliche, daß man ist.

Und die Geselligkeit und die Vergnügungen? Ja freilich nach Vergnügungen jagt der Mensch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Lustbarkeiten so viele; aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel, wodurch selbst der Barbar herrlicher ist, als ein flaches, strohenes Geschlecht. Zusammen sind die Menschen mehr als zuviel, aber alle mit Lügengesinnung und Eitelkeit. Deswegen ist die gewöhnliche Geselligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie sollte es nicht? denn geitzig und kümmerlich mit mancherlei Aengsten und kleinen Absichten kommen

sie zu dem, was sie ihre Vergnügungen nennen. So ist die Lust lange todt und die Unschuld zu Grabe getragen, ehe sie unter den Leuten erschienen ist. Nichts karakterisirt die völlige Absterbung des Naturtriebes und der Selbstkraft besser, als die Jugend. Geschieht das am grünen Holz., was soll am dürren werden? Da ist alles Frische und Muthige stumm, was sonst kühn hervorbrach im Guten und Bösen. Eine Zucht schon bei Knaben, welche die wahre Unzucht ist, weil die schwache Natur nicht aus dem Ei kommen kann und in der Geburt stirbt. Die Jünglinge bei aller Quecksilbrigkeit der Zungen und Füße, verkümmerte Greise mit zwanzig, vier und zwanzig Jahren. Es ist ein entsetzliches Gefühl, wie die Jugend alt und grau geworden ist. Kann man dem Menschen nicht ansehen, daß er ewige Jugend bewahrt, so muß man ihm doch ansehen können, daß er älter werden kann. Diese sind schon alt gebohren.

Was die Jetzigen als Bildung und Humanität in der Gesellschaft an sich rühmen, das rühmen sie wohl als Stille und Zucht im Staate,

und schelten die Generation vor ihnen barbarisch. Auch hier ist nichts Braves. Ohne Widerstand, ohne verständige Worte der Freiheit und Männlichkeit, die selbst zu Fürstenohren dringen würden, tragen sie demüthig mit Eselsgeduld und schleppen sich verdrossen und brummend weiter. Aber ist der Wächter nicht da, wo bleiben die Säcke? Dies Geschlecht gehorcht nicht aus Gehorsam gegen Gesetze, denn da muß man ein Gesetz achten, es gehorcht nur, so lange es muß. Feig und schelmisch aber umschleicht es sie, wo es kann und wohin die Strafe nicht reicht.

Weil kein edler Trieb, kein kühner Sinn durch die Brust geht, so fehlt es den Trieben an Haltung, und Eitelkeit, das Kind des Mangels, ist die Herrin des armen Lebens. Sie liebt den Wechsel, den Gesellen des Nichtigen. Nie hat daher die Mode geherrscht wie jetzt; schneller und vorübergehender, je ärmer wir werden. Wie staune ich, wenn ich die zwanzig Jahre meiner Erinnerung zurückdenke! Was damals im Schritt ging, geht jetzt im Galopp. Geht von den Flittern eurer

Schuhe, von den Tituskôpfen eurer Stutzer und den Müffen eurer Damen bis zu den Konstitutionen und Schlachten der letzten Jahre und ihr versteht mich.

So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Fantasie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde. Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal, die Idee einer ewigen Nothwendigkeit; wir sind so klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin. Religion — der schlaue Sklav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampf in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit wiederspiegelt.

Und die Kunst, sie spielt ja mit den Bildern des Ewigen und Unvergänglichen, was sollte sie unter diesen Gesellen machen? Das

Schwächliche und Unzüchtige, was ihr nie angehörte, was man mit ihrem heiligen Namen nennt, das bedeutungslose Spiel mit den nichtigen Ephemeren und Götzen der Mode, der leere Klang des Augenblicks — das meint man für sie. Ihr Sinn ist unwiderbringlich unter dem Volke verloren. Es ist wunderbar, wie schnell alles Lebendige sich vergeistigt, alles Frische verdorrt hat. In meiner Kindheit da wandelte noch Gott und die Engel um die Häuser der Menschen und um die Wiegen der Kinder, da gingen noch Gespenster rund und Mährchen aus alter Zeit tönten süß zu dem Wiegenliede der Nacht, alte Lieder wurden gesungen und im Frühling und Herbst klang es frisch aus Feldern und Büschen. Auch das ist ausgestorben, selbst der Geringste spricht davon wie von Kinderalbernheiten und Aberglauben; er ist ja klug und arm geworden wie die Vornehmen. Was von Kunst da ist, steht dieser Welt fremd und ist wie aus andern Welten und Zeiten. Ich sprach oben bei den Dichtern davon. Das Herrliche, was ja noch da ist, vergeht in der Blüthe ohne Freude und

stirbt früh, weil es nicht mit den Lebendigen leben kann. Mich dünkt, man fühlt dies bei nichts mehr als bei der Musik. Sie ist der rechte Klang und also auch wohl die rechte Kunst der Menschenseele, und sie sollte also wohl nie anders werden können, als sie gewesen ist, wenn sie anders je recht war. Wie lieb und fromm klingen uns die alten Weisen und Lieder! wie gemüthlich und freundlich verwandt gehen sie zum Herzen und geben so viel zu sinnen und zu träumen! Aber hört das Neue. Haben die Menschen keine Ohren mehr oder konnte selbst diese Kunst überkünstlich werden?

Erstarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart und wo noch Bewegung ist, da ist doch keine Stätigkeit und Beständigkeit in ihr. Ei, spricht man, was du alles weißt. Ist denn nicht Muth genug unter den Menschen, nicht Verachtung des Todes genug? und du sprichst von Lebensangst. Ich weiß, wohin man will. Aber ich sehe nur Muth hie und da in Schlachten und eben auch nicht zu viel. Der Krieg aber ist nur einer Krank-

heit gleich, einer Wuth der menschlichen Natur, und nicht gern möchte ich das ganze Geschlecht darnach richten lassen. Muth heißt mir Ruhe und Besonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten mit Aufopferung, Wahrheit und Freiheit in Rede und That ohne den Rückblick auf Gold und Ruhm. Das sind andere Kämpfe und edlere, als die unter Trommeln und Pfeifen und vor Kanonenschlünden. Manche hat die Zeit sterben sehen, wie sie meinte, für edle Dinge, nicht ich. Die Menschen sind wie Missethäter oder Narren zum Schafott gegangen, nicht wie Menschen. Als Berauschte und Wahnwitzige sprachen sie im Schall prunkender Worte, was die Mannsthat nicht zu sprechen bedarf.

Auch nenne man mir nicht den Enthusiasmus der Zeitgenossen. Ich werde unten bei den Franzosen mehr davon sagen. Auf Pfützen werfen sich am ersten Blasen auf, aber die tiefen Ströme gehen ruhiger. Winde wehen und lassen keine Spur, wilde Bergwasser brausen und zerstören nur. Wo die Menschenkraft wirkt, will ich Schöpfung sehen, denn zum Erschaffen und Bilden ist der

Mensch auf Erden. Was hat eure Schwärmerei gethan, gewollt, wo ist sie geblieben? was thut, was will sie noch? Wo sie Verwilderung und Knechtschaft bringt, da war sie eine Schwäche, eine Krankheit, die mit dem Tode endigt. So sind alle Aeußerungen der Zeitgenossen, die edleren Aufwallungen gleich sehen. Es sind krampfhafte, ungesunde Zuckungen, welche die Unnatur und Ueberspannung verrathen. Man sollte nach manchen Zeichen glauben, kein Zeitalter habe mehr Religion gehabt, als dieses. Aber weil man sie nicht mehr hat, weil man mit der Ohnmacht nicht mehr zu dem hohen Himmel der Idee reichen kann, und für das heilige Gefühl und den stillen Dienst der Natur zu klug und zu schlecht ist, macht man sich Fantome, die man anstarrt, äfft sich mit Selbstbetrug und wird nicht weiser noch glücklicher, als man beim Ausgang war. Wie viele Mysterien und geheime Gesellschaften! welche Gaukelei mit Wortklängen und mystischen Empfindungen! welche Arbeit, den Leuten einzubilden, man sey heiliger und eingeweihter, als sie! Was soll man glauben?

Nichts, denn nichts Göttliches wird daraus gebohren. Der Trieb nach solchen Dingen beweist das Bedürfniß, das leere Spiel mit dem Heiligen die Wüstenei der Herzen. So führen Lüge und Eitelkeit die Zeitgenossen im Wahn, doch unten am Boden hält der Instinkt eines natürlichen Weltglaubens und Güte und Liebe, die doch mehr kann, als alle Lüge, das Wankende noch zusammen.

Die alten Völker.

Man zieht endlich die gewisseste Lehre aus der Geschichte, daß die Gegenwart sich nie von der Vergangenheit warnen läßt, daß die Völker durch Thorheiten und Unfälle früherer Zeit nicht klug werden. Ich habe hier mit den Geschichten und Entwickelungen der alten Völker im Allgemeinen nichts zu thun, nur mit Einem Gesichtspunkte gehe ich durch die weite Länge von Jahrtausenden zurück. Ich will den Neueren eine Aehnlichkeit zeigen, woran man selten gedacht und noch seltener geglaubt hat. Man hat die alten und neuen Geschichten und Schicksale mehr getrennt von einander, als recht ist, und sich in die thörigte Sicherheit einwiegen lassen, als wenn in Europa nicht wieder geschehen könnte, was einmal geschah. Ich will einige Weltrevolutionen alter Zeit berühren, will versuchen zu zeigen, durch welche Begebenheiten und Künste Völker, deren Bil-

dung mit der unsrigen Aehnlichkeit hatte, stiegen oder sanken, durch welche List und Tapferkeit auf der einen, durch welche Trägheit und Zwietracht auf der andern Seite Herrschaft und Knechtschaft verdient ward. Ich will zugleich das Streben und die Gesinnung der Menschen in solchen merkwürdigen Wechseln schildern. Wird dann kein Spiegel daraus, worin die Jetzigen wahre Bilder sehen können, so habe ich etwas Vergebliches gethan.

Der Orient ist eine ganz eigne Welt für sich, und seine Dinge und Geschichten lassen sich wohl mit denen des Occidents vergleichen, aber sie geben wenige Berührungspunkte mit ihm; überdies haben wir über seine früheren Revolutionen und Begebenheiten nur kümmerliche Bruchstücke. Ich bleibe bei den drei Völkern stehen, die vor der neuen Epoche weltherrschend waren, bei den Persern, Griechen und Römern.

Die Perser sind mir keine Orientalen in orientalischer Bedeutung, sie gehören halb dem Occident an. Kleinasien, Armenien,

Medien, Parthien, Hyrkanien, selbst das sehr südliche Persien im engern Sinn sind mit Griechenland, Italien und Hispanien Ein Land. Freilich die letzten von jenen liegen viel südlicher, aber hohe Gebirge, die mehrere Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, bringen selbst den Süden zum Norden und in der ganzen Natur und im Menschen war und ist heute noch viel Aehnliches mit nördlichen Klimaten und Nationen. Zwar ein stiller und mystischer Geist des Orientalismus weht durch die Nähe schon über alle diese Länder, eine gewisse überfließende Fülle, ein üppiger Glanz des Lebens und der Kunst; aber wenn wir den wenigen Zeichen glauben, wo die Alten uns nichts vorlogen, wenn wir neuen europäischen Reisenden horchen, so lebt in jenen Bergländern auch jetzt immer noch abendländische Kraft und Tapferkeit, obgleich die Gewalt des Muhamedanismus ganz anders gewirkt hat.

Ich muß auch hier einmal aussprechen über die Perser, die Griechen haben uns von diesem edlen Volke entsetzliche Lügen gesagt. Durch Eitelkeit und Unwissenheit waren sie eben so we-

nig im Stande, als die Römer, von Fremden Wahrheit zu sagen. Ist es nicht arg, daß diese Hochgebildeten, deren bedeutende Staaten oft zwei, drei Jahre stehende Gesandschaften am Hofe des großen Königs hatten, die in Krieg und Frieden so mannigfaltig mit den Persern verbunden waren, uns von dem eigentlich Merkwürdigen dieses Volks so gut als nichts sagen, z. B. von ihrer Religion, von dem Innern ihrer Staatsverfassung, von ihrer Bildung und ihren Sitten? Sie werfen, was am Hofe des Weltherrschers vielleicht erschien, bequem auf das ganze Volk und hüllen alles in die weiten Worte orientalische Ueppigkeit und Feigheit ein, womit sie nichts als ihre Dummheit und ihren Stolz beschreiben. Nein, es war gewiß ganz anders. Bei einem Volke, das von Feinden und Fremden immer nur das Schlimme meldet, ist das negative Stillschweigen etwas Positives. Ich halte hoch auf die Perser und ihren Karakter und werfe einige Winke hin zur Rettung ihrer Ehre. Auffallend ist es, daß in den griechischen Geschichten bei allem allge-

meinen Schelten dummer Verachtung durchaus fast nichts Schlechtes und Niederträchtiges von der persischen Nation erzählt wird. Die Griechen, indem sie ihren Patriotismus und ihre Großthaten ausposaunen, erscheinen doch, so tapfre Streiter sie seyn mögen, immer als die Schelme und Betrüger und müssen bei Schlachten und Verhandlungen oft unwillkührlich persische Edelmuth rühmen. Ich möchte einmal Perser lesen über Marathon und Platää. Die griechischen Aufschneidereien sind handgreiflich. Groß waren die asiatischen Heere gewiß, aber wenn man das Fünftel und Zehntel setzt, hat man wohl die richtige Zahl. Es ist unmöglich, besonders bei der unvollkommnen Kriegskunst und Verpflegung der alten Zeit, daß sich so viele Hunderttausende in dem kornarmen Lande unter dem Hämus und den Kambunischen Bergen füttern konnten. Eben so müssen wir die Menge der Erschlagnen verkleinern. Es bleibt für die Hellenen brav genug, diejenigen aus dem Lande geschlagen zu haben, welche sie zu unterjochen kamen. Der Perser war schön von Gestalt und ritterlich, was vom alten

Stamm noch übrig ist, gehört auch jetzt noch zum schönsten Menschenschlag; er war scharfsinnig, gewandt, gebildet, mild und freundlich gegen Fremde und Unterworfene. Persiens Provinzrn blühten meistens in Wohlstand und waren nicht streng regiert. Man sieht bei den asiatischen Kriegen der Griechen und Perser gar keine Neigung derselben, lieber dem Bauer der Griechen zu folgen, die den Mund so voll hatten von Freiheit und Unabhängigkeit. Sie fühlten wohl, was das bedeutete, und die Griechen machten auf ihre Kosten eben solche Operationen, wie Bonaparte jetzt in Madrid, Amsterdam und Florenz; aber freilich der Name Freund und Bundsgenosse, den sie gaben, war nach ihrer Meinung mit keinem Golde zu bezahlen.

Was man in der Griechen Zeit Perser nannte, wenn man das herrschende Volk meinte, waren die Meder, Parther und Perser, welche die schöne Gebirgkette vom Kaukasus südlich hinab bis etwa dreißig Meilen vom persischen Meer bewohnten, ungefähr in der Strecke vom jetzigen Tiflis bis Schiras. Das

Hauptvolk in der frühern Perserepoche waren die Meder, der Persername ward nur der allgemeine, weil eine persische Dynastie regierte. Nach den Ueberlieferungen und Geschichten der Alten war in diesen Ländern von frühe her, als die Despotien Assyriens und Babylons lange gewesen, untergegangen und neu entstanden waren, eine gesetzliche europäische Verfassung gewesen. Gebirgvölker sind tapfer und trotzig und lieben die Freiheit. Angriffe der mächtigen Staaten umher gaben endlich den nördlichen Volksstämmen einen medischen, den südlichen einen persischen König. Dies waren aber keine orientalischen Despoten, sondern durch Sitte, Religion und Gesetz eingeschränkte Monarchen. Dies wissen wir aus manchen Annalen und Berichten der späteren Zeit, dies lernen wir von Xenophon, der die persischen Dinge sehr gut kennen konnte. Immer mag seine Cyropädie ein Prinzenspiegel und ein schöner Roman seyn, er war ein zu gescheuter Mann, als daß er die Scene bei einem Volke gesetzt hätte, wo der Sitz des Despotismus war, was alle Griechen seiner Zeit wissen konn-

ten. Selbst in den nächsten Jahrhunderten nach Cyrus, als die Herrlichkeit des Perserstaates durch Luxus und Serailregierungen zu zerfließen anfing, waren doch orientalische Gewaltstreiche nicht orientalische Regel; nicht des Sultans Wort, das Gesetz richtete die Prinzen und Statthalter. Und wäre selbst da etwas Orientalisches geschehen, beweist dies denn immer den Sklavensinn und die Sklavenverfassung des Volks? Die Merovinger wurden Serailkönige, die Burboniden in Madrid und Neapel sind es, in Paris hat ein neuer Sultan orientalische Gerichte und Hinrichtungen gehalten.

Viel Schönes hatte dies Volk, was es von Despotenvölkern auszeichnet. Seine Religion — welche erhabene Erscheinung im Orient! seine Magier, welche wirklich heilige und ehrwürdige Priester! Den geheimen Geist der Natur, welcher unsichtbar durch das Ganze wandelt und es erhält, beteten sie im Symbol des zartesten, feinsten und schnellsten Lebens, des Lichtes, an. Aber dies war nicht blos Sublimation der Idee im Geiste, es war Heilig-

keit und Reinheit im Leben. Die Magier waren eine geheiligte und erhabene Klasse im Meder- und Perservolke, aber sie waren nicht aberglaubische Priester, sondern auch die Männer, Richter, Züchtiger des Volks. Wir haben wenig Worte über sie bei den Alten, der Franzose Anquetil, die Engländer in Kalkutta haben in den letzten vierzig Jahren ihr Andenken wieder lebendiger gemacht. Die Sache ist im Streit, aber alt und wahr scheinen die Grundzüge des Zendavest zu seyn. Welche Vergeistigung des Lebens, welche zarte und fromme Würdigung der Natur, welche liebende Sorgfalt für alles Lebendige, welche Reinheit und Unschuld der Sitten, welche Ehre des Ackerbaues und Fleißes! und alles dies Eines Ziels und Einer Sorge, die geistigen Lehren im Leben einfältig und begreiflich zu machen. Dies ist etwas, was einmal gewesen ist und unter Menschen gelebt hat. Solches konnte der kalte und trockene Anquetil nicht dichten, solches konnten die elenden Flüchtlinge der Gebirge, die etwas ähnliches nicht haben, nicht als das Ihrige erfinden.

Ich komme zu meinem Zwecke. Wie entstand die persische Monarchie? Man hat in den neueren Zeiten sehr leichte Erklärungen, indem man den Knoten durchhaut. Die rauhen und barbarischen Völker sind die Sieger, weil sie wild und stark sind, die gebildeten gehorchen, weil sie verweichlicht sind, und lassen sich geduldig zusammenhauen und zusammentreten. So hat man das Phänomen der Monarchie des Cyrus, so die spätere Weltstürmerei von Dschingis und Timur erklärt. Aber nur Gedankenlosigkeit oder Unwissenheit macht solche Allgemeinsätze. Barbaren und Gebildete sind aufs Höchste genommen gleich. Was der Barbar an physischer Wuth und Stärke hat, das hat der Gebildete an Hülfsmitteln, Maschinen, Waffen. Es müssen andere Gründe seyn, daß er sie nicht gebrauchen will oder kann; andre Namen, die in der Geschichte gewöhnlich verschwinden, und andre Begebenheiten haben Trümmer und Vorarbeiten gemacht. Man fange die Macedonier mit Alexander an ohne Philipp, man stelle Bonaparte ohne die Revolution hin, so versteht man mich. Sagen erzählen, wo-

durch die Persermonarchie ward, die Geschichte zeigt, wodurch sie fiel.

Es war in dem Jahrhundert vor Cyrus eine Völkerjagd in Nordasien, welche die Vorarbeit machte. In jenem weiten Scythien über und jenseits dem schwarzen und kaspischen Meere waren Revolutionen, welche neue Barbaren gegen Westen und Süden trieben, wie später Hunnen, Ungern, Mongolen, Türken. Die Scythen rauften sich mit den Cimmeriern, die in der Angst über Hals und Kopf flohen und erst nach einigen hundert Meilen Weges still standen. Ein Theil der Cimmerier lief in dieser Angst durch die Pässe des Kaukasus und rettete sich in die festen und fruchtbaren Gebirge Kleinasiens. Die Scythen — Gott weiß, was für ein Volk — folgten nach mit dem Schwerdt in der Hand über das Gebirge und kamen südlich und westlich in ein schönes Land, das ihnen gefiel. Andre rückten nach und über ein Vierteljahrhundert weideten sie als die Herren von Halys und Kaukasus bis nach Syrien, bis sie endlich eben so aus der Geschichte verschwinden, als sie kamen. Asien ward un-

bewehrt von diesen Wilden überfallen. Die Meder im Norden waren noch unbedeutend, eben so die Perser weiter südwärts, die Völkerschaften neben ihnen wohnten noch frei und unabhängig sowohl östlich als westlich in Kleinasien bis an die kleinen Reiche der Lydier und Phrygier, im Süden die Staaten von Syrien und Babylon entnervt und durch lange blutige Eroberungskriege mit den Syrern, Phöniciern, Juden und Aegyptern geschwächt, damals schon im völligen Sinken. So konnte der wilde Barbarenhaufe frei fortströmen und mit dem Schwerdt in der Hand gebieten, weil kein großer Staat da war und keine Verbindung gemeinschaftlichen Widerstandes zusammen kommen konnte. Wie sie plünderten und wütheten, kann man aus avarischen und mongolischen Nomadenzügen wissen. So saßen sie acht und zwanzig Jahre in Südasien. Die Ebenen von Kleinasien und Mesopotamien litten sicher am meisten, denn dies war Boden für Nomaden. Die Gebirgvölker kamen wohl leidlicher davon, gehorchten und bezahlten Tribut, bis sie ihren Vor-

theil ersahen, aus ihren Bergen herabfielen und die rohen Gesellen erschlugen oder über den Kaukasus zurückjagten. Dies wird ausdrücklich von den Medern erzählt; ein Beweis, daß diese in der Sicherheit der Berge ganz geblieben waren, und zugleich, daß rohe Nomaden nur da Staaten stiften, wo keine mehr sind.

Etwa funfzig Jahre nach dieser Epoche erschienen die Meder und Perser als Eine Nation und der Perser Cyrus als ihr König. Die meisten Alten lassen die Perser die Meder überwinden und zum ersten Staat ihrer weiten Herrschaft machen. Dies ist mir kaum glaublich und Xenophons Roman scheint mir hier historischer, als die Geschichte, die von Cyrus noch so sehr Roman ist. Wir finden die Perser und Meder unter Cyrus sogleich als Ein Volk zu gemeinschaftlichen Eroberungen und Herrschaft verbunden, das Medische und Persische eng in einander geflochten, gleich geltend, gleich geehrt, gleich gebietend. Dies war nicht die Weise eines siegenden Volks mit dem Besiegten in jener Zeit, ist es in der unsrigen noch nicht.

Das Wahrscheinlichste ist also, daß durch alte Verwandschaft oder neue Verbindungen die beiden Völker Eins wurden. Mit diesen tapfern energischen Bergvölkern begann Cyrus seine Laufbahn und war in dreißig Jahren Herr von Südwestasien bis an den Nil und Hellespont; sein Nachfolger unterjochte noch Aegypten. Die Arbeit war jetzt leicht. Assyrien war schon früher unter die Meder gefallen; die Blüthe und Volksmenge der schönen Ebenen Kleinasiens und Mesopotamiens war durch die Scythen zerstört, das folgende Geschlecht durch Elend und Sklaverei erniedrigt; nur in die Städte hatten sich noch Wohlstand und Menschen gerettet und diese hielten auch allein den Sieger auf. Kein Bund hielt die Bedrohten gegen den gemeinschaftlichen Feind zusammen. Die Monarchien von Lydien und Babylon fielen zuerst, Syrien und Palästina waren seit lange schon Sklavenländer und brauchten nur in Empfang genommen zu werden. Sie gehorchten dem milden Sieger lieber als ihren vorigen Tyrannen. Aber in den Bergen Kleinasiens wohnten noch ganze und streitbare Völkerschaf-

ten. Nie sind die Gebirgvölker am schwarzen Meer im Pontus und Paphlagonien bezwungen, kaum die des Taurus in Lykaonien, Isaurien, Cilicien. Sie gehorchten den Persern nur, wann sie wollten; so später den Römern, Griechen, Türken. Mit den unbezwungenen südlich und östlich am kaspischen Meer war langer Kampf, den Cyrus nicht vollendete. Die Eroberer, einmal in Bewegung, wälzten die unterjochten Völkerschwärme mit, um neue zu bezwingen. Aegypten ward unterjocht, Europa unglücklich bestürmt; dann ließen die Enkel der Eroberer sich gefallen zu genießen, wofür die Väter gearbeitet hatten.

Die Perser ruhten und verdarben sich, spricht man. Das finde ich nicht ganz. Sie herrschten mild über die Bezwungenen und ihre asiatischen Statthalter kauften die griechischen Tugenden und hielten das schlimme, gerührige Volk bei sich selbst in Athem, um an ihren Gränzen Ruhe zu haben. Nicht die Sitten, sondern die Einrichtungen dieses Volks hatten Schuld an dem Sturz des Staats. Man hatte nicht die kleine List, mit Gewalt die Besieg-

ten den Siegern an Sprache, Sitten und Gesetzen gleich zu machen, man kannte noch nicht das Aussaugungssystem der späteren Römer, wodurch alles wenigstens gleich elend und schlecht ward. Das Sorgloseste war aber das Militärsystem der Perser und dadurch fiel ihre Monarchie. Der Heerhaufen war wie zur Zeit der Eroberer. Kein gemeinschaftlicher Geist, keine gemeinschaftliche Uebungen, keine Gleichheit der Bewaffnung, keine Einheit der Sprache und des Befehls. Es war noch zweihundert Jahre nach Cyrus ein barbarisches Gemisch von zwanzig bis vierzig Heeren, so viel als Nationen bei'm Aufgebot zuzogen. Es war vorauszusehen, daß ein Heer, doppelt so groß, als das größte dieser einzelnen, mit frischem Muthe, herrlich durch Uebung und Geist und durch das Glück und Vertrauen des Anführers leicht siegen und auflösen würde, was nie zusammenhing, sondern nur zusammenzuhängen schien.

Die Griechen. Man wandelt mit einer heiligen Wehmuth über die Ruinen dieses Volks, denn seine Erinnerungen sind die Erinnerungen des herrlichsten Lebens und der lieb-

lichsten Naturblüthe, die jemals in Geschichten aufgegangen sind. Es ist einem der menschliche Wunsch der Täuschung zu vergeben, daß ein solches Volk nie untergegangen seyn möchte. Aber erhebt sich aus der sinnvollen Wehmuth der Gedanke, so muß der Wunsch zurückfliehen; denn das Unmenschliche muß vergehen. Es ist in den treflichen Geschichten dieses genialischen Volkes, besonders in den Ansichten und Urtheilen der Neueren darüber Viel aufzuräumen. Man hat sich das Zeitalter und den allgemeinen Sinn desselben selten deutlich gemacht und urtheilt und verurtheilt einseitig, ohne zu wissen was. Hätte man es da doch lieber wie die Alten gemacht und bloß erzählt, was sich begab und geschah, so lange man den Grund desselben nicht begriff. Wunderbareres begegnet einem nie, als die verschiedenen Urtheile über diese Nation anzuhören. Einige machen sie nicht nur zu dem genialischesten und künstlerischesten Volke, was sie waren, sondern auch zu dem gerechtesten, freiesten und glücklichsten. Andere finden in ihnen freilich viel Witz, Gewandheit und Tapferkeit, aber sonst nichts als

Schelmerei, Nichtswürdigkeit und Kleinlichkeit bis auf Alexander. Zwar mit ihrer Kunst sind sie leidlich zufrieden, was sie aber in Wissenschaften gethan haben sollen, sey unbedeutend und ihre Kaziken- und Reichsstädtetumulte und Geschichten ihnen so wichtig nachzuerzählen, sey eben so ärgerlich, als albern. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Herren haben auf beiden Seiten Recht, nemlich wie sie die Dinge sehen und schätzen. Für das richtige Sehen so grauer Dinge haben wenige Menschen Augen und die Brillen sind ja viel später erst in Florenz erfunden, also keine alte Brillen übrig aufzusetzen. Hier scheinen unendliche Widersprüche, auch wenn man dies Volk am besonnensten betrachtet. In unserer Zeit würde nicht mehr möglich seyn, was damals wirklich neben einander bestand. Die Parteien werden sich näher kommen, wenn sie Verstand begreifen.

Haltung, Heiterkeit, fröhlichen und genialischen Sinn gab das Klima. Dieses und das Glück brachten dem Volke einen freundlichen Kultus, leichte Sitten, freie Verfassun-

gen. Es war eine jugendliche Zeit, der Mensch hatte alle Kraft und Kühnheit noch unzerschnitten beisammen, war noch ganz in der Fülle des Lebens, der Gottheit und Natur. Es war wirklich irdisch lebendig da, was er in der Kunst als leuchtende himmlische Bilder über das Leben empor stellte. Jeder Trieb selbst im üppigsten Genuß war unschuldig, die Natur heiligte ihn, so lange die Kraft da war. Wären die Menschen Sünder und Buben gewesen mit unsern Gefühlen, wie hätte solche Majestät, Einfalt und Unschuld in ihre Worte und Werke kommen können? Klein war ihre Geschichte, wenn man nach Meilen misset, wie unsere neuen Herren gewöhnlich thun. Wahrlich nach diesem Maaße sind die Kalmucken eines der herrlichsten Völker und die Russen die größte und merkwürdigste von allen jetzigen Nationen. Nein, die griechischen Geschichten gehören der ganzen Erde an, weil sie bildend über die ganze Erde gegangen sind. Die Schlacht von Marathon, die Kämpfe bei Leuktra und Chäronäa werden noch jetzt von Petersburg bis Lissabon nicht blos mit Theilnahme und Bewun-

derung gelesen, sondern in allen ihren Wirkungen gefühlt. Von hieraus ist das Gesetz, die Religion, die Philosophie, die Kunst in das finstere Abendland übergegangen, von hieraus haben die höchsten Ideen des Staats und der Gesetzgebung sich ergossen, wie die süßesten Empfindungen und Spiele der Freude und Liebe. Dadurch ist die Geschichte dieser kleinen Reichsstädte und Kaziken, wie Herr Schlötzer sie nennt, ewig groß, aber sie ist größer durch sich selbst. Sie ist bis jetzt fast die einzige Geschichte, die wir haben. Lies Herodot, Xenophon, Thucydides. Wie still und sinnvoll geht die Zeit vor Dir vorüber! wie ist alles jung, einfältig, mächtig, lebendig! Das ganze Leben jener Zeit und seine Bedeutung fasset man ohne Geschwätz und Urtheil auf, es ist wie eine schöne Dichtung, aber das Wirkliche und Menschliche geht leibhaftig daraus hervor, wie der stille, durchsichtige Strom in seinem klaren Spiegel alle Blumen, Bäume und Berge seiner Ufer zeigt. Hätten die Griechen auch nur für Attika, den Peloponnes und die Inseln gelebt, doch würde ihre Geschichte durch

die Darstellung Weltgeschichte seyn. Wer sich mit Franken, Slaven und Mongolen zu viel zu thun macht und durch die Wüste ihrer Priestermährchen und Kronikenaufschneidereien geht, dem begegnet es wohl endlich, daß er gar nicht mehr weiß, was Geschichte ist und was wir damit wollen.

Aber diejenigen, welche meinen, daß die Griechen nicht bloß die genialischesten, sondern auch die gerechtesten, freiesten und glücklichsten waren, irren eben so sehr als diejenigen, welche sie zu einem Abschaum des Menschengeschlechts, zu einem schlauen, unruhigen, meuterischen Schurkengesindel erniedrigen. Das waren sie nicht in ihrer schöneren Zeit, sie wurden es in der Sklaverei und sind es zum Theil noch; aber leider solches kann jedem Volke begegnen. Ich will die Wahrheit sagen. In dem gewöhnlichen Thun und Treiben nach unsern christlichen Gewissen waren die Griechen eben nicht besser, als die meisten Völker, ja sie waren wohl schlechter, als manche: ein leichtfertiges, lustiges, wankelmüthiges, schmeichlerisches, oft betrügerisches Volk. Aber die

tapfer für die Freiheit fochten, die edle Gesetze erfanden, die die Künste zu einer bis dahin unerreichten Majestät hinauftrugen, es konnten solche elende Bösewichter nicht seyn, als ihre Feinde sie machen. Ein Haufe von Bösewichtern hat sich wohl einige Jahre, aber nicht Jahrhunderte in einem ordentlichen Staat erhalten können. Bösewichter haben sich wohl tapfer um die Haut geschlagen, aber nie haben sie etwas Schönes und Allgemeines hervorgebracht. Der ganze Streit über die Griechen entspringt aus der Verwechslung der Zeiten. Man richtet sie so oft nach dem Maaß der neuen christlichen Welt; das ist unrecht, dies Maaß liegt hinter ihrer Zeit: die jetzigen Griechen stelle daran und schelte sie, wenn sie nicht bestehen. Ich komme auf das Vorige zurück. Aus freiem Genuß des Lebens, aus üppiger Uebung der Kraft hatte der Mensch noch kein Arges, es war die Herrschaft der Natur; dem Starken diente der Schwache, dem Glücklichen der Unglückliche, ohne daß der Starke und Glückliche weiter etwas dabei dachte. Er selbst stand unter der ewigen Noth-

wendigkeit und stellte den Unglücklichen darunter, ohne deswegen an sich selbst zu appelliren und sich zu fragen, ob er nicht auch Verhängniß seyn könne. Gefühl allgemeiner Gleichheit des Geschlechts und seiner Würde, Sympathie mit allem Lebendigen kam erst mit der Schwäche und der Sünde; eine Epoche, die das Christenthum beginnt. Wer wagt es, Sokrates, Plato, Aristoteles, die edelsten, weisesten und liebenswürdigsten der Menschen, für gefährliche Gleisner und Bösewichter zu erklären? So hoch und so tief diese Männer drangen, so steigen sie doch in der Ansicht des irdischen Menschen selten über den Bürger hinaus. Freiheit ward bei ihnen durch Sklaverei genährt und erhalten. Der Mensch ward kosmisch bloß als Bürger und Mittel eines herrlichen Staatszustandes geachtet. Künstlich die Geburten hindern, wenn der Menschen für die Gränzen des Staats zu viele zu werden drohen, die Kinder aussetzen, die Krüppel tödten, darüber sprachen sie eben so kalt, als wir über den besten Pflug oder Reisewagen. So kosmisch beurtheilten sie alle physischen und leibli-

chen Genüße, bloß das Unmäßige war ihnen Untugend. Sind wir denn nicht verrückt, sie nach einem Sinn zu richten, der erst für das künftige Weltalter gehörte, und ihnen Tugenden und Laster aufheften zu wollen, die ihre Zeit noch nicht kannte? Das Ganze wird durch einige Worte über ihre Republiken deutlich.

Nur still, ihr, die mit griechischer Freiheit lauter seyd, als recht ist! das könnte euch übel genommen werden, denn Republiken sind wieder unmodisch geworden, und man darf sie nicht rühmen; überdies seyd ihr auch im Irrthum, denn ähnliche Republiken existiren noch in den großen Staaten als der Abscheu der jetzigen Zeit. Wir müssen nie wünschen, daß solche Freistaaten, wie die von Athen, Lacedämon und Syrakus, wieder aufleben; sie würden das entsetzlichste Unglück des Menschengeschlechts seyn. Die Sache am kürzesten ausgesprochen: alle Staaten des Griechenlandes, sie mögen sich Demokratien oder Aristokratien nennen, waren die fürchterlichsten Aristokratien. Der zwanzigste, niedrigst der zehnte Theil der Bewohner eines Landes waren zu den Thieren erniedrigte Sklaven, damit

der kleine Rest edel und frei seyn konnte. So stilisirten sich die Berner und Venediger Hochmögenden und Nobili das Volk von Bern und Venedig, so konnte eine Schaar von Landjunkern, die ihre Leibeigenen wie Bestien schinden und schänden dürfen, sich freie Bürger nennen. Man kennt das traurige Schicksal der armen Provinzialen, die den reißenden Thieren Spartas unterworfen waren: Heloten und Messenier, unglückliche Lastthiere, welche den Acker und die Bergwerke bearbeiteten, die Schiffe ruderten, in der Noth zuweilen gar für die Tyrannen mitfochten, welche man zu Tausenden niederhieb, wenn ihre Mannszahl zu stark ward, oder welchen Tod gar Lohn der Tapferkeit ward, mit welcher sie für ihre Tyrannen fochten, welchen diese Tugend Schrecken brachte — auf welche man in gewissen Zeiten und Distrikten Jagd machte, damit die freie Jugend ohne Gefahr eine wahre Kriegsübung hätte. Lies Xenophon, den Freund des Agesilaus und der Sparter, welcher ihr häßliches Bild mildert, wie er kann. Der Stock des Herrschervolkes in Lacedämon war durch die ewigen Mordkriege sehr eingeschmolzen,

und diese nannten sich in einem ächten Adelssinn ὁμοιοι, (Pares Franciae) die Pärs. Dies waren die Hochgebietenden, mit eingeschränkten Rechten folgten die ὑπομειονες und νεοδαμώδεις, welche die Gränze der Sklaven machten. Und was thaten diese freien Rothröcke? Künste waren verboten, Arbeiten schimpflich. Sie aßen, sie tranken, schliefen bei ihren Weibern, gingen in den Krieg oder auf die Jagd, übten sich in den Waffen, schwammen im Eurotas, tanzten und festeten oder plünderten und schossen Heloten. Nicht so schlimm war es freilich in andern Staaten, wo Kunst, Luxus und Lebensanmuth die Menschen milder machte. Da hatte die Sklavenmenge oft ein besseres Loos, wie z. B. in Athen, Ephesus, Korinth. Es war dies der Geist aller griechischen Staaten und aller freien Staaten des Alterthums überhaupt. Damit einige Bürger, etwa 10000 oder 20000 Männer, ohne drückende Arbeit, Noth und Zerstreuung wären, damit sie allein in Waffen, in freien Künsten und Uebungen jeder Art, in Beredsamkeit und Demagogie sich bildeten, damit solche glückliche Faulheit schöne Leiber und

Geister erzeugte, darum war der unglückliche große Menschenhaufe in tiefster Schmach erniedrigt. Selbst in ihrer Theorie der Verfassungen und Gesetze verleugnen die scharfsinnigsten Köpfe diese Ansicht nicht. Ich schließe mit allen Feinden des Griechenthums: Gott wolle uns ewig vor solcher Freiheit und Gleichheit und vor solchen Republiken bewahren! aber ich sage nicht, daß alle diese freien Herren und Pärs von Sparta, Syrakus und Byzanz verruchte und reißende Thiere waren.

Ich komme, wohin ich wollte. Bei solcher Entwürdigung des Geschlechts und bei der abscheulichsten Schändung der Menschheit konnten die Freien Tugenden und Menschlichkeit haben und hatten sie. Der Weltsinn der damaligen Zeit, wovon ich eben sprach, macht dies begreiflich. Jede neuere Nation, die sich nur etwas Aehnliches erlaubt hat oder erlaubt hätte, ist und wäre unwiederbringlich selbst erniedrigt und geschändet. Keine Hoheit der Idee, kein Adel des Gefühls, keine Kühnheit im Leben, kein Sinn in der Kunst würde je bei solchen sich

finden. Das war es, das ganze Geschlecht gehörte damals noch nicht zusammen durch Gemeinschaft des Elends und der Erlösung, es gab noch kein Gesetz über dem Bürgergesetz, noch keine Kraft über der Naturkraft. So konnten Größe, Majestät, Kunst und Freiheit auf der einen Seite, Schmach, Sklaverei, Gefühllosigkeit und Feigheit auf der andern ruhig neben einander hingehen, ohne sich die Wege zu verwirren. So sind die griechischen Räthsel auflösbar. Ich habe nur darauf hingewiesen.

Die Geschichte der Griechen also ist groß durch Werke und Thaten, größer durch die Schreiber, aber sie ist auch interessant und bedeutungsvoll durch ihr Schicksal und durch die wunderbare Aehnlichkeit und Berührung, die sie mit der neuesten Zeit und mit meinem Vaterlande hat. Thucydides und Xenophon sind die besten Kommentatoren über die großen und kleinen Republiken, über die Konstitutionen vom ersten und dritten Jahre, die einander schneller gefolgt sind, als die Geburt von Säuglingen. Athen und Lacedämon im Kampf um die Herr-

schaft, die andern kleinen Staaten und Landschaften, Partheinehmend, Freunde und Bundsgenossen. Wo Athen siegte, Demokratisirung, Verjagung der alten Familien, Gleichheit und Freiheit auf den Gassen ausgeschrien — wohin Spartas Glück drang, alles aristokratisirt und wenige hochmögende Familien unter dem Namen Volk eingesetzt. Was Partheiwuth und Haß, blutige Feigheit und herrschsüchtige List Scheußlichstes hervorbringen kann, sah man damals wie jetzt — eben die schnellen Wechsel der Verfassungen unter Strömen von Blut, eben die herrlichen Worte, eben den schnöden Handel mit der Freiheit; denn auch damals mußten die Schwächen sich bedanken und ihr Geld noch obenein geben. So zerrieben und zerarbeiteten die Griechen einander selbst und hielten das politische und tapfere Leben frisch. Die Perser spielten dazwischen und säeten durch Gold immer neue Zwietracht und verlängerten die alte, damit das ganze Volk nicht Eins würde gegen seinen alten Feind, und dies gelang ihnen beinahe 150 Jahre.

Die griechischen Staaten fingen an zu verfallen, die alten Konstitutionen Lykurgs, Solons und Pythagoras waren lange durchbrochen, die Sitten und Tugenden der Väter vergessen, der gemeinschaftliche Patriotismus für alles Hellenische, der selbst in den inneren Kämpfen der kleinen Staaten lange lebendig blieb, war nun todt. Die Kriege unter Perikles, Lysander, Agesilaus und Epaminondas waren dem ganzen Volke verderblich geworden, sie hatten in den besseren Staaten den Urstamm fast ausgerottet, wodurch Verfassung und Religion mächtig geblieben war. Man hatte schon aus allen Nationen die Bürger rekrutiren müssen. Dies gab ein entartetes Volk von Halblingen, welches das frühere Geschlecht nicht ersetzen konnte. Unter diesen Umständen trat ein Volk von Halbgriechen aus den nördlichen Bergen frisch und streitlustig hervor; die List, Beharrlichkeit und Tapferkeit Eines Mannes, des Königs Philipp, machte die Macedonier groß. Er war als Geißel nach Theben geschickt, bekam dort griechische Bildung und Künste, wodurch er seine muthigen Barbaren und die kräftigen Illyrier, Epiroten und

Thracier, welche bezwungen seine Trabanten wurden, leicht zu Siegern der entzweiten und entkräfteten Griechen machte. Sein großer Sohn züchtigte die Abtrünnigen und führte das Volk gegen die Perser. Die Eine Schlacht am Granikus gewann ihm alles, Asien mußte ihm den Krieg führen helfen. Sklavenvölker gehorchen dem Herrlichsten. Er focht bald mit gleichen Kräften gegen die Perser, und in wenig Jahren waren die Griechen die großen Weltbeherrscher. Die Römer konnten ihr Gebiet damals noch mit einigen Tagereisen zu beiden Seiten der Tiber ausmessen. Er starb mitten im Glanz weiter Herrschaft und weiterer Entwürfe, und ließ die Welt in Trümmern unter sich liegen. Etwas über zwanzig Jahre kämpften seine Heerführer um den Besitz seiner weiten Länder und die Demagogen in Athen, Theben und Korinth krächzeten wieder von Freiheit und Gleichheit, dann ordneten sich die einzelnen Theile der neugriechischen Welt, und mehrere Monarchien entstanden neben den traurigen Ruinen der alten Republiken.

Ich schreibe hier keine Geschichte der griechischen Staaten. Ihre Entstehung war zufällig, aber ihr Untergang und der Untergang aller griechischen Selbstständigkeit ist lehrreich für unsere Zeit. Die Griechen waren in mancher Hinsicht den jetzigen Teutschen zu vergleichen. Sie waren ein weit herrschendes, mit ihrer Sprache, ihrer Kunst und ihren Kolonien ein weit verbreitetes Volk. Zwar seit Alexanders Tode hielt sie kein gemeinschaftliches Staatsband, aber Handel und nahe Verbindung auch der entfernten Staaten durch das Mittelmeer, die Erinnerung gemeinschaftlichen Stamms und gleicher Abkunft von den Helden und Kriegern des großen Alexanders, der Stolz des Griechennamens, der sie von Barbaren absonderte, vorzüglich Gleichheit der Kultur und Sprache webte ein gewisses unsichtbares Band zwischen sie, und endlich kam vom Westen her über das adriatische Meer die gemeinschaftliche Gefahr, die sie noch fester hätte zusammenziehen sollen. Nicht die Taktik, Tapferkeit und Zahl römischer Heere verdarb sie, sondern eigene Zwietracht und Eifersucht. Wer hätte es geahndet, daß das kleine Römervolk,

das eben noch seinen Hannibal in Italien gehabt hatte, bald Macedonien und Asien unter seine Sklavenländer zählen würde? Wir sehen Aehnliches und glauben es nicht.

Die mächtigsten Staaten der Griechen, ausser den östlichsten, die uns hier nichts angehen, waren der syrischasiatische, der ägyptische, der macedonische, und in Kleinasien neben mehreren ganz unbedeutenden der pergamische. Von den alten Freistaaten waren nur noch die Sparter etwas, einzelne vormalige Koloniestädte, z. B. Byzanz und Rhodus, waren seit dem Verfall der alten Seemächte durch Handel bedeutend geworden, die alten geschwächten Staaten aber in Südgriechenland und im Peloponnes gehorchten bald den macedonischen Königen, bald bildeten sie eigene Verbindungen, die eine Art von Unabhängigkeit zu behaupten suchten. Solche Bunde aus Städten und kleinen Völkerschaften war der äolische und achäische Bund, die unter dem Titel von Bundsgenossen und zugewandten Städten oft in einer Art Abhängigkeit von Macedonien, oft auch im offenen Kriege mit ihm standen, immer aber in Sorge und Eifersucht

über seine Grösse. Daß diese grossen und kleinen Staaten sich mit einander herumschlugen, so lange es nichts anders zu thun gab, war natürlich; daß sie es noch thaten, als der listige Verderber schon unter ihnen spielte, daß einige sogar Glück und Freiheit von ihm hofften, war thörigt und endete unglücklich. Dies Spiel ist interessant genug für uns. Ich zeige kurz seinen Gang und Griechenlands Ende.

Etwas über zwei Jahrhunderte vor Christo gingen die Händel Roms mit den Griechen an. Der fürchterliche Hannibal, wahrscheinlich der größte Feldherr des Alterthums, war in Italien und fing mit Philipp von Macedonien Unterhandlungen an. Die Römer sahen das Wetter und ihre Klugheit lenkte es ab. Sie erregten dem Macedonier so viele Feinde, machten die Griechen so mistrauisch auf seine ehrgeitzigen Plane, unterstützten den Bund des rauhen und tapfern Gebirgvolks der Aetolier so zur rechten Zeit, und boten zugleich so freundschaftliche Bedingungen an, daß Philipp Frieden machte. Allein sie vergaßen ihn nicht, und als Karthago entwaffnet und Hannibal ein Flüchtling war, be=

gann der mörderische Kampf der Entscheidung. Griechen fochten mit Römern gegen Griechen, besonders die Seestädte, der ätolische Bund und Attalus von Pergamus. Zwei Jahre behauptete sich macedonische und illyrische Leibesstärke, die alte Phalanx und des Königs hoher Muth mit Sieg und Ruhm. Da kam der schlaue und gewandte Quintius Flaminius, bethörte Philipps letzte Freunde, und die Schlacht bei Kynoscephalä im vierten Jahre des Krieges entschied. Der König lieferte seine Flotte aus, erkannte die Unabhängigkeit der griechischen Staaten und zog seine Truppen aus ihren Festungen. Der Römer zog umher und rief Freiheit aus und hielt Reden von Herrlichkeiten und Zeiten, die gewesen waren, in Athen und Korinth, in Olympia und bei Thermopylä. Müssen denn leere Klänge immer die Völker bethören? Bei den isthmischen Spielen, zwei Jahre nach dem macedonischen Frieden, trat der schmeichelnde Sieger auf und schrie Freiheit und Gleichheit. Das war ein Jubel, wie jüngst noch in Bern, Amsterdam, Venedig und Genua um die Freiheitsbäume, die nun umgehauen und verbrannt

sind. Aber die Freude dauerte nicht lange. Einige von den Griechen fingen an zu fühlen, wohinaus dies alles wollte. Die Aetolier fanden die goldnen Berge nicht, welche die Römer versprochen hatten, und die fremden Freiheitsbringer wurden ihnen lästig, da sie eben nicht so sehr eilten, ihre Legionen aus Griechenland zu ziehen, als sie die macedonischen Besatzungen eilig herausgeschaft hatten. Sie warfen den Römern dies vor, welche die lieben Bundsgenossen etwas hart anließen, dies sehr grob und undankbar fanden und leeres Geschwätz (vaniloquentia Liv.) nannten.

Der Macedonier war nun fürs erste entkräftet, die Reihe kam an Antiochus den Großen von Syrien, der seinen Stammgenossen ruhig hatte fallen lassen. Hannibal der Schreckliche, bei dessen Namen sich jedes Römerhaar krümmte, war bei ihm angekommen. Wäre er der Herr gewesen, die Römer hätten andere Arbeit gehabt. Antiochus verlor mehrere Seeschlachten durch griechischrömische Flotten, und die Niederlage bei Magnesia raubte ihm seine asiatischen Provinzen und seine Schätze. Noch behielten

die Römer nichts, sondern beschenkten den verbündeten Griechenkönig von Pergamus mit der Beute; ihre Bundsgenossen gegen Philipp, die Aetolier, mußten ihre Freundschaft für Antiochus schwer büßen. Durch Zwietracht wird man Herr.

Römische Gesandte, Einrichter, Kommissarien, Spione und Geldschröpfer aller Art zogen nun unter den Griechen umher, verewigten Haß und Händel und prählten mit römischer Großmuth und mit Siegen, wie die Franzosen in Amsterdam, Hannover, Regensburg und München. Die Griechen hörten es und fühlten die Bedeutung. Noch immer stand der macedonische Staat und Philipps Sohn, Perseus, schien zum Kampf gerüstet. Die Römer brauchten die alten Mittel, besonders stand der durch sie mächtige Eumenes von Pergamus mit ihnen. Es war ein vierjähriger blutiger Krieg, die Schlacht bei Pydna, die der graue Paul Aemil gewann, bestimmte Griechenlands Schicksal. Der unglückliche König ging im Triumph zum kapitolischen Jupiter hinauf, und die Strafe seiner Bundsgenossen war schrecklich. Welche

scheußliche Blutgerichte ergingen über das arme Epirus, welches mit barbarischer Grausamkeit zerstört ward.

Jetzt stand Roms Herrschaft. Die Syrer schickten ihre Prinzen zur Hauptstadt der Welt, sie dort erziehen und zu ihren Sklaven bilden zu lassen; ein Gleiches thaten die Ptolemäer in Aegypten. Die Römer entschieden als Vormunde über die Thronen und über die Kriege, und der Stecken eines römischen Senators, womit er Zauberkreise zog, oder sein Mantel, woraus er die verhängnißvolle Entscheidung des Schicksals schüttelte, waren mächtiger als Heere. Durch gegenseitige Eifersucht oder durch Sorglosigkeit waren die mächtigsten griechischen Staaten so gestürzt und erniedrigt. Mit den kleinen trieb man noch einige Jahre das Freiheitsspiel. Macedonien ward erst gehörig ausgeplündert, dann theilte man es in Kantone und gab ihm den Namen Republik. So heißen auch immer noch die kleinen griechischen Städte und die beiden Staatenbünde. Aber bei aller überschwänglichen Freiheit exilirten, deportirten und arretirten die gnädigen Republikaner der Ti=

der, wenn der Geist nicht rein war. Tausend angesehene und wahrscheinlich patriotische Bürger des achäischen Bundes saßen siebenzehen Jahre zu Rom in Haft. Die römischen Verres und Gold= und Antiquitätensammler machten es zu arg. Im zwanzigsten Jahre ihrer Republik wählten die Macedonier sich einen König, wurden gestraft und zur Provinz gemacht. Der achäische Bund empörte sich und kämpfte zu spät für den griechischen Namen. Korinth, Chalcis und Theben wurden zerstört, den Unwürdigen ward die Freiheit verrufen und Hellas hieß Achaja. So ward ein elendes Sklavenvolk, welches durch Eintracht die Römer hätte schlagen können, wie die Väter die Perser schlugen.

Das griechische Asien folgte in dem nächsten Jahrhundert nach. Den Staat von Pergamus erbte das römische Volk und griff nun weiter um sich. Der große Mithridat, ein Hannibal Asiens, aber nicht glücklicher, als er, hielt in einem fünf und zwanzigjährigen Kriege gegen Roms größte Feldherren und altes Glück eine muthige Herrschaft um das schwarze Meer und

über die Inseln aufrecht. Mit seinem Tode fiel alles zusammen. Pompejus stieß die letzten Schwächlinge der Seleuciden von Antiochiens Thron und dreißig Jahre später unter dem Schlangenkopf Oktavian, auch August genannt, ward Aegypten eine römische Provinz.

Die Römer sind die letzten. Sie schließen die alte Geschichte und sind unsre nächsten Vorläufer. Ihr Schicksal und Thun als eines mehr abendländischen Volks ist uns desto bedeutender, weil es mit unserer Art mehr Aehnlichkeit hat, und weil dieses Volk überdies so vieles in unsre Verfassungen und Einrichtungen hinübergebracht hat. Es ist dies eine herrliche Nation, nicht allein dadurch, daß sie weit herrschend ward, sondern wie sie es ward. Dies Wie ist mir aber nicht so klar, als es Vielen gewesen ist. Ich finde die Gründe römischer Größe und Weltherrschaft nicht in so vielen äußeren Dingen, nicht in so vielen Zufälligkeiten und zufälligen und willkührlichen Einrichtungen, wie Andere. Ich sehe auch nicht die außerordentliche Vortrefflichkeit dieser Einrichtungen noch ihr gemeinschaftliches festes

Hinstreben zu Einem Ziel. Ich sehe nicht das Ewige und Unerschütterliche in denselben, aber wohl sehe ich das feste, begeisterte Volk und bewundere, wo ich nicht begreifen kann. Ein herrliches Volk, welches die Fülle der That und des Heroismus unglaublich lange bewahrte, obgleich es nie die Fülle eines schönen Lebens gehabt hatte, wie die Griechen. Religion hat auch andere Völker gezügelt, weise und standhafte Senate haben auch für andere gerathen, wohl gewogene Verfassungen und gerechte Gesetze haben viele besser gehabt; aber die lange Begeisterung Roms habe ich bei keinem Volke gefunden, noch den gewaltigen Gehorsam mit gewaltiger Kraft vereint. Liebenswürdig sind die Römer nicht und ich liebe sie nicht, aber wer die göttliche Majestät des Menschenwillens bewundern, wer das Erhabene des Gehorsams und der Zucht empfinden will, der vertiefe sich in die Geschichten dieser großen Nation. Durch ihre Thaten und ihre Werke geht etwas Idealisches, was unwiderstehlich mit sich hinreißt und durch seine fürchterliche Gewalt die Völker unterjochte, ehe römische Adler sie erreichten.

Das römische Volk erwuchs nach den Fabeln und Sagen seiner früheren Zeit zuerst aus einem Haufen von Geächteten und Flüchtlingen mehrerer Städte und zu diesen gab die alte Alba in Latium den ersten Volksstock her. Sie gründeten die herrliche Stadt im Tiberthale. Aus welchem größeren Völkerstamme der alten diese kleine Schaar war, ist unbekannt, aber ein trefflicher, kräftiger Menschenschlag muß es gewesen seyn; denn wahrlich, jemehr ich das Römische ansehe, nicht die Verfassung begeisterte die Bürger, sondern die Bürger begeisterten die Verfassung und ihr hoher Sinn brachte Leben in das Todte. Ich denke, so ist es immer gewesen. Verfassungen erwachsen ja doch nur aus den Menschen und legen sie sich zufällig weise und klug um die Menschen, so ist das ein Glück. Ich sehe die hohe Weisheit und Beständigkeit der römischen nicht. Das junge Volk, aus wilden, zuchtlosen Gesellen erwachsen, hatte strenger Zucht nöthig. Ein ernster, ja sogar ein düsterer Geist geht durch seine alten Gesetze und Religionen. Sie bekamen sie unter einigen weisen Königen von

den umwohnenden etruscischen und süditalischen Völkerschaften und die Zeit bildete diese Anfänge weiter aus. Von seiner Wiege an ist dies Volk kriegerisch. Schon die Könige machten Eroberungen. In den ersten republikanischen Jahrhunderten welche Arbeiten, welch' ein Glanz von Siegen und Tugenden! Edle, mächtige, streitbare Völkerschaften fallen nach schwerem Kampf. Im Unglück ist der Römer am fürchterlichsten, Beweis seiner Hoheit. Stürme von innen und außen, böse Aufstände und Erschütterungen zerstören das Volk nicht, auch im verworrenen Zustand hält es sich, Beweis seiner Bürgerwürde.

Kampf von innen und außen, dies ist das Leben der Menschen und der Staaten. Wo finden wir ihn mehr, als in Rom? Aber geht dieser Kampf durch Jahrhunderte, um ein politisches Gleichgewicht zu finden, findet er es aber nicht und eine Nation besteht doch glorreich und herrlich, so sage ich, dies Volk muß hohen Sinn und ungewöhnliche Tugenden haben, welche fest machen, was in der Verfassung schwankt. Hört mich!

Kaum waren die Tyrannen verjagt und die Gefahren fremder Sklaverei verschwunden, so wüthete es in Rom selbst. Für Einen Tyrannen hatte das Volk viele bekommen und die Familien, welche die Römer zur Freiheit aufgerufen hatten, waren selbst Despoten geworden. Die Freien erlagen unter ihren Ränken und ihrem Geiz und sollten Knechte seyn, weil sie arm waren. Sie zogen aus Rom. Aus dem fürchterlichen Aufruhr erwuchsen die tribuni plebis, ewige Kämpfer für das Volk gegen die Aristokratie. Der Staat vergrößerte, der Zustand des Volks bildete sich, man fühlte das Bedürfniß einer Civilgesetzgebung. Aus den zehen Gesetzgebern wollten zehen Tyrannen werden, der Staat ward schrecklich erschüttert. Darauf begann der fast hundertjährige Kampf der Patricier und Plebejer. Trotz aller Ränke und Schlauheit der alten Aristokraten siegten die Plebejer, errangen die höchsten Staatswürden mit den Auspicien und selbst das Priesterthum. Was erhielt das Volk in allen diesen Erschütterungen, Uebergängen und Stillständen der Staatsmaschine? Tapferkeit und

Patriotismus. Bald kamen die Gallier noch dazu und wogen im Angesicht des kapitolischen Jupiters römisches Gold. Rom ward zerstört, aber nicht vernichtet. Nein, erst jetzt begann seine Größe und nach funfzigjährigem Kampf mit den Samnitern war der Weg zur Herrschaft über Italien offen; das Andere mußte allmälig folgen, denn die Tapfersten fochten und die Weisesten riethen.

Aber woher so viele Weise und Tapfre? Da eben ist der große Punkt, wo wir am Ende sind und die Vortrefflichkeit des Volks finden, die sich nicht weiter erklären läßt. Es war durchaus keine feste Haltung in der Verfassung, wenn sie nicht in den einzelnen Bürgern gewesen wäre. Seitdem das Volk seine tribuni hatte, gab es freilich Opposition und diese stritten den Kampf zuweilen bis zur völligen Gleichheit durch. Die Lenkung des Volks und die Regierung hatte der Senat, aber den Besitz der Macht, den Kriegsbefehl, den Vorsitz bei den wichtigsten Dingen, den Gebrauch und die Interpretation der Auspicien hatten die hohen, jährlich neu gewählten Staatsbeamten, die

Konsuln und Diktatoren. Etwas später errichtete man eine Art Ephorat der Censoren. Woher kam Gehorsam und Einheit des Strebens in diese alle, wodurch hielt sich das Gleichgewicht in dem ewigen Streit? Man erklärt dies gewöhnlich durch die Auspicien und durch die Weisheit des Senats. Das Letzte ist viel, nur ruht es auf dem Karakter und den Bürgertugenden des ganzen Volks und ist also etwas Unerklärliches. Die römische Verfassung hatte allerdings etwas Theokratisches, ohne daß die Volksreligion Pfaffenthum gewesen wäre. Die Römer waren nie Fanatiker und wohl nur in den beiden ersten Jahrhunderten ihres Freistaats abergläubisch. Bei allen wichtigen Verhandlungen des Volks, bei dem Vorschlag von Gesetzen, bei der Wahl der Großbeamten, vor der Entscheidung durch Schlachten, bei außerordentlichen Phänomenen und Naturübeln fragte man die Orakel der Götter. Alte Weisheit hatte die Deutung der Auspicien erfunden und behielt sich manche geheime Interpretationen und Ausflüchte übrig. Wenn also der innere Volkskampf wüthend und zerstörend war, wenn

in den comitiis tributis, wo die Zahl der Hälse, nicht die Stimme der Weisen entschied, alles Alte zertrümmert werden wollte, so ließ man die Götter eintreten, und manches Gewitter ward dadurch abgewandt, und sicher gab dieser Umgang mit der Religion den Machthabern eine Heiligkeit, welche das kältere und verständigere Gesetz nicht geben konnte. Aber konnten denn diese Auspicien den Senat weise und mäßig, die Großbeamten bürgerlich, das Volk tapfer und gehorsam machen? Die Regenten verstanden ja ihre Bedeutung und bei dem Volke waren sie doch nur Ceremonien, die etwas konnten, weil es sie gelten ließ. Es wirkte hier etwas Anderes unsichtbar und mächtiger. Man hat von dem Glücke der Römer gesprochen, sie hatten ihre Fortuna victrix; aber das Glück an sich ist nichts, es wohnt nur mit den Tapfern. Ueber alle diese Dinge, Auspicien, Weisheit des Staats und wie man es nennen will, was Rom in den Stürmen erhalten und zur Königin der Länder gemacht haben soll, weht ein viel höherer Geist, der von dem Kapitol herab über das Volk kam und mit

den Adlern den Sieg vorwärts trug. Ich lasse es gelten, daß zwischen dem Senat und den Tribunen als rathschlagenden Staatskörpern eine wirkliche Opposition war, die jene durch die Masse des Volks, durch seinen fürchterlichen Willen, diese durch die Stimme der Götter, durch alt überlieferte Weisheit, durch großer Thaten und Tugenden Erinnerung wirken ließen. Aber was bändigte den Ehrgeiz, den persönlichen Haß, die Familienkabalen unter Hunderten? was ließ alles Einzelne verstummen, sobald das Allgemeine in Gefahr war? Aber nun die exekutive Macht — wo war da die Energie, die Beständigkeit der Entwürfe und der Ausführungen, wenn sie nicht in den Herzen und Köpfen des ganzen Volkes war? Jährlich neue Regenten in einem weitherrschenden und weithin kämpfenden Volke und die Neuen treten in die Spur der Alten. Und diese für Ein Jahr oder für eine gewisse Epoche allgewaltigen Konsuln und Diktatoren, die Triumphatoren und Völkerbesieger sind durch Jahrhunderte gehorsam und legen die Majestät der Macht ruhig zu den allmächtigen Fü-

ßen Jupiters nieder und gehorchen wieder als Bürger. Was hielt diese zurück in der süßen Lust des Herrschens? Wahrlich nicht die Verfassung, sondern ein unsichtbares Gefühl von der Bürgertugend und Würde des Volks. Das Leben dieses Staates war nicht im Senat, nicht in den Auspicien, nicht in einem schlau gewogenen Verhältniß der Staatsmächte, es war in der Tugend der Bürger.

Diese unsichtbare Tugend offenbarte sich selbst noch in dem letzten Jahrhunderte der Freiheit, in dem siebenten von der Erbauung der Stadt. Italien war unterjocht, Karthago verschwunden, Griechenland und Asien dienten, Spaniens Freiheit fiel. Reichthümer und Luxus der Ueberwundenen reitzten, die Plünderungswuth der Sieger wuchs, mit den Genüssen wuchsen die Begierden. Ein Volk, das immer ungerecht gegen Fremde gewesen war, ward es nun gegen sich selbst. Die alten Sitten verdarben, aus den Hütten, wo sonst die Mäßigkeit und Zucht den Heerd bewachte, wurden Palläste mit Villen und Parks und griechischen Poeten und Vorlesern; die Ungleichheit

der Besitzungen ward mit dem Luxus und der Habsucht der Großen fühlbarer, wozu sich Uebermuth gesellte. Die alten Patricier waren verschwunden und die Geschlechter hatten sich gemischt, aber gegen die neuen Nobili war eben so schwer aufzukommen, als gegen die alten. Die Stellen fingen wieder an nur durch gewisse Familien rund zu gehen und von der Beute des Siegs und den eroberten Ländereien theilten die senatorischen Geschlechter sich das Beste zu. Das Volk, das die Welt besiegt und elend gemacht hatte, war selbst elend. Der lange Kampf um die Ackergesetze begann, die edlen Gracchen fielen als Opfer, die Nobili behielten ihren Willen und ihre Schlösser. Der fürchterliche Sklavenaufruhr des Eunus auf Sicilien entsprang aus derselben Quelle. Da ward ein Mann aus dem Volke groß, der gigantische Marius, der durch eigne Energie und fremde Noth alle Auspicien und Ahnen der alten Geschlechter überstieg. Der Vernichter der Cimbern und Teutonen dachte an die Erniedrigung des Adels, den er tödtlich haßte. Ein halbes Jahrhundert vor Oktavians Herr-

schaft begann die blutige Geschichte der Demagogen und Triumvirn. Was Haß und Ehrgeitz hier gebahr, gebahr dort Druck und Ungerechtigkeit. Marius und Sulla, der Bundsgenossenkrieg, der tapfere Sertorius in Spanien, Spartakus mit seinen Gladiatoren in Süditalien, welche gewaltige Revolutionen in einer kurzen Zeit! Rom schwamm in Blut und Italien rauchte, während Römer draußen siegreich fochten. Was soll ich die blutigen Gräuel um Marius und Sulla weit erzählen? Das Gleichgewicht der Verfassung war auf immer aufgehoben, die alte Tugend hatte es nur gehalten. Der Haß der Faktionen sättigte sich nur durch Blut; doch stieg der mordtriefende Sultan Sulla wieder von seinem Thron und gab sich keinen Nachfolger. Die Bundsgenossen wurden Bürger, Sertorius und Spartakus, deren Edelmuth und Tapferkeit ein besseres Schicksal verdient hätten, lagen unter. Mitten in diesen Stürmen, die Italien in seinem eigenen Schooße verwüsteten, erweiterten sich die Gränzen der ungeheuren Republik, Asien bis an den Tigris und Kaukasus, Gallien und Pannonien wurden Provinzen.

Aber nun zeigte sich auch der Ruin der ganzen römischen Verfassung in seiner Furchtbarkeit. Bürgertugend und Mäßigung von innen, Gefahr und Arbeit von außen hatten eine Haltung gegeben, die in ihr selbst nicht lag. So wie beide dahin waren, fehlte das Gleichgewicht und unaufhaltsam stürzte das alte ehrwürdige Gebäude zusammen. Es galt nun nicht mehr zu gehorchen und das Herrliche noch mehr zu verherrlichen — viel größer konnte es nicht wohl werden — sondern zu herrschen und zu genießen. Das hohe Idol des alten Römers, welches er unsichtbar angebetet hatte, war verschwunden, ein niedrigerer Gott der Erde lud ihn zu seinen Genüssen ein und der tapfre Soldat ward ein Schwelger und Sklav. Aber so groß selbst in dieser schrecklichen revolutionären Zeit war alte Disciplin und angebohrne Hoheit, daß alle Stürme beruhigt, alle Empörer bezwungen, neue Nationen unterjocht wurden, als in Rom schon blutige Ränke und schlechtes Gold die Herrschaft erwarben. Nach Marius und Sulla herrschten Lukullus und Pompejus, dann Pompejus, Crassus und Cäsar, zuletzt

der liebenswürdige Cäsar allein. Schon war der Herr da, welchen ein Volk bedurfte, das keine Tugenden für Freiheit mehr hatte, Brutus schöner Dolch kam ein Jahrhundert zu spät. Funfzig Jahre nach Marius Händeln ward Oktavian Monarch und der Schlaue war würdig zu behaupten, was die Tapfern verdorben hatte.

Die Römer hatten hohe Bürgertugenden von Anfang an, und selbst unter den elenden Imperatoren des ersten Jahrhunderts konnten sie die Seelenhoheit noch nicht ganz verleugnen, die von Geschlecht zu Geschlecht gleichsam mitgezeugt war. Genügsamkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Verstand, Weisheit im Glück, größerer Muth im Unglück verherrlichen ihre ersten fünfhundert Jahre. Welches Volk würde durch solche Tugenden nicht groß werden? Von ihren Räubervätern hatten sie für sich nur das Hurtige, Harte und Gewaltige beibehalten, aber gegen andere behielten sie den Räuberkaracter bis an ihr Ende. Da hieß belisten, besiegen und unterjochen Patriotismus. Dies darf einen in den alten Zeiten

nicht wundern, da die Gerechtigkeit der neueren Völker gegen einander nicht besser ist.

Nie waren die Römer ein mildes, liebenswürdiges Volk. Früher warfen die rauhen Tugenden des Bürgers den Glanz der Größe auf sie, aber ihre Freuden und Spiele waren roh und blutig und blieben es auch später noch, als in den alten Tempeln schon Litaneien gesungen wurden und Kastraten Römerheere führten. Sie sind mit den Spartern ein Beweis, was die Gewalt des Gesetzes selbst über die süßesten Triebe kann. Brutus der Alte, Manlius, Virginius karakterisiren das Volk. Da ist wenig von dem Lustigen, Genialischen und Leichten der Griechen. Sie konnten wohl ihre Ueppigkeit und ihren Glanz, aber nie ihre Zartheit und Lust nach Ausonien verpflanzen. Das Holde und Unschuldige gedieh hier nicht. Nur durch Mühe und Arbeit rangen sich die Edleren hier zur Tugend. Immer streng, oft hart gegen sich selbst waren sie grausam gegen die Fremden. Daher haben selbst ihre größten Menschen, die Scipionen, Metelle und der allmächtige Cäsar etwas Kleinlichgroßes,

was das Kolossalische ihrer Bilder, vor welchen man festgezaubert steht, oft tief hinabdrückt.

Der Weg der Gewalt war größer und edler, aber er wäre länger und schwerer gewesen. Die kultivirte Welt wäre nie römisch geworden, aber der Name Römer möchte dann noch mit Furcht genannt werden. Sie wählten das Leichtere und Schlechtere und List arbeitete mit der Gewalt nach Einem Ziele hin. Die Löwen jagten wie die Füchse. Ich habe oben gezeigt, wie sie es mit den Griechen machten. Diese tigerartige gleißende Politik war allenthalben und mit allen Völkern die ihrige. Mit Freundschaft fingen sie an und waren auch gar zu liebenswürdige und artige Freunde, so lange sie die Völker schonen mußten. Freiheit und Gerechtigkeit, durch deren Masken die Menschen von jeher sich haben äffen lassen, waren die glänzenden Aushängeschilde und die hochtönenden Klänge, wodurch sie sich in die Angelegenheiten fremder Völker mischten und womit sie sie so lange hinhielten und entzweiten und im inneren Kampf sich schwächen und verbluten ließen, bis sie über die reife Beute her=

fallen und dem Geschrei um Freiheit und Sklaverei durch ihre Präfekten und Generalpächter ein Ende machen konnten. So ewig aufmerksam auf ihre Vergrößerung beschenkten sie fern von ihren Gränzen Juden und Aegypter, Byzantiner und Kleinasiaten mit dem Namen Bundsgenossen, noch weit vor dem Zeitpunkt, wo sie selbst dort auftreten konnten, aber in Sorge für die Zukunft. So dämpften sie wenigstens durch Ränke und Unterhandlungen, was mächtig zu werden und ihnen künftig ein Bollwerk entgegen zu werfen drohte, und unterhielten fern von Italien kleine Kämpfe, bis sie mit der furchtbaren Entscheidung selbst heranrückten. Was für herrliche Freunde waren die Hispanier, so lange Karthago furchtbar war! wie klug, schonend und mild behandelten sie dieselben! Als Hannibal todt, als Karthago gesunken, als Macedonien und Griechenland geschwächt und unterjocht war, wie hartnäckig, wie fürchterlich grausam rieben sie das tapfre und edelmüthige Volk auf, immer den einen schmeichelnd, indem sie die andern zerstörten! Nie hat ein Volk je mit so schmei-

chelnder List betrogen und mit so grausamer Unverschämtheit den Betrug eingestanden, wenn es der List nicht mehr bedurfte. Rom hat noch im Sklavenstande Meister der Politik gezeugt. War man der Freundschaft müde, so suchte man Händel und gab Veranlassung dazu, wie die Franzosen es mit der Schweitz und mit Rom machten. Murrten die alten Freunde oder schlugen sie gar mal los, so galt nur die neue Schuld. Syrakus hatte die Römer zuerst über die Karthager siegreich gemacht, war mit ihnen im langen Bunde gewesen und hatte manches Geld nach der Tiber geschickt. Im zweiten punischen Kriege fiel es zu den Karthagern und büßte schrecklich. Sehr naiv sagten ihnen die grausamen Sieger: was sie und Hiero ihnen binnen funfzig Jahren Gutes erwiesen, wiege das Böse von drei Jahren lange nicht auf. Das Volk, das ihr Verbündeter, der König, der ihr Bundsgenoß und Freund genannt ward und sich nicht als ihren Unterworfenen betrug, hieß ein Unverschämter, der solche hohe Ehre gar nicht zu würdigen wisse. So sagte Cäsar sehr offen zum Ariovist, er sey

ein Undankbarer, daß er es wage, sich auch in Gallien einzunisten, da das römische Volk ihn doch Bundsgenoß und Freund genannt habe. Dieses großen Römers Naivetät in der Erzählung seiner gallischen Abentheuer ist allerliebst. Da zeigte sich die römische Spitzbüberei noch glänzender, als die römische Tapferkeit, und nur durch sie ward Gallien besiegt.

August, der schlaue und feige Despot, herrschte und gewöhnte die Knechte an eine methodische Knechtschaft und die Soldaten an die einzige Ehre des Geldes. Alte Namen und Klänge blieben nur, die Schwachen zu äffen und die feilen Schurken zu belohnen, welche sein Scepter und sein Schwerdt tragen halfen. Neue Kommissionen und Statthalterschaften wurden gestiftet, unter mancherlei Namen Spione herumgeschickt, für die elenden Reste ehrwürdiger Familien, für Reichshistoriographen und Poeten Pensionen gestiftet, und das vormals herrliche Volk, jetzt der infamste Pöbel, ward ordentlich gefüttert. Damit die Völker nie durch ihre eigenen Männer zur Freiheit strebten, wurden die gallischen und germanischen

Legionen nach Syrien und Pannonien, die Italier nach Afrika und die Illyrier an den Rhein geschickt — Bonapartes teutsche Legion kantonirt in Italien, die Polacken fochten in St. Domingo, der Bürger von Nizza ist Präfekt von Aachen und der von Brüssel in Parma. — So ward absichtlich verdorben, was zufällig ausgeartet war. Römische Statthalter, Kastraten und Freigelassene der Kaiserburg, Generalpächter und Kommissäre verwüsteten die schönsten Länder der Erde und erniedrigten die Völker auf immer. Ohne Krieg und Arbeit ging so die arme Welt im abscheulichen Frieden unter und Rom verschlang ihr Gold, ihr Blut und ihre Kraft.

Dieser Erste spielte doch noch. Seine Proscriptionen hatte er im Anfange abgemacht und konnte jetzt doch seine Sklaven so klug und fein lenken, daß keines Blutes weiter nöthig war und die Hofsprache ihm den Beinamen des Gnädigen und Glücklichen gab. Hätte er auch nichts Anderes Böses gethan, welche Schande, daß er ein verruchtes Geschlecht von Tollen und Henkern auf den Thron pflanzte! Diese

zweiten, die scheußlichen Cäsaren, spielten nicht mehr, etwa Tiberius anfangs zum Scherz, um zu sehen, was für Gesichter die Knechte machten, und doch zu thun, was ihm gefiel. Sie warfen allen Schein und alle Schaam ab, und herrschten durch Veteranenbanden und Großvezsire, die sie mit dem Schweiß der Provinzen vergöldeten, durch den nichtswürdigen Pöbel von Lazaroni, den sie mit Kornspenden, Schmäusen und Thier- und Menschenhetzen unterhielten und der ihnen ein Hurra rief, wenn die geschändeten Leichen der letzten Freien und Edlen über die Straßen geschleppt wurden. So etwas wie diese Verruchtheiten, wie die Ausschweifung, Unverschämtheit, Verschwendung und Blutsäuferei der Cäsaren des ersten Jahrhunderts ist doch seitdem gottlob nicht wieder in der Geschichte gehört worden. Das zweite Kaisergeschlecht war ein schöneres durch die Tapferkeit und die Tugenden Trajans, Adrians und der Antonine. Aber daß diese trefflichen, thätigen und geistvollen Regenten keine Folgen hinter sich ließen, bewies am besten, daß römische Kraft und Herrlichkeit auf

immer zu Grabe getragen war. Selbst unter diesen großen Männern trug der Staat sich nur noch mit Mühe und sie wollten doch nur das Gerechte. Wenn man unter ihnen schon zweifelhaft mit den Barbaren focht, was war von den folgenden verworrenen Zeiten zu hoffen?

Und in der That, das römische Volk war nicht bloß erniedrigt, es war nicht mehr. Nur der kleine Theil von Mittelitalien, der das Land der Latiner, Etrusker, Samniter ausmachte, umfaßte das Volk, welches unter dem Namen Römer die Welt unterjochte; die Südlichen waren Griechen, die Nördlichen Gallier, die Westlichen am Meer Iberier. Doch wir wollen ganz Italien das Römerland nennen. Wie war es verwandelt! Schon in dem letzten Jahrhundert fraßen die hartnäckigen Eroberungskriege, welche jetzt auf mehrere hundert Meilen Weite in Afrika, Hispanien, am Orontes und schwarzen Meer geführt wurden, das alte Geschlecht der tapfern Freien auf und Luxus kam hinzu zu zerstören, was das Schwerdt verschont hatte. Wo sonst Freie den Pflug lenkten und ein rüstiges Geschlecht zeugten, da

trieb man Horden Sklaven herum und schändete die erste der menschlichen Künste, den Ackerbau, durch Knechtschaft. Die übrigen Freien entwichen in die Städte und wurden Pöbel, oder bauten sich Schlösser und wurden kleine Tyrannen, die brauchbarsten Sklaven Eines großen. Ich nannte oben die Sklavenkriege. Unter den Kaisern fing das schöne Italien an eine Wüste zu werden, weil die fröhlichen und freien Hände braver Bürger die Erde nicht mehr bauten. Selbst mit seinen Millionen Sklaven war das vormals reiche Italien dem Hunger Preis gegeben, wenn die Flotten von Aegypten und Afrika nicht zu rechter Zeit kamen. Mancher Römer hatte 10000 bis 20000 Sklaven bloß als Werkzeuge des Luxus und der Fabriken. Auch was noch frei war und sich Römer nannte, ward endlich ein Gemisch aus allen Nationen durch die Fremden und Freigelassenen, ein buntscheckigtes, entartetes Bastardgeschlecht. Was hielt denn einen solchen Staat zusammen? was zügelte die unterworfenen Völker, die jetzt mit ihren kräftigeren Leibern für ihn stritten und vom Tigris

zur Donau, vom Iberus zur Themse zogen, daß sie sich nicht losrissen und daß dieser kranke Leib noch einige Jahrhunderte länger vegetirte?

Die besiegten Völker, auch die noch frisch waren, als sie römisch wurden, waren absichtlich entwaffnet und entnervt, das Weltelend hatte sie mit dem Weltluxus erreicht und die Plackereien und Räubereien der Günstlinge und Freigelassenen des Pallastes, die ein tapferes Volk zum Aufstand gebracht hätten, machten ein ausgeartetes noch feiger und schlechter. Durch Entvölkerung, Druck und Luxus endlich den Römern gleich, hatten sie gleiche Angst mit ihnen vor den nördlichen Barbaren, und Furcht that, was Liebe nicht konnte. Und endlich — selbst in diesem elenden Zeitalter, wo man über die Auspicien und den herrschenden Jupiter lachte und das heilige Feuer der Vesta keine jungfräuliche Wächterinnen mehr fand — immer noch schwebte das geheime, unsichtbare Leben, das dies Volk einst so glorreich machte, um die Adler der Legionen und um die heilige Stadt, die großen Manen gewaltiger

Väter schritten mit furchtbarem Antlitz auf Gräbern und Tropäen umher und jagten den italischen und außeritalischen Sklaven ein ehrfurchtsvolles Grausen ein, wenn der Name Rom erklang.

Das dritte Jahrhundert war schon das Jahrhundert der Schande der römischen Monarchie, nicht bloß drinnen, sondern auch draußen. Schwächlinge und Ungeheuer wechselten auf dem Thron, der Pöbel war frech und übermüthig, die Janitscharen Roms verkauften die Herrschaft dem Meistbietenden, das elende Volk konnte die würdigen Regenten nicht ertragen, die unwürdigen nicht strafen. Der langsame Tod des Staats offenbarte sich immer mehr, die Grenzprovinzen waren der Raub der Barbaren, die bis nach Gades, Ephesus und Thessalonich plünderten, die Statthalter machten sich unabhängig, Römer fochten gegen Römer, und wo sich einzeln alte Tugend und Tapferkeit zeigte, glänzte sie freilich, aber sie wirkte nicht. Gegen den Ausgang des Jahrhunderts stellten tapfere Männer die Sache freilich wieder etwas her, aber selbst der Schat-

ten und Schein des Alten fuhr nun dahin und Rom hörte auf Centralpunkt des Ganzen zu seyn. Hofstaat, Gepränge, Titel und Formen wurden immer mehr orientalisch und sind nachher so auf das spätere Abendland übergegangen. Aber die Illustrissimi und Excellentissimi, die Comites und Praefecti aulae und Magistri officiorum machten die Völker nicht glücklicher, sondern vermehrten das Elend.

Im vierten Jahrhundert stieg das Christenthum auf den Thron und Byzanz ward Residenz. Einige haben beiden den frühern Sturz des Staats zugeschrieben, aber unrecht. Das Christenthum hatte sich still, zuweilen selbst im Drucke über die ganze römische Welt ausgebreitet und die meisten Bürger bekannten sich schon zu ihm, als Konstantin das Heidenthum verrief. Seine Herrschaft war also natürlicher, als sein Zwang. Sein Ursprung und sein schnelles Wachsthum ging aus dem Zustand der Erde und dem Elend des Geschlechts hervor und die alte Herrlichkeit und die alten Götter würden auch ohne den neuen Kultus nie wieder aus dem Staube aufgestanden seyn. Jetzt war die

letzte Begeisterung für das Große und Gute der Väter dahin und ein Volk, das höchstens noch schwatzen konnte, ging seelenlos auf den großen Erinnerungen der Vorzeit umher. Wenn man den Weltzustand und den Weltsinn dieser Jahrhunderte ruhig bedenkt, so wird man die Nothwendigkeit der Verwandlung begreifen, die mit dem Christenthum zu kommen schien. Sie war lange vor dem Christenthum gewesen, denn nur durch sie siegte dieses über die Welt. Die große Entwickelung kam dadurch nur etwas früher. Ein Volk, das keines Edelmuthes und keiner Begeisterung mehr fähig war, durch feige Schande der Knechtschaft lange entseelt, das sich die Daumen abhieb, wenn es zur Schlacht gehen sollte und den Feinden für Eisen das Gold hinhielt, war durch keinen Gott wieder aus dem Schlaf der Vernichtung zu erwecken. Anfangs gab dies allerdings manche Widersprüche, Stockungen und Reaktionen. Die Priester, die von den Orakeln und Opfern lebten, die Reste alter Familien, die ihr Daseyn und ihre Glorie an die alten Götter banden, wollten noch lange nicht aus=

sterben und klagten, daß mit dem Jupiter und der Viktoria der Christengott die großen Auspicien des Staats vernichte, und weissagten den schnellen Ruin der Dinge; aber Weissagung bedeutet nichts im Munde solcher, die ihre Liebe nicht vertheidigen konnten noch wollten. Ungerecht bleibt das Urtheil derer, die dem Christenthum den letzten Fall des Staates aufbürden. Freilich neuen Geist der Erhaltung brachte es anfangs nicht, aber alten fand es nicht, den es zerstören konnte. Den Fanatismus, welchen es bei Tempelschändungen und Bilderzerschlagungen zeigte, wies es in Schlachten nicht, wo es galt, die Christenwelt von Barbaren zu retten. Herrschsüchtig und geitzig stellten sich nun die Pfaffen und Beichtväter um den Thron und um die kriegerischen Adler und kaum vom Druck erlöst wollten sie schon die Herren seyn. Welche erbauliche Priesterkabinetsgeschichten gleich in dem ersten Jahrhundert Konstantinopels! welche Theilungen und blutige Verfolgungen der Partheien, die von Alexandria und Karthago bis Mailand und Konstantinopel gefühlt wurden! Fielen die Parther

in Syrien und plünderten die Gothen in Thracien, die Bischöfe und ihre Diener hatten einen Ketzer zu richten und zogen auf mehrern tausend Wagen zum Koncilium; der Zug des Heers mußte warten, und die Provinzen wurden verwüstet, während jene für die Waffen beteten oder sich über Worte stritten.

Das Ende des vierten Jahrhunderts kam und unabwendbar nahte das große Verhängniß der ewigen Stadt. Alles deutete auf ungeheure Dinge. Der letzte Lebenstrieb war im Volke ausgestorben. Von Feinden geplündert, von Einnehmern und Ober- und Unterschatzmeistern ausgesogen, ohne Ehre, ohne Freiheit, ohne Gerechtigkeit und Tugend lagen die schönsten Länder unter einer völligen Erstarrung und sahen gleichgültig oder albern in die schwarze Zukunft. Was von Sitten und Künsten gewesen war, lange war es dahin. Nackt und leer war das Leben und seine Freuden geworden, nicht durch das Christenthum, sondern das Christenthum nahm nur ein Mönchsgesicht an, weil das Zeitalter es trug. Vielleicht hätte dieser seelenlose Zustand ohne einen Zufall sich

noch länger gehalten. Dieser kam aus dem äussersten Asien. Die Hunnen, fürchterlich berittene Kalmücken, brachen vom äussersten Nordasien hervor, warfen die Völker vor sich nieder und ließen sie mitziehen und die Welt plündern. Die geschlagenen Gothen flohen vor ihrer Wuth über den Tanais und Borysthenes, endlich jagte das Schrecken sie über die Donau und der Anfang der neuen Welt begann.

Die neuen Völker.

Was alten Völkern begegnet ist, kann neuen begegnen. Ich schreibe keine Geschichte der neuen Völker und ihrer politischen Entwickelung, sondern weise nur auf die bedeutenden Erscheinungen der Gegenwart hin. Jeder fängt gern mit sich selbst an, weil er sich am besten zu kennen meint. Ich bin ein Teutscher und die ersten sind

Die Teutschen. Durch unsre teutsche Geschichte läuft ein wunderlicher Wahn, woraus ich gar nicht klug werden kann. Wenn die Teutschen über die traurige Gegenwart klagen, so nehmen sie den Mund so gern voll von der Allmacht und unüberwindlichen Furchtbarkeit und Stärke ihrer Altvordern im Mittelalter. Ich habe mich darnach umgesehen, sie aber nirgends so gefunden. Freilich wenn man in der ältesten Zeit alles, was germanisch ist,

teutsch nennt, wenn die Großthaten nicht allein der Cherusker, Markomannen, Franken, sondern auch der Gothen, Vandalen, Gepiden uns mit angerechnet werden, die wir doch nur ein Theil der Germaner, oder, hoch gerechnet ihre Nachbleibsel sind, als sie hingingen, die südlichen Länder und die Inseln zu besitzen, so zeichnet uns Trotz und Freiheitssinn aus, uns verherrlichen in allen Weltgegenden blutige Thaten und Abentheuer, uns verherrlichen rauhe Tugenden der Barbaren; aber einen solchen Glanz hatten die meisten Völker in ihren Anfängen. So fuhren die Perser und die Römer zuerst los, so die späteren Hunnen, Avaren Magyaren und Osmanen. Wir haben allein das voraus, daß der Volksstock der Germanen so groß war und vom schwarzen Meer bis an die Nordsee saß, und daß ihre Herrschaft in den schönsten Ländern Europens geblieben ist. Um auf uns Teutsche im engern Sinn zu kommen, so weiß jeder, daß die meisten von uns vom sechsten bis neunten Jahrhundert dem Brudervolke der Franken dienten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts löste sich das

Band des gemeinschaftlichen Stammes zwischen den Karolingerfürsten, Teutschland erhielt da seinen besonderen Namen, ward ein eigner Staat und wählte sich eigne Regenten, die mit den südlicheren gallischen Franken nichts mehr gemein hatten. Wo war in jenen Zeiten unsre Gewalt und Stärke? Avarn und Ungarn peinigten uns vom Osten, Normänner vom Westen, Slaven vom Norden her. Nichts als Plünderung, Verachtung und Elend. Gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts schienen wir stark zu werden, und blieben es bis zum dreizehnten Jahrhunderte. Aber was war es denn?

Die Ottonen erwarben das Königreich Italien, von ihnen und den folgenden Kaisern hingen die Slaven, Ungarn und Dänen zuweilen ab. Hier schien nur Stärke zu seyn, weil rings umher Schwäche war. Solche Erscheinungen beweisen nur für den etwas, der Lust hat zu prahlen. Die Lombardei gewannen die Ottonen mit durch die Lombarden, ihre Schwäche erscheint am besten darin, daß sie nicht einmal die kleinen zertheilten saracenischen und by-

zantischen Staaten Unteritaliens unterjochen konnten. Die Fürsten der teutschen und polnischen Slaven lagen nur zuweilen unter und dienten, weil sie nicht mehr zusammen hielten; und unsre Annalisten rufen die Besiegung und Huldigung eines kleinen Sklavenkazikon als die Unterjochung der ganzen Nation aus, mit welcher man noch Jahrhunderte nachher blutig kämpfen mußte. Die dänischen und ungarischen Fürsten wurden nur in der Verwirrung ihres Reichs abhängig oder ein flüchtiger Prinz huldigte dem teutschen Imperator für ein Land, das er ihm wieder erobern helfen sollte, wie wenn Ludwig der Achtzehnte jetzt dem Kaiser Alexander oder Georg dem Dritten sein Land zu Lehn auftrüge. Noch mächtiger schien der teutsche Staat im elften Jahrhundert unter den salischen Kaisern, als die Burgundischen Länder am Jura, an der Aar und der Rhone hinzukamen. Die teutsche Nation hätte fürchterlich mächtig werden können, wenn dieser Herrscherstamm seine weiten Plane des Ehrgeizes ausgeführt hätte. Der schwarze Heinrich starb zu jung und der Vierte regierte zu jung, und war für ein Zeit-

alter der List zu wild und heiß. Hildebrand der Gewaltige warf ein Bollwerk gegen die teutsche Kraft, wogegen sie noch zwei Jahrhunderte stürmte und dann ermüdete. Daß die Hohenstaufen mit dem halben Italien und mit der Macht von Teutschland und Burgund die Lombardei und die Päbste nicht beherrschen konnten, beweist die Schwäche des Staats. Nicht die Weite der Länder, nicht die Menge und die Tapferkeit der Völker, wornach sich der Staat und der Herr nennt, machen die Stärke, sondern die Einheit der Kraft. Diese finde ich nirgends bei den Teutschen. Der Lombardische Städtebund, der Freistaat in den Lagunen am Po war mächtiger, als die ungeheure Nation.

Seit dem Fall der Hohenstaufen wuchs die politische Schwäche. Die mächtigen Häuser, welche hätten herrschen und die Fürsten und Städte zum Gehorsam bändigen und gewöhnen können, waren ausgegangen oder klein geworden. Dies war das Schicksal der Salier, der Welfen, der Hohenstaufen gewesen. Eine Menge kleiner Fürsten und großer Städte, stark

genug, sich zu vertheidigen, zu schwach, andere zu unterjochen oder unter dem Joche zu halten, herrschten und blühten neben einander in Freiheit. Die Versuche der habsburgischen und luxenburgischen Fürsten zur Herrschaft zu gehen scheiterten; erst im sechszehnten Jahrhundert wurden die Habsburger mächtig, zu spät, aus den Teutschen Ein Volk und Einen Staat zu machen.

Seitdem Teutschland mit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts sich in seinen gegenwärtigen Grenzen zusammengesetzt und die rohen Staaten umher einige Gestalt bekommen hatten, war es nie durch einen großen Menschen oder durch gemeinschaftliches Unglück, das im Mörser des Elends das Vielfache zur Einheit zusammengestoßen hätte, zusammengeschlagen worden. Die Mongolen kamen nur an Teutschlands Grenze und verschwanden nach einigen Schlachten, um Polen, Ungern und Russen länger zu plagen. Anfangs standen die einzelnen Nationen des großen Volks unter ihren Anführern und Herzogen, oft sehr gesondert, wenn ein schwacher Regent herrschte,

noch öfter in Feindschaft, immer in Eifersucht gegen einander. Entschieden war dies zwischen den nordteutschen Sachsen und den südlichen Franken und Allemannen: alter Haß vielleicht noch von den blutigen Taufen Karls des Großen her. Dies verlor sich mehr, als die Statthalter und Grafen selbst Fürsten wurden und die Nationen weder den Reitz des Interesse noch der Eitelkeit hatten, aus sich einen Kaiser gewählt zu sehen. Aber Gleichgültigkeit — denn dies ward es höchstens — ist noch nicht Brüderschaft noch Nationalsinn. Bei der Entfernung der ächten alten Nationalstämme von einander ging es noch langsamer, die neugermanisirten Nationalstämme zum Gefühl und zur Gesinnung der Gemeinschaft zu bringen; ich möchte sagen, dies ist nie recht zu Stande gekommen, und in den letzten Jahrhunderten war es dazu zu spät. Die Länder nördlich der Elbe, längs der Oder und dem Riesengebirge waren von Slaven bewohnt, welche nach langem Kampf ausgerottet oder unterworfen wurden. Teutsche Kolonisten und Herren brachten deutsche Sitten und Sprache hin-

ein und des unterdrückten Volkes Reste flossen mit ihnen nach einigen Jahrhunderten zu Einem zusammen. Dies gab aber einen ganz eigenen Geist und Sinn im Norden, der nicht bloß klimatisch, sondern auch national von dem Süden Teutschlands absticht, so daß das rechte Teutsche keiner empfinden kann, der nur Nordteutschland bis Magdeburg oder Dresden gesehen hat.

Man meint gewöhnlich, die Teutschen haben einen mehr republikanisch föderativen Sinn gehabt, als die übrigen Germanen, und daher sey das sonderbare Wesen von Verfassung entstanden, was jetzt so lächerlich kümmerlich da steht. Ich sehe das nicht. Es war so ziemlich Ein Geist und Eine Entwickelung unter den Germanen von dem siebenten bis elften Jahrhundert; aber andere Ursachen mußten andere Wirkungen hervorbringen. Zufällig, nicht alle national nothwendig waren manche der bürgerlichen und politischen Entwickelungen der Völker Europens. Italien lenkte zuerst die Centralkraft der Herrschaft von Teutschland ab und weil die Päbste in Rom von den römi-

schen Imperatoren geängstet wurden, ängsteten sie sie wieder bei sich und in Teutschland. So listig und hartnäckig haben sie in keinem Staate gekämpft gegen die Regierung, denn der Streit war um ihre eigne Existenz. Hätten die sächsischen, die salischen und hohenstausischen Kaiser die Anstrengungen und Arbeiten auf Teutschland verwandt, die sie auf Italien fruchtlos verschwendeten, wir hätten jetzt Eine gewaltige Monarchie für viele; ja hätte nur ein einziges dieser großen Geschlechter Jahrhunderte durch regiert, nie würden aus großen Beamten des Reichs große Fürsten geworden seyn. Dies sind nichts als Zufälligkeiten. Man kann bestimmt sagen, in andern Ländern der Germanen würde unter ähnlichen Umständen dasselbe erfolgt seyn. Italiens Lage hatte am meisten Aehnlichkeit mit Teutschland, dort ist derselbe Zustand geworden. Die Hauptursache aber, daß hier keine politische Einheit der Kraft ward, war der völlige Mangel am Druck von außen. Dieser erzwang in den andern germanischen Staaten Einheit, wo der Wille der Magnaten und Barone eben so gern eine

Vielherrschaft gemacht hätte, als in Teutschland und Italien. Frankreich würde vielleicht Teutschlands Schicksal gehabt haben, hätte die Familie der Kapetinger sich nicht von Mann zu Mann so lange behauptet und hätten die normännischen Herzöge nicht den englischen Thron bestiegen. Die Gefahr der Unterjochung, die von den furchtbaren Nachbaren drohte, zwang das Volk zusammen und gab zuerst durch gemeinschaftlichen Haß eines Dritten gemeinschaftlichen Brudersinn. Die Mohren vereinigten die Hispanier, was sich aus der Geschichte beweisen läßt; die Engländer wurden durch Schotten und Franzosen in Athem gehalten und durften nicht aus einander fließen. Als diese Schrecken und Gefahren vorüber waren, da kam die Zeit der Könige und die Epoche war auf immer vorbei, wo neue Fürsten und Republiken werden. Teutschland aber saß vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert ohne Kampf und Gefahr und ward nie aufgefordert mit den äußersten Lebensanstrengungen des Staats gemeinschaftliche Abentheuer und Gefahren zu bestehen. Etwas anderes

kam auch hier und in Italien noch hinzu, was in den übrigen europäischen Ländern fehlte, Handel, Manufakturen und Reichthümer, die in Zeiten halber Barbarei dreifachen Trotz auf Freiheit und Unabhängigkeit geben. Die mächtigen Städte standen zwischen dem Kaiser und den Fürsten, beiden im Wege zur Herrschaft, wie es schien. Hätten sie den Fürsten und Baronen im Elend gedient, wie in Frankreich und eine Zeitlang in England, wer weiß, ob sie nicht das Mittel geworden wären, die Fürsten herabzuschlagen und Einem großen Herrn für viele kleine zu gehorchen.

So trennte sich die teutsche Kraft. Verbindungspunkte von außen kamen nicht; die Kaiser seit dem zwölften Jahrhunderte waren zu schwach das Unmögliche zu erzwingen; manche Theile des großen Staats waren kaum teutsch geworden an Sprache und wurden es nie an Sinn; die verschiedenen Volksstämme, Dialekte, Verfassungen strebten grade gegen einander und machten die Kluft noch weiter. Aber Teutschland in dieser Zeit war glücklicher und blühender, als die meisten Staaten Euro-

pens; das Fehdewesen hatte es mit ganz Europa gemein, aber keine einzige lange Plage, kein anderer, verderblich blutiger Nationalkrieg, als die Wuth der Hussiten, störte sein Glück. Zwar seine Fürsten waren arm und ohnmächtig, aber welcher Glanz und welcher Geist der Städte! Italien hatte damals den Welthandel über Asien und Afrika und durch Teutschland gingen die Herrlichkeiten und Schätze des Orients weiter gegen Norden und Westen. Dies erschuf die Menge der kleinen Reichsrepubliken an der Donau, am Rhein, an der Elbe und Ostsee. Die schwäbischen, rheinischen und hansischen Städtebünde waren mächtiger und herrischer, als Kaiser und Fürsten; ja oft nahm eine einzige Stadt es siegreich mit mehreren Fürsten auf, welche jetzt nicht tausend Bewaffnete stellen kann. In diesen freien Städten von Südteutschland, Niederland und der Ostsee erwuchs ein freier und thätiger Sinn des Fleißes, der Gerechtigkeit und Kunst. Das Beste und Schönste der teutschen Bildung ist in den Städten gebohren. Ganz Europa kannte den Glanz und die Pracht der Städte, die

Menge und die Streitbarkeit der Menschen Germaniens. Die stattlichen Leiber der Schweizer und Lanzknechte erstaunten die Menschen jenseits der Berge, sie waren Sieger, wo sie schlugen. Noch im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sprechen die Italiäner und Franzosen mit Bewunderung von der Herrlichkeit der teutschen Städte, von ihrer Freiheit, ihren Reichthümern und ihren zahlreichen und tapfern Bürgern. Sie nennen Teutschland das unbezwingliche, das unüberwindliche Land, wo jeder Mensch ein fürchterlicher Krieger ist und wo hunderttausend Gefallenen sogleich hunderttausend Muthigere nachrücken. Man lese Aeneas Sylvius und den jüngeren Macchiavelli. Dies war theils Wahrheit — denn bis dahin waren die meisten europäischen Länder im Elend gewesen — theils war es eine dunkle historische Vorstellung, die von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt war, daß alle Weltstürmenden Germanen aus diesem an Menschen unerschöpflichen Lande ausgeströmt seyen. Man wußte auch, welche fürchterliche Schwärme von Teutschen sich zu-

weilen über den Rhein und die Alpen ergossen hatten. Man dachte sich selbst die Grenzen weit ungeheurer, als sie waren. Freilich reichte des germanischen Herrschers eingebildetes und wirkliches Gebiet von der Saone und dem Arno bis an die Persante und Newa. Selbst der Regent machte die Idee von diesem Volke größer, als es wirklich war. Sein Titel Imperator romanus warf einen gewissen Nimbus unbekannter Majestät um die Nation, wie alle Namen thun, die einst viel bedeuteten; man dachte dunkel immer noch die alten Erinnerungen und Rechte der Weltherrschaft mit hinein und selbst die mächtigsten Könige erkannten den Vorrang dieses Namens. Und wirklich so lange die andern großen Staaten Europens noch getheilt und im Kampfe waren, war Teutschland das stärkste und mächtigste Land. Aber in dem Maaße, als jene die Energie und die Einheit der Herrschaft bekamen, rissen die letzten schwachen Bande immer mehr, die sonst noch einen Schein gemeinsamer Stärke und Macht erhalten hatten. Endlich lag der furchtbare Koloß unbehülflich da und jeder mochte hingehen und

darauf treten und krähen oder ungestraft sich ein Stückchen abschlagen, was ihm gefiel. Man vergaß allmälig die Schrecken und die Ehrfurcht, die der stehende eingejagt hatte.

Mit einer ganz neuen Weltepoche kam die Reformation und riß die Spaltung der Kräfte Teutschlands noch weiter aus einander. Doch gab die Türkenangst einiges Zusammenband des Ganzen und auch die Habsburger fingen an fürchterlich mächtig zu werden. Ihr Ehrgeitz trieb sie zu weit hin und her, sie wollten auf einmal zu viel umfassen, und hielten deswegen nichts fest. Doch würde ihnen Teutschland endlich doch wohl haben dienen müssen, wenn die Söhne den Vätern gleich gewesen wären. Aber Mittelmäßigkeit war lange das Loos der Oesterreicher, und sie ward von jesuitischen Räthen und Beichtvätern beherrscht. Man könnte einen Folianten davon schreiben, was die Jesuiten den Oesterreichern geschadet haben. Diese Elenden bildeten die ewige Entzweiung und Entfernung zwischen dem Regenten und dem Volk über anderthalb Jahrhunderte, mach=

ten abergläubische und bigotte Serail= und Pfaffenkaiser und ließen sie zum Skapulier greifen, wenn das Schwerdt entschieden hätte. Was hätten Männer mit Mäßigung und Kraft und Liebe der Völker mit solchen Hülfsmitteln gekonnt und gewirkt! Aber die Regenten selbst zerschnitten die Nerven ihrer Kraft. Man denke an Ferdinand den zweiten; was hätte dieser große Kopf können, wenn ihn kein Pfaffe erzogen hätte! Der bigotte Leopold zerstörte den Staat immer in sich selbst durch seine Priester, welche die Protestanten in Ungern im beständigen Aufruhr hielten. So verdarben die Regenten selbst wieder was tapfere Feldherren gewonnen hatten, und das Glück, das in den Habsburgern immer mächtiger gewesen ist, als die Kraft. — Der dreißigjährige Krieg bewies zuerst vor den Augen von ganz Europa Teutschlands Schwäche. Dieses entsetzliche Unglück verwüstete auch die Reste seines alten Wohlstandes und zerstörte die Menschen und ihre Sitze. Die Städte und ihre Bünde waren aber schon über ein Jahrhundert im Verfall, manche kamen unter die Fürsten und die übri=

gen verblühten allmälig, denn Ostindiens Erfindung, Amerikas Entdeckung und der nordeuropäischen Völker Politik hatten den Welthändel von Italien und Teutschland weggenommen. Jetzt entschieden fremde Völker den künftigen Zustand der Nation und halfen ihre Grundgesetze bestimmen, für deren Erhaltung sie bürgten, damit durch Gewalt und List nicht künftig Einer der Herr würde. Der große Schwedenkönig, Gustav Adolf, der Herkules Musagetes der Menschheit, rettete durch seine Siege die Bildung Europens von jesuitischer Möncherei und Barbarei.

Schweden und Frankreich richteten und entschieden, Oesterreich schien von seiner Höhe gestürzt; aber lange Gewohnheit, alter Wahn, vielleicht ein dunkles Gefühl von eignem Interesse band noch immer die Fürsten an dieses Haus, welches unbestritten auf dem Kaiserstuhl blieb, der nur für den Mächtigen nichts Leeres war. Frankreich sah mit ehrsüchtigen Blicken nach dem heiligen Sessel, es warb durch Gold und durch Furcht unter den Fürsten; die Habsburger siegten. Wer kennt nicht des mächtigen

Ludwigs Stürme? Teutschland kämpfte oft unglücklich, doch unbezwungen mehr fast für Oesterreich als für sich. Selbst bis auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Kaisername mächtig, sich die Fürsten nachzuziehen, und doch hatte seit Max dem Zweiten kein Kaiser regiert, der durch Treue und Biederkeit die Nation vereinigen und für sich begeistern konnte.

Nun beginnt die letzte große Scißion teutscher Nation, die unheilbare, die vielleicht mit dem Volke endigen wird. Das Jahr 1740 kömmt, Friedrich der Zweite von Brandenburg besteigt den preußischen Thron. Sein Heroismus, sein schwerer Kampf, seine majestätischen Tugenden rissen den letzten Heiligenschein herab, der bisher dunkel über der goldnen Bulle und der Pax Westphalica gelegen hatte, und auch die Oesterreicher verloren den Nimbus, der davon auf sie zurückgefallen war. Durch Eines Mannes Größe und Gewalt ward ein mächtiger nordteutscher Staat Oesterreich gegenüber — die zwei machen nun die Entzweiung. Der letzte Krieg, der Friede zu Lüneville, das Blut,

welches jetzt das unglückliche Südteutschland überschwemmt, hängen an diesem Uebel.

Was ein Volk ist, beweist nicht, daß es so seyn müsse, so wenig das, was gewesen ist, beweist, daß es künftig wieder so werden kann. Pauw, der Wunderliche, wirft das kecke Wort hin, nur die alten Völker seyen für Freiheit und Enthusiasmus gebohren gewesen, alle Völker germanischen Stamms aber scheinen ihm eine angebohrne Anlage zur Knechtschaft zu haben. Er hatte wohl die gepriesene Freiheit der alten Welt nie recht gewogen noch die Unterschiede der Weltzeiten bedacht. Schien ihm mit Friedrich dem Zweiten, dem König, sein Jahrhundert vielleicht das Jahrhundert der Erbärmlichkeiten und der Knechtschaft, so konnte er doch ein wenig zurückgehen, und hätte leicht finden können, daß Italien und Teutschland im Mittelalter Republiken hatten, trotz Athen und Kroton, und daß die Schweitz und Holland einst in stolzer Begeisterung blühten. Ich weiß nicht, was der Enthusiasmus der Griechen oft war; die eignen Schriftsteller jener Nation geben uns von ihm nicht immer ein zu schönes Bild, und

war er sogar das Herrlichste, so kann die neue Welt nicht mehr tragen, was in der alten blühte. Die Menschheit stand damals hoch, weil Unschuld noch neben Ungerechtigkeit bestehen konnte; sie ist seitdem edler hinabgestiegen, damit das ganze Geschlecht mehr in Gleichheit und Gerechtigkeit wandle.

Gleichheit und Gerechtigkeit in Liebe und Mitleid mit allen Lebendigen, ihr seyd die erhabenen Lehren des heiligen Stifters des Christenthums, ihr müßt die Gesetze der Staaten und Völker seyn. Die neuere Menschheit muß sich des stolzen Trotzes physischer Kraft, des rohen Gebrauchs der Gewalt, der unmilden Behandlung freigebohrner Menschen als Sklaven begeben, wenn sie das Gebot des neuen Weltgesetzes erfüllen will. Stillere Tugenden, milderer Enthusiasmus, Arbeit und Mäßigkeit aller, damit keiner Knecht zu seyn brauche — das sind die bescheidenen Forderungen an ein Volk, welches den Namen und die Würde der Freien verdienen will. Nach diesem Maaße sind die Teutschen nicht die unwürdigsten, und ich werfe dem, der behauptet, die Nation

sey knechtisch gesinnt und keines edlen Zustandes fähig, den Fehdehandschuh hin, mir ein gerechteres unter den jetzigen Europäern zu zeigen.

Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit des Verstandes, Langmuth ohne Feigheit, Ehrlichkeit mit etwas klimatischer Unbehülflichkeit versetzt, sind alte anerkannte Volkstugenden. Sie gebahren im Mittelalter Wohlstand und Gerechtigkeit drinnen und Achtung und Furcht draußen. Freiheit und Bürgersinn schufen glückliche Municipalitäten; wohin Teutsche zogen, brachten sie Gesetze der Zucht. Die Städte längs der Ostsee bis an die Neva, wie die Kolonisten in Siebenbürgen, hatten freien Sinn und haben ihn zum Theil noch. Die Schweitz und die Niederlande und manche wackere nnd glückliche Reichsstadt sind Geburten teutschen Sinnes gewesen. Freilich die gigantischen Worte und Thaten der Alten, ihre republikanischen Erschütterungen und Revolutionen, die begeisterte Freiheitswuth des Atheners und Genuesers, die Faktionen der Florentiner und Thebaner fehlen hier; aber desto glücklicher für das Volk und die Zeit. Das sind

mehr Herrlichkeiten für die Poeten, als für die Bürger, die darin mit umgerührt werden. Dergleichen Gemählde möchten nun hier nicht so viele zu finden seyn und selbst das beste Teutsche möchte wohl gar etwas steif und pedantisch aussehen. Aber das Gerechte braucht nicht zierlich zu seyn; leider ist das Zierliche nicht immer gerecht. Ich selbst wohne unter einem Volke, das in seiner besten Zeit wohl nur einen halbteutschen Sinn hatte, jetzt ist von einem solchen Sinn überall nicht mehr laut zu sprechen. Aber mit innigem Vergnügen versetze ich mich immer in die Zeit altteutschen Lebens und Wirkens. Ich kenne kein neueres Volk, welches mehr gutmüthige Naivetät hätte und einen frommeren Sinn für alles, was Form heißt; immer ein schöner bürgerlicher Sinn, obgleich im begeisterungslosen Zeitalter Pedanterei daraus wird. Man studiere die Geschichten der Zünfte und Innungen, die Verfassungen und Thaten kleiner Reichsstädte, welch' eine unendliche Anlage für Gehorsam und Gesetz! das ist doch wohl Anlage für Freiheit? Dieser sinnige, gleiche, gutmüthige

Sinn der Nation, der nur noch in Erinnerungen und schwachen Resten lebt, gab Mäßigkeit und Besonnenheit, ohne welche keine Freiheit ist. Lies unsre alten Geschichten, höre unsre alten Mährchen erzählen und die Volkslieder absingen, sieh Dürers und van Eikens Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit ist ihr Karakter; sie haben nicht den idealischen Geist des Süden, nicht das üppige Spiel, aber sie haben auch nicht die furchtbaren Lüste und Verdorbenheit desselben.

Der Teutsche hat in sinnreichen und großen Erfindungen viel gethan ohne Centralpunkt und ohne Pensionen, für die Wissenschaften kann man ihn mit Stolz, für die Kunst mit Ehren nennen. Er war sonst auch bescheiden, wie der unscheinbare seyn sollte, aber seit einiger Zeit prahlt er und das beweist, daß er verdorben ist. Ja einem Wunder ist es gleich, daß er noch nicht verdorbener ist. Seit zwei Jahrhunderten ist Teutschland der blutige Kampfplatz, wo ausgefochten wird, was sich bei dem Großmogul und bei den Eskimos angesponnen hat, Teutsche hat man gegen Teut-

sche bewaffnet, Städte und Länder und Sitten zerstört und immer sind sie durch Fleiß und Zucht wieder aufgestanden. Aber jedes Ding in der Welt hat sein Maaß, bis wie weit es gehen kann. Wir sind jetzt an der Grenze. Ohne alle politische Haltung, ohne Theilnahme, ohne Liebe, ohne Hoffnung steht das Volk endlich gleichgültig und dumm da. Das Elend des Kriegs, die Schmach des Friedens, der Raub des Silbers und Goldes, die Schändung der Weiber und Jungfrauen, das Niederreißen der Festungen, der Fremden Hohn und der Fürsten Feigheit, Trug und Geitz — es muß endlich wirken und wird wirken zu unserm und ihrem Verderben.

Unsre Philosophen geben uns einen hohen Rang. Sie sagen, die Teutschen seyen das Volk, welches Freiheit im Glauben und Denken gebohren und erhalten habe. Solche Verfassung der Vielherrschaft habe seyn müssen, damit es der Freiheit und Wahrheit nie an Schutz fehlte. Auch des Staates unscheinbarer und formloser Zustand sey trefflich gewesen von allem Politischen und Nationalen abzuziehen und auf

das Allgemeine und Menschliche als auf das Würdige der Bildung hinzuweisen. So könne nur Weltsinn gebohren werden. Kosmopolitismus sey edler, als Nationalismus, und die Menschheit erhabener als das Volk. So möge das Volk verschwinden, wie die Spreu vor dem Winde, auf daß die Menschheit werde.

Diese Ideen sind hoch, aber sie sind nicht verständig und das Verständige ist höher. Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch. Ihr Philosophen würdet es begreifen, wenn ihr Irdisches begreifen könntet. Zwar lebte Christus in der Wüste hoch über dem Bürger und lernte in der Einsamkeit das Himmlische von dem Himmlischen, Plato holte seine Weisheit nicht von den Landstraßen und Märkten, aber freie, lebendige Menschen machen die Welt, woraus solche gebohren und gebildet werden. Unter Sklaven wird alles sklavisch und keine Idee kann das Edle vom Himmel zur Erde bringen, wenn auf Erden elendes Gesindel weidet. Ein Mensch ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne

schlechter zu werden; ein ganzes Volk ist es nie. Die edelsten Geister werden nur aus dem ganzen Volke gebohren. Wo nichts Freies und Hochfliegendes mehr ist in der Menge, da wird es nicht mehr in den Einzelnen gezeugt oder wird in der Kindheit schon durch den Medusenanblick des Niedrigen verstimmt. Würdiges sey auf Erden, frommer, tapferer Sinn im Bürger, Biederkeit und Hochsinn die Wahrheit zu vernehmen im Fürsten, Gerechtigkeit in der Regierung! Dies ist das sichtbare Reich Gottes auf Erden; das unsichtbare macht sich dann auch. Solche Tugenden gleichen dem Ewigen und der Bürger arbeitet und lebt für das Ewige in Kunst, That und Werk. Helden stürzen in das Schwerdt für das Vaterland und den König, Künstler bilden, Erfinder denken, stolz geht der Kleinste am Pfluge und Ruder, denn er hilft das Große erschaffen und genießt es mit. Denkt doch an die Griechen. Es war ein schönes, waidliches Volk, voll Muth und Kunst, welches Großes dachte, that und vollendete. Was wurden sie? Die Kosmopoliten des Alterthums. Es läßt sich nach-

weisen, daß die Römer, ihre Herren, sie leidlicher und artiger behandelten, als ihre übrigen Sklaven. Das rauhe Erobererfolk hatte doch Ehrfurcht vor den sichtbaren und unsichtbaren Göttern, die hier auf jeder Flur, auf jedem Markt ihre heiligen Stätten hatten. Die Griechen behielten ihr Land, ihre Sprache, ihre Künste, aber nicht ihren Staat. Kein Sophokles und Phidias ward mehr geboren, kein Homer besang mehr das Leben der Götter und Menschen. Erstarrt war die goldene Fülle der seligen Kunst und höchstens machte man klein und zierlich nach, was die Väter groß und majestätisch dachten und erfanden. Zuletzt nichts als feiges und schelmisches Sklavengesindel hier, keines edleren Aufschwunges diese Natur mehr empfänglich.

Italien. Wir Teutsche rangen einmal lange mit euch, unglückliche Italier. Tapfre Kämpfer stritten stolz um Herrschaft und Freiheit. Nachher gingen wir neben einander in Gesetzgebung und Bürgerkünsten hin. Welchen Propheten hätte man damals geglaubt,

daß uns späteres Unglück so gleich machen würde, als wir heute sind?

Seit dem Fall der Ostgothen war Italien von jeher viel weiter davon, Ein Staat zu werden, als Teutschland. Die Longobarden folgten diesen in der Herrschaft, aber sie konnten nie das Ganze bezwingen. Alboin würde die Arbeit vollendet haben, wenn er gelebt hätte; später war sie den mächtigsten Königen unmöglich. Der Bischof in Rom fing an Pabst zu werden und hielt die Griechen und Longobarden gegen einander in Athem, damit auch er in Italien Herr seyn könnte. Als er im schlimmsten Gedränge war, da gebrauchten die Pipiniden seiner heiligen Hand, eine Ungerechtigkeit gerecht zu machen. Er setzte ihnen die Krone der Merovinger auf das stolze Haupt, und sie unterdrückten die Longobarden. Aber immer noch hatte ganz Italien nicht Einen Herrn. Da es der gewaltige Karl der Große nicht ward, wie sollten es seine Nachfolger werden? Byzantiner und Araber blieben in Süden, an den Küsten und auf den Inseln; in der

Mitte und im Norden entstand durch germanischen Feudalismus Vielherrschaft von Fürsten. Die mächtigsten teutschen Kaiser, die Salier, beherrschten nie ganz Italien. Im elften Jahrhundert machten die tapfern Söhne Tankreds von Hauteville mit ihren Normännern Vorarbeit zur Einheit. Als die Hohenstaufen Könige von Apulien wurden, glaubten sie des ganzen Landes und selbst des Pabstes Herr zu werden; allein da es einem Friedrich dem Zweiten nach einem dreißigjährigen Kampf mislang, so muß es unmöglich gewesen seyn. Zu mächtig waren die Kräfte, die gegen so hohe Entwürfe und Arbeiten strebten. Der Pabst mit dem damals fürchterlichen Druck des Wahns und der Heiligkeit, vor welchem die kühnsten Herzen unter dem Panzerhemd zitterten, die vielfache Blüthe und Thätigkeit eines tapfern energischen Volks, das einen Herrn haben der Sklaverei gleich achtete, endlich das damals noch mehr Unterschiedene der verschiedenen Nationen Italiens. Die Kreuzzüge hatten in ihm ein neues Leben entzündet, die Schätze des Orients flossen hier über, kleine Städte wur-

den reich und mächtig und beherrschten die Meere, die Bürger fühlten sich und träumten von Freiheit und Gerechtigkeit, welche in einigen Städten herrlich eingerichtet und verfochten wurden. Die Burgen der Feudalherren, die Zwinger der kaiserlichen Vögte und Statthalter verschwanden und die Herren mußten Bürgern gleich werden.

Mit Friedrich dem Zweiten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war der Kampf aus. Kein Gefährlicher stand wieder auf, der des Ganzen Herr seyn wollte, und die schlauen Hierarchen Roms hielten zwischen den Mittelmäßigen die Wage. Von dieser Zeit bis zum Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts während 250 Jahren ward Italien das Griechenland der neuen Welt. Eben die Thaten und Erscheinungen, eben die Werke beinahe, eben so ewige Erschütterungen und Wechsel der verschiedenen kleinen Staaten. Die Geschichten dieser merkwürdigen Zeit würden eben so groß, reitzvoll und heroisch seyn, wenn sie im Sinn des neuen Weltalters von edlen Zeitgenossen auf-

gefaßt und uns überliefert wären. Tyrannien, Demagogien, aristokratische und demokratische Republiken und an den beiden Enden kleine Monarchien, Faktionen und Ostracismus und Proskriptionen immerwährend; aber in dem Ganzen herrliche Blüthe und Kraft. Handel, Fabriken, jeder Fleiß und jede Thätigkeit schufen Reichthümer und Lebensanmuth, Künste und Wissenschaften folgten. Durch einen neuen Geist, durch Poesie, Saitenspiel und jede Kunst der Sprache und Gestalt ward endlich in allen verschiedenen Völkerstämmen etwas Gemeinschaftliches, das vom Pharus und Simäthus bis zum Var herrschte. So wurden die Italier im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert die herrlichste Nation Europens.

Mancherlei hatte sich hier so mitgebildet, wovon die roheren Ultramontaner, welche der Italiäner zum Theil mit Recht Barbaren schalt, sich noch nichts träumen ließen. Rom, das Centrum der christlichen Welt, hatte die Künste der List und Herrschaft unglaublich verfeinert. Als man aus den schönen Erinnerungen und

Denkmählern des Alterthums das Alte wieder aufweckte, da mischte sich dieses Alte und jenes Neue und italische Weisheit und Politik glaubte sich der ganzen Welt überlegen, und fürchtete keine schlimme Zukunft und kein Barbarenschwerdt, das die Politik nicht zurücktreibt, weil es nicht an sie glaubt. Mäßige und weise Fürsten und Männer hatten Italien nun durch Jahrhunderte vor großen Stürmen gesichert und die kleinen, welche oft wohlthätig im Innern aufstiegen, bald beruhigt. Sie hatten etwas erfunden, was sie mit Stolz Gleichgewicht nannten, und wodurch der Uebermuth und Ehrgeitz des Einzelnen gezügelt ward. Diese Klugheit wiegte in Sicherheit ein und Reichthümer und Künste verweichlichten die Sitten. Man dachte gar nicht mehr, daß eine Zeit kommen könnte, wo man des Muthes nöthig hätte, mit welchem man gegen die Hohenstaufen focht. Der Bürger hatte das Schwerdt rosten lassen, womit er die Freiheit erfochten, und dang sich hinfort Knechte für Gold, die zuweilen diese Freiheit selbst antasteten, immer schlecht vertheidigten. Abentheu-

rer mit 5000 bis 15000 Reitern durchzogen das schöne Land und verkauften sich jedem Meistbietenden, seine Fehden auszufechten. Dies waren wahre Scherzspiele und Turniere für Gold. Die Kondottieri verstanden ihren Vortheil wohl, sie hüteten sich so ernsthaft drein zu schlagen, daß es viel Blut kostete. Man focht oft wie wüthend einen halben Tag, dann lagen vielleicht zehen Todte auf dem Platz, oft gar keine, einige hundert Gefangene nahm der Sieger nach der Verabredung, oft um sie wieder laufen zu lassen, und der Besiegte zog ab. Dieses schlimme Spiel verdarb die Kriegskunst und die Tapferkeit des Volkes. Man hätte aus einzelnen Kämpfen mit den Schweitzern begreifen können, wie man fest stehen würde, wenn ein größeres Heer einmal zum Ernst über die Alpen käme.

Italiens Glück hatte sein Ziel erreicht. Kleinliche Eifersucht und Ehrgeitz der Fürsten, Partheihaß der Republiken riefen die Fremden hinein, sie kamen, Italien durch italisches Gold zu erobern. Karl von Frankreich erschien

mit einem kleinen Heerhaufen, siegte und verschwand wieder; aber die Leute hinter den Bergen hatten an der Probe gesehen, was man in Italien machen könne. Die Reichthümer, der Glanz, die Künste des schönen Landes reitzten zum Besitz und seit dieser unglücklichen Epoche war um diesen Besitz ein blutiger, langer funfzigjähriger Kampf der Fremden; die tapfern Hispanier hielten die Beute fest. Die Italiäner strebten selbst wenig gegen. Der Todesmuth für Freiheit, die alten Tugenden fehlten und des Oberpriesters in Rom Stimme war keine Götterstimme mehr.

Seit dieser Zeit hat Italien Teutschlands Schicksal gehabt. Alle Revolutionen und Kriege Europens sind auf seinem Boden blutig mit entschieden und ausgefochten werden. Aller Gemeinsinn, der Geist und Muth aller für alle, ist bei einer Nation von sechszehn bis achtzehn Millionen Menschen so ganz dahin, daß ein Heer von 50000 Fremden fast ohne Widerstand ihr Herr seyn kann. Die lange Herrschaft und Tyrannei der Fremden hat ein edles Volk zuerst entnervt und entmannt; alle Laster

des Sklaven sind nachgefolgt. Das Paradies der Erde Sicilien und Apulien ist durch eigne und fremde Sünden eine Wüste geworden, wo ein kleines Geschlecht auf großen Erinnerungen einhertritt, wo der Feudalherr auf Schlössern wohnt und hungrig und reißend wie eine Bestie der Bandit in jedem Hohlwege, in jeder Thalkluft lauert. Man weiß, wie Italien die fürchterliche französische Revolution gefühlt hat. Geplündert, umgekehrt ist es von einem Ende bis zum andern. Durch die Consequenz des scheußlichen Jacobinismus hätte aus dem Chaos doch etwas werden können, aber feige, geitzige Klugheit kam nach und richtete ein für sich, nicht für das Volk. Darum wurden die alten Republiken umgestürzt, die Fürsten verjagt, die Bilder der Götter und Menschen aus ihrer Heimath entführt? darum pflanzte man Freiheitsbäume und hieb sie wieder um. Darum rief man die Manen der de la Torre, Dandolo, Doria, Medicis auf und betäubte die stummen Gräber des alten Roms mit den Klängen der Kamille und Scipionen? darum, daß der letzte Rest der Selbstständigkeit verschwän-

de und neue Tyranen würden? Die Franzosen haben nie die Freiheit und das Glück der Fremden, sie haben nur ihr Gold gewollt. Jetzt spricht der Herr, selbst ein Italiäner: ich bin der Herr, und Freiheit ist der tollste Wahn des Menschengeschlechts.

Ich spreche nicht von Freiheit, ich spreche von einem italischen Volke. Ewig ist Montesquieus großes Wort: eine freie Nation kann einen Befreier haben, eine unterjochte bekommt nur einen andern Unterdrücker. Frei zu seyn taugen die Italiäner nicht, aber sechszehn Millionen Menschen können ein Volk werden unter Einem Herrn und durch Ordnung und Zucht könnte ein besserer Stamm für die Zukunft erwachsen. Der Weg war gebahnt durch die Zertrümmerung des Alten, er ist wieder verschlossen. Der französische Despot soll auf den Alpen und über den Alpen auf Italiens Nacken stehen, die Könige Italiens, die vielleicht einmal als abgesönderte stehen, sollen immer Vasallen Frankreichs seyn, das Volk im Grimm über die daurenden Plünderungen französischer Satrapen, Gesandten und Kom=

missarien soll auf ewig die hündische Sklavenwuth einsaugen und zu seinem lichten und schönen Himmel nie mit der heitern Stirn der Freiheit aufschauen.

Die Italiäner waren einst herrlich. Hier ist der Kampfplatz, wohin die übrigen Völker Europens ihr dankbares Angesicht wenden und beten müssen. Hier ist Rafael, Michel Angelo, Leonardo und Allegri gebohren, hier hat Dante und Ariosto gesungen, hier ging den verfinsterten Europäern das Licht der Wissenschaft auf und das Pfaffenthum fiel. Friedrich der zweite von Hohenstaufen, Kosmus der Alte, Andreas Doria, Pescara, Alexander von Parma, Montecucult, Prinz Eugen, Nikolaus und Sixtus die fünften, Kolumbus, Galilei, Filanghieri — welche Namen genialischer und gewaltiger Menschen! und ein Land, das solches erzeugen konnte, sollte auf immer zur Schmach verdammt seyn? die Natur behauptet ihre ewigen Rechte, ihre Wirkungen und Zeugungen sind bleibend, wenn der Mensch sie nur frei läßt. Noch wächst in Ausonien des Weinstocks Fülle, an den Bergen steht der

Oelbaum und Feigenbaum, in den Thälern schimmern Mandeln, Pfirsiche und Orangen mit Blüthen und Früchten, weite Fluren prangen mit Weitzen und Reis und auf den Bergen brüllen die Heerden Virgils, die Pinien, die Cypressen, der Lorbeer und Platanus strecken ihre lichten und heitern Kronen zum Aether empor; es ist noch das alte Land des Genusses, der Fülle, der Begeisterung. Die lustige und schwärmerische Gestalt der lieblichen Natur floß einst wie ein goldner Strom durch die schöne Kunst und das kräftige Leben der Väter. Welche idealische Geistigkeit voll üppigen sinnlichen Lebenssaftes liegt in den Thaten und Werken dieses Volkes! wie vollgestaltet, wie lebendig, wie klar ist alles! doch liegt hinter den meisten ein gewisser sündlicher Reitz, eine unbewußte Verdorbenheit, welche die Lebenshaltung eines solchen Klima freilich trägt, wodurch aber das Gefühl des treuen und wahren Nordländers leicht verwundet wird. Was sind die Trefflichen geworden unter der Knechtschaft der Fremden? Sie sind erniedrigt, schlecht und entartet, aber so sehr nicht, als sie der Unverstand

und die Unbehülflichkeit des Nordländers oft gemacht haben. Ihre Kunst hat in dem alten heiligen Lande kümmerlich nach Brod gehen müssen und die heilige Wuth der Musen und Apollons ist in Mosaikschnörkel und Sonnettriller gefahren. Von Weisen und Helden darf man bei einem solchen Volke kaum sprechen. Aber es sind noch die alten Menschen voll Naturkraft, Genialität, sprudelndem Witz und Talent. Der fremde Wanderer sieht sie mit Verwunderung und Mitleid. Hier, wo alles verrucht und giftig wird, was sich nicht sinnlich kräftig entwickeln darf, wirkt die edelste Kraft endlich am verderblichsten. Kastraten und Beutelschneider werden, die als Künstler und Staatsmänner hätten glänzen können und manche verlorne Natur eines Sprechers und Befreiers der Menschheit, eines edlen Feldherrn mordet in roher Banditenfreiheit in den Wäldern des Apennin und des Aetna. Die Flamme muß an das Leben, wenn man sie auch mit ganzen Meeren verschüttet. O ich kann die Italiäner vertheidigen und wenn alle sie verdammen, ich wundere mich, daß ein so unglückliches Volk noch nicht schlechter ist.

Spanien und Portugal. Ich komme zu einer Nation, die ich achte und liebe. Schon seit dem Knaben hat Spanien und seine Geschichte einen wunderbaren Reitz für mich gehabt und mein Sinn hatte sich erklärt, ehe mein Urtheil richten konnte. Es liegt in solchen Eindrücken doch etwas, denn das Leere läßt ewig leer und wo Eis ist, da friert man. Ich habe diese Geschichten später so lieb gewonnen, daß ich mich oft mit inniger Sehnsucht über die Pyrenäen hinübergewünscht habe, denn hinter jenen Bergen war von jeher viel Großes und Schönes; es war schon in den ältesten Zeiten. Iberien am Strom Pyrenä war das goldne Fabelland der früheren Griechen, Iberien, das reiche Geheimniß, was der geitzige Phönicier neidisch dem Orient verbarg, Iberien der Preis des Siegs, worum die Römer und Karthager so blutig schlugen. Und welch' ein Land und Volk! Alles bewohnt, alles blühend in Freiheit und Wohlstand, Stadt an Stadt und Burg an Burg. Und die Römer kamen mit dem Aufruf, dieses Land von den Karthagern zu erlösen. Scipio

war durch Mäßigung und Weisheit der Mann, so schönen Worten Glauben zu geben; er hatte bei Römergröße tiefere Römerlist. Als die Karthager fielen, traten die Römer sogleich offener hin und ein langer hundertsiebenzigjähriger Kampf begann, immer blutig, oft siegreich für die Hispanier, die eine Zeitlang eine solche Scheu in die Römer jagten, daß keiner von den hochgebornen Herren mehr die Anführung hispanischer Kriege übernehmen wollte. Kein Volk hat sich edler vertheidigt und keines ist niederträchtiger durch List, Aufhetzungen und Dolche bezwungen, ja die Tapfern, welche die Freiheit nicht überleben konnten, sind nie bezwungen, sondern leben als die Freiesten in der Ewigkeit der Geschichte. Die Römer gebrauchten mit alter Kunst die Theilung und predigten dem einen Staat die Freiheit und lebten wirklich in Brüderlichkeit und Gleichheit mit ihm, während sie den andern unter seinen Ruinen begruben. Dies half dem unersättlichen Geitze, aber bei einem so tapfern und freien Volke als die alten Hispanier war es nicht genug. Sie waren zu reich, zu volkstark, zu fest, und nie-

dergeworfen standen sie kühner und fürchterlicher wieder auf und hielten die Wage des Glücks und Siegs lange zweifelhaft. Einzelne Städte, einzelne kleine Provinzen des großen Landes vernichteten ganze römische Legionen und machten Wehklagen an der Tiber. Fünfzig Jahre nach dem ersten Scipio stand der Lusitanier Viriathus auf, ein ritterlicher Jäger; unüberwunden stritt er sechs Jahre für die Freiheit, deren Banner immer weiter über Römerleichen wehte; die Niederträchtigen, die auf Siege stolz seyn durften, brauchten den Dolch der Feigen gegen die Tapfern. So fiel Numantia die herrliche; die Ueberwundenen gaben sich den Tod der Freien und ließen den Römern die blutigen Steine und die Flamme des Freiheitsrogus.

Hispanien ward nie ganz von den Römern bezwungen. Der Despot August feierte noch Kantabrertriumphe, ein Beweis, daß die Berge der Nord- und Nordwestküste noch unbezwungen waren. Solche Triumphe waren wie unsre Tedeums. So ließ eben dieser August sich von seinen Poeten den Indischen

schelten, weil eine Handelsgesandschaft zu ihm zog, so ließ Ludwig der Vierzehnte die europäischen Fürsten wissen, er sey Großkaiser von Ava geworden, weil ein französischer Abentheurer Großvessir des Despoten der Sonne und des Mondes und der zwölf weißen Elefanten geworden war. So zog weiland Kaiser Kajus, wie heute noch Bonaparte, an den Strand von Boulogne, drohte den Britten mit seinem Schwerdt und ließ seine Soldaten die Helme mit Muscheln füllen und zu den Füßen des kapitolischen Jupiters an der Tiber ausschütten. Er hatte den Namen Brittannikus verdient. Alte und neue Dinge sehen sich oft ähnlich. Edel war der ganze Volksstamm des früheren Hispaniens; am längsten hielten sich die nördlichen Gebirgvölker in Freiheit und Selbstständigkeit. Da war für den Eroberer wenig zu holen als Schläge; die Begier war geringer, die Furcht größer; das Volk hatte seine Berge, seine Armuth, seinen Trotz. Deswegen hat sich hier auch durch alle Revolutionen späterer Zeiten der Germanen und der Mohren viel Römisches und Spanisches erhalten. Noch woh-

nen hier die Reste der Waffen, ein kühnes, freies, thätiges und braves Volk mit eignen Sitten, eigner Sprache und eignem Sinn neben den Spaniern.

Unter der römischen Monarchie vom ersten bis fünften Jahrhundert gehörte Spanien zu den glücklichen Provinzen unter den unglücklichen. Noch in jener scheußlichen Zeit wird der Glanz seiner Städte und der Wohlstand und die Bravheit seiner Einwohner gerühmt. Bildung und Gelehrsamkeit trieben hier schnell vorwärts und mehrere der berühmtesten und edelsten Männer waren damals Spanier. Dies war auch der große und liebenswürdige Trajan und Rom hatte es nicht um dies Land verdient, daß es ihm den würdigen Regenten gebahr. Unfälle und Plünderungen, welche die nördlichen und orientalischen Gränzprovinzen trafen, reichten nicht hieher; nur um die Mitte des traurigen dritten Jahrhunderts streiften die Plünderer Galliens, die Franken, über die Pyrenäen. Daß sich hier und in Afrika Gelehrsamkeit und ein gewisser Wohlstand am längsten hielt, beweisen die gelehrten afrikanischen

und spanischen Bischöfe im Anfang der neueren Geschichte. Endlich kamen die germanischen Barbaren in dies Land, zuerst die Sueven, Vandeln und Alanen. Die beiden letzten gingen 429 größtentheils über die Meerenge und besetzten Afrika. Spanien blieb den Sueven, die sich allmälig weiter gegen Westen ausdehnten. Doch schon saßen die tapfern Westgothen bis an den Iberus. Nach Klodwigs Sieg bei Vougle wurden sie mehr eingeengt und drängten auf die Sueven. Ihre Tapferkeit entschied, die Sueven lagen unter und verloren sich in dem Namen des Brudervolkes der Westgothen. Die letzteren, welche überall schon milder und gesitteter gewesen zu seyn scheinen, als die Sueven, verbanden sich, seitdem ihr Arianismus keine Scheidewand mehr war, nach und nach mit den alten Einwohnern, deren Sprache endlich auch siegte, wie bei den meisten Germanen, die in altrömischen Ländern Reiche stifteten; ein Beweis sowohl größerer Bildung als Volksmenge.

Ueberall scheint in keinem der eroberten Länder so viel Altes übrig geblieben und von

den Siegern angenommen zu seyn, als in Spanien, weil wirklich noch viel Altes da war. Die Länder unter der Donau waren vom dritten Jahrhundert an durch die Kriege und Plünderungen der Barbaren allmälig in Wüsten verwandelt; nachher trieben sich die rohesten Barbaren durch sechs Jahrhunderte wechselnd darin herum; es verschwand das Alte und die Römersprache fast bis auf die letzte Spur. Italien und Gallien lagen dem Stoß vom Rhein und über die Alpen her näher, wurden oft geplündert, nachher von mehreren Nationen durchzogen, ehe diejenigen, welche die Herren bleiben sollten, fest werden konnten. Spanien blieb bis auf den letzten allgemeinen Völkersturm der Zerstörung lange in Frieden und hörte nur von dem Elend der andern Provinzen, während es selbst nur das kleinere Elend einer schlechten Verwaltung empfand. Selbst seine wilden Eroberer hatten die erste Wuth schon mehrere Jahre auf den schönen Gefilden Galliens abgekühlt; sie waren auch nicht zahlreich genug, um das ganze große Land sogleich zu unterjochen. Die nördlichen Gebirgvölker und

auch die westlichen, und die großen und reichen Städte an den Küsten des Mittelmeers wohnten noch lange in Unabhängigkeit. Als die Westgothen endlich die allgemeinen Herren wurden, waren sie in Südgallien und Nordspanien schon sehr romanisirt und ohne Stürme übernahmen sie die Herrschaft. Hier ward also nie alles Alte völlig zertrümmert, damit aus der Mischung des Alten und Barbarischen das Neue entstände, sondern viel Altspanisches blieb ganz, und so konnte aus dem tapfern westgothischen und biedern spanischen Nationalsinn das Trefflichste hervorgehen. Daher ist hier alles früher entwickelt, als in den übrigen germanischen Reichen; eine stolze herrschende Hierarchie, große Dynasten und Baronen neben den Königen, kurz frühere Schwächung der Nationalkraft durch Vielherrschaft des Feudalismus; aber Ackerbau und Industrie scheinen hier im sechsten, siebenten Jahrhundert viel weiter gewesen zu seyn, als in dem andern Europa, und ich glaube, man hat Unrecht, den Mohren als ihre Arbeiten und Einrichtungen so Manches beizulegen. Diese waren freilich

ein braves, geruhriges Volk, aber auch mit den Spaniern im ewigen blutigen Kampf um die Herrschaft; ihnen mußte also durchaus die Zeit fehlen, unter diesen alles von vorne neu zu machen.

Die Mohren kamen im achten Jahrhundert, durch innere Zwietracht gerufen, überwältigten durch Enthusiasmus und Muth die getheilten Spanier und bedrohten von hier aus Europens Freiheit, wenn nicht in Frankreich Karl der Hammer sie zerschlagen hätte. Als die ersten gewaltigen Stöße dieses furchtbaren Volks vorüber waren, erholten sich die Europäer von dem Schrecken und die Spanier von der Knechtschaft. Doch liegen die ersten Anfänge der kräftigen Wiederaufrichtung des Staats mehr in dunklen Sagen als in klarer Kunde; zwei Jahrhunderte spanischer Geschichte sind fast noch verschwunden. Die Mohren hatten, weil sie zuviel wollten, das Wichtigste versäumt, auch die nördlichen Berge der Halbinsel im ersten Schrecken zu erobern. Sie hatten sich auch bald in eine Menge kleiner Staaten zertheilt; diese sollten zwar alle Ei=

nem Sultan folgen, aber der Gehorsam ist schwach, wenn der Oberfürst nicht groß ist, und wo Viele gebieten, folgen Viele schlecht. Dies lernten auch die Mohren durch ihr Unglück, und hätte nicht Afrika mehrmals einen neuen rüstigeren Kriegerstamm gesandt, so wäre wahrscheinlich das dreizehnte Jahrhundert schon ihr Ziel gewesen. Von den Bergen herab breiteten sich die Christen unter ihren Anführern allmälig aus, und mit dem Anfange des zehnten Jahrhundets begann der Mohrenkampf, lange schwach, immer mit getheilter Kraft. Auch hier waren mehrere kleine Staatenherrscher. Das Zeitalter des spanischen Heroismus, des Rodrigo Diaz und der herrlichen Ritterorden kömmt. Aus den vielen kleinen wurden durch Vermählungen und Siege nach und nach zwei große Staaten und ein mittelmäßiger, Arragonien, Kastilien und Portugal. Im dreizehnten Jahrhundert hatten die Westgothen die letzte Mohrenfurchtbarkeit gebrochen; sie wohnten hinfort nur noch in ihren festen Bergen und Städten hinter der Sierra Morena und am Meer. Zwei Jahrhunderte war noch Krieg, mehr ein Uebungs- als Schreckenkrieg.

Hispanien blühte wieder auf. Heroismus, Rittersinn, unvergänglicher Naturreitz riefen durch Schwärmerei und Liebe Poesie und Saitenspiel ins Leben. Zwar auch hier fehlten die Fehden der Baronen nicht, aber Iberien hatte seinen ewigen Himmel und seine Naturschätze, und konnte durch kleines Unheil nicht verdorben werden. Hochsinn, Freiheit, tiefe Schwärmerei in Liebe, Religion und Kunst machten die Nation edel und bei den Fremden gepriesen. Das höchste Zeitalter kam unter Ferdinand und Isabellen und den ersten Habsburgern. Wie drängt sich das Heroische und Idealische in jener schönen Zeit! Kastilien und Arragonien wurden Eins, und ihre Regenten erschufen sich durch Kraft und List das volle Königthum und konnten das herrliche Volk gebrauchen. Nun wurden die letzten Mohren in Spanien unterworfen und die in Afrika lernten dienen, Amerika ward entdeckt, Italien von spanischen Legionen bezwungen; weit herrschte die spanische Ritterlichkeit, noch weiter ihr Ruhm in Thaten und Werken. Aber die Könige wurden Despoten, vernichteten des eignen

Volkes Freiheit und bedrohten die fremde. Hier ward Widerstand, dort Ermattung grö-ßer und nach einem Jahrhundert der außeror-dentlichsten Thaten fing die Nation an zu sinken. Nach großen Königen, nach herrlichen Tyran-nen kamen Schwächlinge und Frömmler. Die Habsburger verdarben sich durch häufige Zeu-gungen aus eignem Geschlecht — die Natur schafft aus dem Wechsel die Kraft — kein großer Mann ward mehr gebohren. Priesterherrschaft und Schwäche erbte fort, doch länger als die Stärke stand der bewunderte Muth der Le-gionen, welche Cordova, Pescara, Alba ge-bildet hatten; sie blieben bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Unüberwind-lichen.

Aber die Herrlichkeit des Landes und Volkes fiel unaufhaltbar. Das mitverbundene Portu-gal hatte keine Stärke geben können, das wie-der losgerissene gab neue Schwäche. Die bei-den Indien, die tolle Austreibung des mohri-schen Stammes hatten Spanien Millionen Men-schen gekostet, in den ewigen italischen und bur-gundischen Kriegen war die edelste Jugend auf-

gerieben, schleichende Despoten und Priester hatten durch Faulheit und Inquisition kein freies Geschlecht wieder aufkommen lassen. Der hohe Geist der Nation sank in Gleichgültigkeit und Erstarrung, die alte Kultur und der alte Glanz des spanischen Namens starb allmälig aus. Mit den Schätzen von Peru war Spanien endlich arm an Gold, an Industrie, an Menschen, an Kraft und ist es noch. Ganz Europa mußte mehrmals zusammentreten, Spanien die große Erbschaft zu retten, die Karl der Fünfte seinen Nachkommen hinterließ, jener Karl, unter welchem Europa bei dem Namen Spanier zitterte. Die Bourboniden bestiegen den Thron und viele schöne Provinzen wurden abgerissen. Kein Verlust — Spanien kann nur durch sich selbst wieder jung werden und wird mit fremden Provinzen immer älter. Aber die Neuen haben geherrscht wie die Alten, faule wollüstige Schwächlinge eines orientalischen Serails. Deswegen hat Spanien das ganze vorige Jahrhundert fast nichts als Abentheurerminister gehabt von Alberoni bis auf den Friedensfürsten, welche wie Großvessire steigen und fallen. So ist das bra-

ve Volk in drittehalb Jahrhunderten in sich selbst versunken, wie ein Himmelsgebirg, welches der Vulkan, der es schuf, wieder in den Schlund hinabzieht. Es wirkt viel kraftloser, als es ist: ein Beweis, daß die Regenten nichts taugen. Wir haben das Neueste gesehen. Jetzt läßt sich eine Nation von elf Millionen Menschen von den Franzosen beschatzen und giebt Tribut und führt Kriege, die sie nichts angehen. Und die Natur hat die ewigen Berge zwischen die beiden Völker geworfen. Lebte in dieser Zeit der Muth der alten Kantabrer und Celtiberier, Franzosen wären vielleicht über die Berge gegangen, keine zurück. Doch es kömmt die Zeit der Erlösung, sie ist nicht fern. Die Amerikaner werden alle frei und Spanien wird in sich selbst leben müssen und herrlicher leben; Portugal wird dienen, wie es muß, es ist ein Auswuchs auf einem gesunden Leibe, wenn es nicht mit Spanien ist. Die Priester werden ihren Heiligenschein verlieren, die Könige ihren Thron, wenn sie nicht selbst arbeiten und herrschen wollen. Dann werden die Spanier wieder, was sie waren, eine der

herrlichsten und mächtigsten Nationen Europens.

Die große Halbinsel, die mit den Inseln über 10000 Quadratmeilen und vierzehen Millionen Menschen hat, einst zwanzig bis dreißig hatte, ist das gesegnetste Land Europens, das durch Fleiß und Tapferkeit der Menschen einst ein Paradies war und auch jetzt noch wieder werden kann. Was hat die Natur nicht gegeben? was eine schlaffe und pfaffische Regierung nicht verdorben? Dies war das Land des Goldes und Erzes der alten Welt; auch jetzt ist desselben genug in den Bergen, aber man hat Peru und Chili — hier wuchs einst Weitzen und Reis auf Anhöhen und in Thälern, wo jetzt Wüsten sind. Der Weinstock, das Zuckerrohr, die Palme, der Oelbaum und Feigenbaum, die Mandeln und Orangen sind hier heimisch; einzig sind spanische Schaafheerden, wodurch es ganz Europa zinsbar machen kann; treffliche Pferde zum Krieg und Pflug, die schönsten Rinder in Thälern und Bergen; die Seide zu Kleidern, das Spartum zu Seilen, Segeln und Stricken, das Salz, welches die Sonne aus dem Meere

kocht; der Fischfang und die Jagd; die glücklichste Lage für den Handel und die Herrschaft von allen Europäern: welche Reichthümer und Vortheile, welche viele Länder gar nicht, wenige in solcher Fülle haben!

Ueppig und lustig ist die Natur, doch weht schon ein halber Geist des Morgenlandes darüber, eine sinnliche Fülle der Kraft, vom Ernst gehalten, der die tiefe Lebensflamme mild bedeckt. Die Spanier sind die südlichsten von allen Europäern, und ihr Land schon konnte ihnen geben, was ihnen die Mohren nicht gegeben haben, obgleich viele so meinen. Man gehe ein paar Jahrtausende zurück, man wird denselben Sinn der Menschen finden. Wo sie nicht ausgeartet sind, sieht man hohe, schlanke und nervigte Leiber, beweglich und fest zugleich; die freie und ernste Physiognomie zeigt eine breite stolze Stirn, große schwarze funkelnde Augen, schöne Nase und einen männlich vollen Mund zum Löwenkinn; die Farbe ist braun, wie die Sonne heiß ist, aber die Weiber der Gebildeten sind in manchen Gegenden wunderschön, die Schönheit und den Wuchs der Männer zum fröh-

lichen Muthwillen, zur schwärmerischen und religiösen Sinnlichkeit, leicht und lieblich und weiß wie Schnee. — Der Sinn des Volks: — ich meine den allgemeinen spanischen Sinn, denn des großen Landes Art und hie und da des Landes Nation und Sprache ist verschieden — arm, rauh, tapfer, fleißig und frei wohnt der Gallicier, Asturier, Biskayer in seinen Bergen, und spricht noch oft in den alten Tönen der Basken; der Katalane und Navarrese hat viel von dem Provenzalischen und Italischen, womit er im Mittelalter sehr zusammenhing; der Arragone ist rasch und edel, der Kastillane stolz und ritterlich, der Andalusier und Valencier leicht, lustig und romantisch — der Sinn des Volks, aus diesem allen zusammenfließend muß immer ein schöner seyn, und so sehr die einzelnen Länder Verschiedenheiten zeigen, sind doch folgende die Grundzüge des spanischen Karakters:

Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Menschen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen: eine herr=

liche Mischung von Feuer und Ernst, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher hat das Schönste, was die neuere Bildung erzeugen konnte, hier gelebt. Lies die alten Annalen des Volkes, höre die alten mohrischen und spanischen Balladen und Romanzen zum Saitenspiel singen, dringe ein in den heroischen und tiefen Geist ihrer Ritterorden — ist ein Volk in Europa, das solche Religiosität, Ritterlichkeit und Liebe in Werken und Thaten aufzuweisen hätte, das die romantische und religiöse Schwärmerei der Liebe und des Christenthums so geistig und so frisch in einander verbrüdert, und das mehr Thaten des Edelmuths und Heroismus durch solche Vereinigung gethan hätte? Lebendig weht dieser hohe Geist in ihren alten Liedern, und man braucht nur sie, um den stolzen Karakter des Spaniers zu finden. So waren die Mohrenbezwinger, so die großen Feldherren in Italien und die Abentheurer in Indien. Unsre kleine Zeit sieht zu solchem Leben wie zu einem schönen Traum, wie zu einer lange vergangenen uralten Zeit hin, denn leider ist sie für uns uralt geworden. Bei dem spanischen Ritter, wie

er ernst und fürchterlich da steht, ist die Lust des Herrschens für Hoheit und Liebe, dann für Gold, bei den Andern für Gold oder noch für Kleineres. Es läßt sich das tiefste Daseyn eines Volks nicht klarer machen: aber sieh Kortez, Pizarro, Guasco, Albuquerque, die wilden Abentheurer und Eroberer und stelle Englands und Hollands Seeritter dagegen. Fühlst du dann keinen Unterschied, so fühlst Du nie einen. Die ersten waren die Ritter des goldenen Fließes, die andern phönicische Schiffer; die ersten suchten Gold und Weihrauch, die andern Kartoffeln und Taback. Höre den Ton ihrer Sprache; hat die süßeste Liebe, die stolzeste Majestät höhere Klänge erfunden? Und die Herrlichen in Karls des Fünften und Philipps des Zweiten glorreicher Zeit, wie weit waren sie in Sprache, Poesie, in jeder Kunst, Wissenschaft und Anmuth des Lebens den meisten Europäern voraus! Gieb mir den einzigen Don Quixote des Cervantes, wo die Natur alles Lieblichste, Süßeste und Frischeste der Menschheit, alle zartesten Empfindungen, allen heitern und sinnvollen Verstand des Lebens wie einen fröhlichen Frühling voll Gesang und Blü-

then ausgegossen hat — gieb mir dies einzige Buch und den einzigen göttlichen Menschen, der solches machen konnte; gieb mir die erhabene Schwärmerei, den heiligen Geist ewiger Liebe des Ponce di Leon — und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte.

Die Nation hat verderben können, schlecht und gemein ist sie nicht geworden. Die Treue und Biederkeit des Spaniers im kleinen Leben und in der großen Politik muß ganz Europa ehren, obgleich es sie nicht versteht. Es ist das alte Land, es sind die alten Hispanier, die alten Gothen. Die Ritterlichkeit und ihre Begeisterung ist dahin, aber Bravheit und Redlichkeit sind geblieben. Die hohe Religiosität ist in leeren pfaffischen Aberglauben untergegangen; ohne Begeisterung, ohne politische Ehre, ohne Freiheit sind die Gründe alles Guten und Schönen geblieben; Pfafferei und Druck haben Faulheit und Armuth erzeugt, ein Banditenvolk haben sie nicht machen können. Noch ist der alte Geist des Ernstes und der Liebe da, noch lebt die tiefste innerste Schwärmerei, noch klingt die süße Sprache zur Cither

unter dem heitern Himmel. Gebt dem Volk einen Aufschüttler aus dem Todesschlaf, laßt einen König gebohren werden, welcher König ist und herrschen und rathen und die feige Knechtschaft unter Fremden zerbrechen kann, ihr werdet sehen. Und untergehen sollte dies edle Volk, gar den Franzosen dienstbar werden und krähen und hüpfen wie sie, wie Manche wohl wünschen, welche meinen, alle höhere Bildung des neuesten Zeitalters müsse von der Seine kommen? Dies sind Europens rechte Ritter; die Franzosen sagen nur, daß sie es sind. Europa kann seine Ritter nicht entbehren. Man kann doch die Hoffnung nicht verlieren, aus all' dem Chaos, worin wir sind, werde doch einmal wieder eine Welt der Ordnung und Lust werden. So lange wir diese Hoffnung nicht aufgeben, kann Europa seine Ritter nicht entbehren. Vom Norden kamen die Erlöser und Befreier, vom Süden die Bildner. Nordische Größe gränzt an spanische Hoheit. Die Zartheit und Lieblichkeit des Südens spiele ein unsichtbares Band zwischen sie und ziehe sie immer enger zusammen. So sehe die Mitte dazwischen das Maaß der Gerechtigkeit,

Schönheit und Humanität, und Europa, das sich kindisch so lange mit Blut befleckt hatte, bilde sich in Gemeinschaft zur Menschheit.

Die Ungarn, Türken und Griechen. Wie oft habe ich mit süßen Träumen und Hoffnungen nach dem Osten Europens hingesehen, diesen schönen Theil, wo einst die Morgenröthe seines Lebens und seiner Bildung aufging! aber je weiter die Zeit geht, desto mehr werden Träume und Hoffnungen wirkliche Träume. — Die Ungarn sind ein braves, edles, kraftvolles Volk und das herrliche Land, welches sie bewohnen, gehört zu den gesegnetsten unseres Welttheils. Sie hätten lange bis an die griechischen und thracischen Berge und bis an den Dnester und das schwarze Meer herrschen sollen und bei türkischer Schwäche herrschen können; aber ihr Verhängniß hat sie immer gegen Westen getrieben, ihre Kraft zu verbluten. Einmal im vierzehnten Jahrhundert hatten sie beinahe diese Grenzen unter dem großen König Ludwig von Anjou. Nachher kamen bald die Türken, anfangs zu übermächtig; da Altes behaupten schwer ward, war Neues erobern wollen Thorheit.

Matthias Korvinus, der dem folgenden Geschlecht viel Blut und Elend hätte ersparen können, wenn er gegen Osten gesehen und die Türken zurückgedrängt hätte, ward von kleinem Ehrgeitz gegen Westen gezogen und die böhmischen und österreichischen Händel sind leider seine meisten Kriegsthaten. Nach ihm wurden die Türken die Herren der Donau und die Oesterreicher Könige von Ungarn. Der Türken Herrschaft ist nicht mehr fürchterlich, die Oesterreicher sind mächtig geworden und sind noch die Könige. Leider hat Ungarn in den Habsburgern nie Könige gehabt, sie sind Teutsche geblieben und haben das Volk, das sie mächtig macht, und ihr schönes Land als eine Nebenprovinz angesehen. Wien, die teutsche Stadt, ist die Hauptstadt und das kleinere Oesterreich das Centrum gewesen und ist es noch. Große Männer sind aus diesem Stamm in Jahrhunderten nicht gebohren worden. Selbst mit der elendesten Despotenpolitik, die Ungarn zu unterdrücken und zu einem unterworfenen Knechtsvolk zu machen, hätten die Grenzen des Staats groß werden müssen, wenn das Auge der Schwächlinge hätte se-

hen können, wohinaus die sicherste Ausdehnung möglich war. Aber nicht freie Völker wollten sie beherrschen, nicht das freie Volk durch Eroberungen noch größer machen, sondern Sklaven wollten sie gewinnen. Darum führten sie die Ungarn nicht gegen das schwarze Meer, wohin Erinnerungen alter Glorie und alter Schmach die Erneuer und die Rächer riefen, sondern rissen sie fern von ihren Grenzen in Kämpfe, die sie nichts angingen, an den Rhein, an den Po, ja über den Var und die Meerenge von Messina hinaus. Oesterreichs Glück, wie war es selbst in Leopold dem Schwachen und Faulen mächtig! Welche schöne Länder gewann er unter der Donau durch die Tapferkeit Karls von Lothringen, Ludwigs von Baden und Eugens! Seine Pfaffen und Beichtväter zerstörten schnell die Arbeit vieler Siege. Nicht besser ging es unter Karln dem Sechsten. Nachher änderte sich alles. Neue Wächter kamen und lauerten, daß Oesterreich gegen Osten nicht zu mächtig würde. Preußen, Rußland, selbst Frankreich sahen und sehen mit scharfem Auge auf alles, was in jenen Gegenden geschieht, und nur ein außerordentlicher

Mann wird nun möglich machen können, was früher leicht gewesen wäre. Aber außerordentliche Regenten werden selten gebohren. Karl der Fünfte war kein solcher, der Stammvater Rudolf auch nicht, und größere Männer hat das Haus Habsburg nicht gebohren.

Aber vielleicht können die Ungarn einmal durch sich selbst, durch eigene Nationalgröße und Stärke vollbringen, was sie mit Oesterreich nicht können? Erstlich ist es nicht wahrscheinlich, daß Ungarn so leicht wieder von Oesterreich getrennt werde, und selbst, wenn dies geschähe, ist es noch unwahrscheinlicher, daß diese Nation im Osten die Herrscherinn werde. Da sind viele Hindernisse, die theils in dem Zustande und der Bildung des Volks, theils in den Nachbaren liegen. Hätte Matthias Ungarn mit ungrischem Nationalsinn beherrscht, hätte das Volk seine eignen Könige daheim bei sich behalten, so würde in dem weiten Lande seiner Herrschaft allmälig Ein Volk, Eine Sprache, Ein Geist entstanden seyn und für weiteren Wachsthum mächtig gewirkt haben. Ungarn ward aber an Oesterreich verheirathet und die Teutschen haben

das brave Volk absichtlich und zufällig germanisirt oder doch die Nationalbildung sehr aufgehalten. Was damals noch nicht ganz ungrisch war, ist es seitdem auch noch nicht geworden. Der Stock des herrschenden Volks war von jeher nicht groß und nachher ließen die Mordschlachten der Türken und Oesterreichs Ehrgeitz ihn nicht zuwachsen. Slaven wohnten schon vor den Ungarn in dem Hauptlande und in den Provinzen; viele ihres Volks und noch mehr Teutsche sind später als Kolonisten eingewandert, so daß man in Ungarn und seinen Nebenländern auf etwas über sieben Millionen Menschen, die sie enthalten können, wohl schwerlich mehr als gegen vier Millionen Nationalungarn rechnen kann. So wohnt ein gemischtes Volk mit ganz verschiedenen Sprachen unter einander und das Teutsche ist fast eben so herrschend geworden, als das Ungrische. Ein Volk, das vieler Völker Herr werden und sie zur Einheit zusammenarbeiten will, muß bei der Lage des heutigen Europa das Instrument einer vorzüglichen Bildung in Sprache und Wissenschaften haben. Auch darin sind die Ungarn ohne ihre Schuld noch zurück; denn

diese müssen siegen, wenigstens den Sieg sichern, wo die Masse des Hauptvolks es nicht kann. Ich sehe sogar die Möglichkeit nicht, wie die ungrische Sprache und ihr Geist die herrschenden werden sollten, selbst wenn die siegreichen Waffen das Volk mit dem Hämus und Dnester ans schwarze Meer brächten. Hier Ungern, Teutsche, Slaven, dort Raitzen, Wlachen, Griechen, sogar Türken. Welch' ein wunderbares Gemisch! und wie sollte aus diesem Gemisch ein einziger fester Leib werden?

Zwar ein großer begeisterter Mann und eine edle Zeit, die kommen könnte, können ein Volk Riesenschritte führen und ihm eine Hoheit und einen Schwung geben, welche alles überwinden und siegreich mit sich forttragen. Aber woher kömmt Begeisterung? Doch wohl nur aus Kraft und einem unverdorbenen Naturgrunde, aus einem allgemeinen Gefühl von Würde und Freiheit, die durch das ganze Volk geht? Ich ehre die Ungarn, sie sind ein treues, braves, tapferes Volk, aber ihre Verfassung ist zu schlecht, um erzeugen zu können, was in dieser Zeit selbst solchen Völkern unmöglich ist, die

vor kurzem noch frei waren. Die ungrische Nation, wenn sie von Freiheit und Selbstständigkeit sprach und mit Stolz das ungrische Volk nannte, sprach nur von Magnaten und Edelleuten; andre Freie sind hier nie gewesen, nie als Bürger, höchstens nur geduldet. Noch jetzt ist die Mittelklasse zwischen Baronen und Sklaven eine sehr kleine. Dazu haben selbst die Großen unter dem habsburgischen Scepter den alten Trotz und die Kühnheit der Vorfahren verloren. Der Sinn des Volks ist seit Jahrhunderten für nichts Allgemeines begeistert gewesen, hat in den neuesten Zeiten immer brav, meistens unglücklich gefochten. Die elendeste Knechtschaft drückt die Menge, die Städte haben keine Bürger, die Felder keine freie Bauern, das schöne reiche Land ist kaum zur Hälfte bebaut und bewohnt. Und da also durch das Ganze kein allgemein gleichbildender und wirkender Geist geht, so wird selbst durch die Vermischung der verschiedenen Völker das Gleichgültige und Leere in dieser leeren Zeit noch größer, und der letzte Rest des Alten muß unwiederbringlich untergehen; denn auch der selbstständigste und tapferste Adel

kann jetzt kein Volk mehr ausmachen und Sklaven werden nicht sogleich Bürger, wenn man sie auch frei giebt. Erniedrigung und Erhöhung des Gemüths stehen eben so weit aus einander, als Krankheit und Gesundheit des Leibes.

Die Türken. Diese ewigen Barbaren scheinen ihrem letzten Fall nahe zu seyn, und die Augen von ganz Europa, ja von der ganzen gebildeten Welt sehen mit Freuden auf den Zeitpunkt hin, wo in Europa wenigstens kein Land nach ihrem Namen genannt wird. Ich weiß, mit welchen heißen Wünschen ich den Franzosen nach Aegypten und Syrien gefolgt bin. Aus jenen Revolutionen, den erfreulichsten für die ganze gebildete Welt, ist nichts geworden. Bonaparte selbst verzweifelte an seinem Werke, als es noch siegreich stand, oder er wollte lieber Despot in Europa, als Erlöser vom Despotismus in Afrika und Asien heißen. Die ganze Welt glaubt, die Türken werden nicht lange mehr bestehen, und ich glaube es mit, weil es die Glocke der Zeit ist. Man hört und liest so leicht: wenn diese und jene Mächte wollten, so

würde kein Türk mehr in Europa seyn. Es sieht so leicht aus, einen Staat umzuwerfen, der einen elenden Bassen nicht züchtigen kann, und vor kleinen Räuberhaufen von 3 — 4000 Banditen zittert, die bis vor die Mauern seiner Hauptstadt streifen. Man weiß, dem alten Konstantinopel begegnete ganz dasselbe, es war in demselben oft mehr Verwirrung und sicher mehr Feigheit, als in dem neuen Stambul; es stürmten mehr als einmal fürchterliche Völker, und das byzantinische Reich bestand noch Jahrhunderte nachher in gleicher Ohnmacht und Unordnung. Die Zeiten haben sich freilich seit vier Jahrhunderten sehr geändert. Eine andere Kriegskunst, weit zahlreichere Flotten und Heere, die nach den Arbeiten einiger Monate nicht aus einander laufen; dazu so viele mechanische Hülfsmittel der anderen, worin die Türken zurück sind. Alles wahr, aber ich glaube, die Türken können nur von Asien her aus Europa gejagt werden. In Konstantinopel ist die Seele des Staats, und die wird sich türkisch vertheidigen, ehe sie stirbt. Das schwarze Meer ist stürmisch, der Hämus eine furchtbare Ver-

schanzung, Rumelien eine Wüste. Flotten können zerstört werden und Heere einschmelzen. Haben die Europäer aber Asien erobert und können sie sich mit Flotten gegen die Hauptstadt legen, dann könnte sie vielleicht fallen. Durch einen schnellen Gewaltstreich und das Glück eines lächerlichen Waghalses fällt sie gewiß nicht. Jenes Andere wird aber so leicht nicht erfolgen. Dazu brauchte es der Anstrengungen mehrerer Mächte und Eintracht und uneigennützige Menschlichkeit. Welche Nation hat jetzt die letzte? Kömmt man mit der Absicht, nicht zu befreien, sondern Beute zu machen und den Raub zu theilen, so können die Türken auf den schönsten Küsten und Inseln noch lange ihr heilloses Unwesen treiben; denn darüber wird man nicht einig werden.

Und auch wenn eine vereinte Macht käme, wenn von Rußland, Oesterreich und England das Todesloos über die Osmanen geworfen werden sollte, wer weiß? Die Gefahr drängt oft die letzte Lebenskraft fürchterlich zusammen, wie der elektrische Stoff die Wetterwolken zusammen rollt und dann mit Zerstörung sich ausladet.

Die Osmanen sind stark und tapfer, sind ein Volk, jedes wilden Enthusiasmus fähig, der so oft alte Graubärte und weise Taktiker zu Schanden macht. Die Noth könnte einen Rächer wecken, ein Mann, in keinem Serail gebohren, könnte an die Spitze treten und die Christen noch einmal vor dem Namen Türken beben machen. Es ist dies eben so wahrscheinlich, als daß sie ohne Widerstand fallen sollten. Sie sind nicht weichlich, nicht entnervt wie die alten Byzantiner. Ihre Priester weisen durch die Schlacht das Paradies; die griechischen waren durch Mönchsgaunereien und Ränke und durch den albernen Haß der Abendländer, die Wegbahner der Osmanen.

Man kömmt so gern zu dem Schönen zurück. Der Name Griechen hat für alle Menschen einen unbekannten Zauber, man denkt dabei an eine goldne Zeit, an die höchste Kraft, die der Mensch auf Erden gezeigt hat. Man wünscht, man hofft so gern, Kleinasien und Hellas könne wieder werden, was es einst war, die Urenkel können die Werke und Thaten der Väter erneuen. Das Land ist noch dasselbe. Noch

fließt der Peneus und Ilissus, noch steht der zweigehörnte Helikon, der Parnaß und Olympus, noch strömen die Wasser und Quellen, wo Phöbus den Python erschlug und der Alcide die Hyder würgte. Säulen und Mauern erinnern an die Tempel der Götter und die Städte freier Männer. Freilich auch die Erde verdirbt der rohe und fühllose Barbar, wie der fleißige und edle Mensch sie verschönert: aber eher läßt sie sich wiederherstellen, als das Edelste, der Mensch. Griechen sind noch in Menge da. auf dem Lande und auf den Inseln, vorzüglich aber auf der großen Halbinsel von Morea und auf den lieblichen Inseln des Archipelagus, doch mit italischen, illyrischen, slavischen Völkerschaften hie und da zu ganz eigenen Arten gemischt. Es ist immer noch ein schönes, genialisches und fröhliches Volk. Ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Tänze und Feste erinnern an das Zeitalter des Perikles und Alexander. Aber in der langen Knechtschaft der Türken, zugleich von Unwissenheit und Pfafferei gedrückt, hat sich der Stolz und der Muth der Alten mehr zum Kleinlichen und Feigen erniedrigt. Nur die armen

Bergbewohner sind der Verdorbenheit des Luxus und dem Druck zu fern und zu hoch; aber sie sind blutige Bestien, wie die Rothröcke, die Sparter und die wilden Aetolier einst waren. Schon ältestens war die griechische Treue verrufen. Auch die Besten in der schönsten Zeit erschienen leichtfertig und wankelmüthig, immer leidig und einschmeichelnd. Jene Gewandheit und List hat sich zu Schelmereien und Schalkstreichen erniedrigt. Feig, hinterlistig, betrügerisch ist der Grieche dem Franken ein Gräuel wie Schlangen und Scorpionen, und lieber vertraut er sich dem barbarisch ehrlichen Türken. So hat die Tyrannei gewirkt. Das Edle kann also wohl nicht wieder werden, wie es war, denn Völker und Geschlechter arten unheilbar aus, wie Thiere und Pflanzen. Aber besser würde das Volk werden, wenn es ein Volk würde, denn der Freiheit und Herrschaft bedarf der Mensch, damit er edel wolle und leide. Das Alte kann hier nicht werden, selbst wenn die Menschen sich höchst veredelten. Jene Zeit ist auf immer für das Menschengeschlecht dahin und viele Hülfsquellen sind vertrocknet, welche die früheren

Staaten blühend und kunstreich machten. Die Griechen würden nicht mehr auf dem schwarzen Meer, nicht so weit auf dem mittelländischen herrschen, als vormals; sie würden den Welthandel nicht mehr haben, der einst über Aegypten, Syrien und das schwarze Meer auch zu ihnen kam; sie würden die rohe Dummheit und Ungeschlachtheit so vieler Barbarenvölker, als damals waren, nicht für ihre Schiffahrt und Industrie benutzen können: kurz die größere Gleichheit der neueren Gerechtigkeit würde auch um sie engere Grenzen ziehen. — Aber wohin träumen wir uns? Die Griechen selbst sind die Männer nicht, die Türken zu vernichten, kein anderer wird die Arbeit für sie übernehmen und sie die Herren seyn lassen. Also neue Despoten für die alten, vielleicht Christen, vielleicht Glaubensgenossen. Aber das Griechenthum wird mehr leiden durch sie, als durch die Türken. Also kein Hellas wieder, aber doch vielleicht Menschen für Barbaren und Knechte. Auch das ist wohl eines heißen Wunsches werth.

Die Russen folgen, die große Nation, wie sie Schlözer nennt, ein Name, den ihnen kein Volk streitig machen kann, so lange man die Größe des Leibes meint. Russen herrschen in Europa beinahe über die Hälfte des Welttheils; folgt man ihnen über den Ural nach, Kamtschatka und zu den aleutischen Inseln über Nordasien, so verschwimmt das kleine Europa wie ein Pünktchen in diesem unermeßlichen Meere. Aber es giebt verschiedene Größenmaaße und mehr als Eine europäische Nation mit wohl vereinter Kraft würde selbst von diesem ungeheuren Koloß nichts zu fürchten haben. Mißt man vollends mit geistigem Maaß und nach den Verdiensten und Arbeiten eines Volks für die ganze Menschheit, so wiegen manche Völkchen auf einem Flächeninhalt von 500 bis 1000 Quadratmeilen eben so schwer, als bis jetzt die Russen. Was sie einst für Nordasien werden könnten, das sind sie noch lange nicht. Doch die große Nation sollen sie heißen mit eben dem Recht wie die Franzosen, denn seit hundert Jahren haben sie sich brav geschlagen und trefflich ihre Grenzen geründet.

Die Russen wurden zufällig, wie die meisten Völker, herrschend in Osteuropa. Finnische, slavische, esthische — vielleicht auch Finnen — Völker, mit, Gott weiß, was für andern trieben sich auf den weiten Gefilden von der Neva bis an den Dnester und Bug herum. Waräger kamen unter und über sie und machten eine Nation daraus. Doch siegte in Sprache und Einrichtungen nicht das Skandinavische, sondern das Slavische; zufällig vielleicht, weil um Kiew, die Residenz, meist Slaven saßen, vielleicht auch, weil der Waräger zu wenige waren, um die ganze Masse verschiedener Völker zu germanisiren. Nach drei Generationen war alles slavisch bis auf den Namen der Fürsten. Das Russenvolk machte sich bald furchtbar und Konstantinopel zitterte mehrmals vor seinen Schaaren, die es aber endlich durch das Christenthum bändigte und milderte. Hundert funfzig Jahre nach Rurik, dem schwedischen Stifter des Volks, ward aus der furchtbaren Monarchie nach Wladimer dem Großen eine schwächliche Vielherrschaft. Die Russen waren nicht weiser als die übrigen Europäer, aber sie waren un=

glücklicher. Der Volksschwarm der Mongolen, den Dschingis im zwölften Jahrhundert in Bewegung gesetzt hatte, goß sich im dreizehnten auch gegen Westen aus. Kein Bollwerk einer großen Monarchie lag vor, und unwiderstehlich wütheten die asiatischen Wilden bis an Teutschlands Grenzen. Mehrere Jahrzehende dienten die Polen und Ungern, über zwei Jahrhunderte die Russenfürsten. Aber selbst unter dem Mongolenjoche wurden die kleinen Fürstenthümer, die Wladimir gemacht hatte, wieder verbunden, und in der lezten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ward Iwan Wasiljewitsch, der Siegreiche, auch der Fürchterliche zugenannt, der Befreier und Wiederhersteller des Volks. Man hörte die Russen doch wenigstens als einen Fabelnamen wieder in Europa, und troß wiederholten Kampfes mit den asiatischen Wilden drang die Nation unter Iwans zweitem Nachfolger schon über den Irtisch und Jenisei hinaus, und die Herrschaft in Nordasien begann. Auch gegen die Ostsee suchte sie vorzudringen, aber hier erschien, wie weit die übrige europäische Kultur voraus war. Kleine Haufen der teutschen Ritter in Lievland,

kleine Geschwader tapfrer Schweden in Finnland und an der Newa jagten den Siegern der Mongolen noch Schrecken ein, und selbst im ersten hohen Flug des neuen politischen Lebens konnten sie hier nicht durchdringen; die Schweden wurden durch große Könige und Feldherren die Herren der Ostsee. Endlich erschien Peter der Große und eine neue Epoche begann.

Keine Geschichte ist mehr und alberner gemißhandelt worden, als seine und seines großen Zeitgenossen Karls des Zwölften. Hätten die Geschichtschreiber und Urtheiler sie verstehen können, wie die großen Männer sich selbst verstanden, die Abgeschmacktheiten Voltaires, die Ungerechtigkeiten Friedrichs des Zweiten und zahlloser Tröpfe und Schmeichler unverständiges Nachbeten würden ungebohrne Dinge seyn. Voltaire, der Feine und Gewandte, bei Gelegenheit aber der Schmeichler und Knecht der größten Verruchtheit, jetzt der Vertheidiger eines Johann Calas, der Vater glücklicher Familien, jetzt der elende Hofschranze eines Richelieu, einer Pompadour, der Geißeln Frankreichs und Teutschlands — Voltaire hatte kein Maaß für

das Große und Idealische des Schicksals und des Menschen. Wo das Schlaue und Listige herrschte, wo die Klugheit durch altes Vorurtheil und langen Aberglauben zu regieren schien, wo ein verdorbenes Zeitalter sich albern und schwächlich vor ihn hinstellte, da hatte er Augen zu sehen und konnte lachen und geißeln. Er sollte Peters Geschichte schreiben für Ehre und Gold. Dies schon verdrehte ihm die Augen, wenn sie auch getaugt hätten Peters Größe anzuschauen. Er machte die Sache ohne Arbeit leicht ab wie ein Franzos, und Peter ist unter seinen Händen die lächerlichste und albernste Karrikatur geworden, die man sehen kann. Das Große hat er ihm verkleinert und das Tolle und Wilde eines Barbaren umsonst wegzuwischen gesucht. In einer historischen Zeit ist es doch zu schwer, das Wirkliche wegzulügen.

Wir lassen die erbärmliche moralische Ansicht und das kümmerliche Urtheil derselben und sehen die bewegte Welt und ihr frisches Leben als etwas Nothwendiges an; so wird Peter Repräsentant für das Volk, dessen zweiter Schöpfer er ward, stehend und fallend durch die Noth-

wendigkeit der eignen Natur und des ewigen Schicksals. Was soll man den Rohen liebenswürdig, den Harten empfindsam, den Unerbittlichen mild machen? Peter war nie etwas anderes als ein außerordenlicher und gigantischer Barbar mit allen Tugenden und Lastern einer großen Natur in erhabener Roheit. Mit fürchterlicher Beständigkeit dieses Karakters, mit dem Druck physischer und geistiger Uebermacht über sein Volk und doch mit der ganzen Gestalt des Sinns und der Bildung dieses Volks konnte er sein Riesenwerk nur ausführen. Der voltärische Peter würde mit seiner Humanität und Gerechtigkeit mit den Russen, wie sie damals waren, nicht weit gekommen seyn. Kein Mensch, sey er groß und gewaltig, wie er wolle, wirkt als Herrscher und Feldherr, wenn seine Wirkung nicht die lebendige Gestalt, ja selbst das allgemeine Gefühl des ganzen Volks hat, worin er steht. Durch Klugheit, Schlauheit und geistige Ueberlegenheit berührt man noch keinen Menschen; es muß etwas Sichtbares, Irrdisches da seyn; unmittelbar wie das Leben und die Kraft, welche es hält; nur dies

begeistert, erschreckt und besiegt. Peter war seinem Volke gleich, aber er stellte das Größte seines Volks dar und deswegen konnte der Gewaltige es tyrannisch beherrschen und zwingen. Versuche, wie die seinigen, sind oft gemacht, die Schwächlinge haben sie mit Verachtung, wohl mit dem Leben bezahlt und was nichts ward, ist vergessen. Bei allen Kenntnissen und Einsichten, die er sich erwerben mochte, blieb der Czar ein Barbar, feine Bildung bekam er nicht, und hätte er sie bekommen, er hätte sein Zeitalter, sein Volk und seine heilige Wirkung übersprungen und wäre mit Vielen als ein thatenleeres Nichts verschwunden. Ein Mann, der die Strelzi niedersäbelte, seinen Sohn enthauptete, seine Weiber ins Kloster stieß und seine Beischläferinnen auf den Thron setzte, hatte auch die Energie, die Russen zu Europäern zu machen, welche in Sitten, Künsten und Leben immer noch halb mongolisch und orientalisch waren. Selbst seine kleinen Haus- und Tischgeschichten, seine gnädigen Exekutionen tragen ganz den Karakter des Barbaren; denn aus Halbkultur, besonders aus einer so

übereilten, wie die seinige war, wird leicht etwas Wunderliches und Possenhaftes. Die kleinen Anekdoten also von seinem Zahnausziehen, Bartausraufen, von seinen Nasenstübern und Ohrfeigen, die er öffentlich halb gnädig, halb ungnädig, wie im Spaß betrieb, mahlen den Mann und die Art, wie er zu seiner Bildung gekommen war. Es läßt sich das Zahme nicht gleich im ersten Geschlecht auf eine rohe Natur pfropfen. Aber der Mann war doch oft so gut und so mild wie ein Kind, so geduldig und verständig, als wenige Könige sind? Freilich. Das sind keine Widersprüche. So ist der natürliche, rohe Mensch aller Zeiten und Völker. Der Kasacke, der Tatar, welcher aussieht, als wenn er kein Kind beleidigen kann, mit der freien, offenen, menschlichen Miene, mit dem kindlichen Gefühl der Güte und Freundlichkeit, ist doch, wann zur Schlacht geblasen und sein Zorn gereizt ist, einem wilden Thiere gleich, brennt die Hütte auf und haut die armen Menschen nieder, mit welchen er eben noch gutmüthig und zutraulich zusam=

men saß; er ist gedankenlos und thut weder so Gutes noch so Böses, als man meint.

Peter, der erhabene Barbar, begriff frühe, daß er ein halbwildes, verachtetes und politisch unbedeutendes Volk beherrschte, frühe reifte in seiner großen Seele der Plan, alles umzuschaffen und den Russennamen unter die Europäer einzuführen. Er bereitete sich hiezu mit einem Eifer und einer Standhaftigkeit, welche Bewunderung erregte und verdiente. Man kennt seine Reisen und weiß, wie der König eines Barbarenvolks sich zum Lehrling der gebildeten Nationen machte. Bereichert mit mancherlei Kenntnissen, immer den allmächtigen Blick auf das Ganze gerichtet, griff er die herkulische Arbeit an. Der erste Schritt war, sich zum Tyrannen zu machen und die türkische Leibwache der Strelzi und die Macht der Hierarchie zu verderben; dann begann er die große Schöpfung und unter glücklichen und unglücklichen Wechseln, im Krieg und im Frieden bis an sein Ende ließ er nicht ab. Er sah, wie einst Philipp von Macedonien, der Schlaue, vor ihm, daß ohne Meer die Russen ewige

„bevölkern und anzubauen, der eine leichte Ver„theidigung durch die Wüste erhalten hätte, die „ihn umgeben und von den Persern, Türken „und Tartarn getrennt hätte. Dieser Plan, „wie viele andere, scheiterte durch den Tod „dieses großen Mannes.“

Die vierzig Jahre zwischen Petern und Katharinen von Anhalt waren nicht erfreulich für die Russen durch die Regenten. Menzikofs Despotismus, die unglücklichen Entwürfe der Dolgoruckis, Birons Tollheiten und Grausamkeiten, die Wohllust und Sorglosigkeit unter der Elisabeth, zwecklos und blutig geführte Kriege, Wechsel der Günstlinge und Auftritte orientalischer Serails schienen die Nation von dem Range zurückwerfen zu müssen, wozu ein einziger großer Mann sie erhoben hatte. Sie stand, denn sie hatte keine furchtbare Gegner; ja einen so großen Schwung der Kraft hatte Peter in das Staatsleben gebracht, daß es unter allen Hemmungen fortging. Die große Frau bestieg den Thron und behauptete ihn unter Gefahren, Aufruhren und Siegen, unter großen Arbeiten und weiten Entwürfen des

Ehrgeizes bis an ihren Tod. Sie starb bewundert und verflucht, das Schicksal der meisten großen Menschen, und hinterließ den russischen Staat mit einer Gigantengröße, vor welcher die Russen selbst zittern müssen. Nie hat ein Weib in so gefährlichen Lagen so schlau, muthig und despotisch geherrscht und schwerlich ist die Konsequenz weiblicher List, mit männlichem Muth vereint, weiter getrieben. Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, Strenge und Grausamkeit, Stärke und Schwäche wußte das große Weib immer klug zu mischen und herrschte so über alle, indem Manche sie zu beherrschen schienen; den Schein hat die That widerlegt. Selbst die Gerechtigkeit, die heiligste, die Aufklärung, die erlauchteste von allen Erlauchtigkeiten, die Lüge der Gnade, wo sie mit langsamer List betrog und unterdrückte — alles verstand die Mächtige zu gebrauchen. Dunstwolken hat sie den Zeitgenossen vorgeworfen, sie sind noch nicht zerflossen, aber ihre Blitze leuchteten durch und sie wurden zugleich geblendet und betrogen. Jetzt ist das Zeitalter Alexanders des Guten. Die Hoffnungen Vieler wün-

schen, daß er den Solonschen Termin noch lange nicht erreiche. Ich schweige von ihm.

Dem Blick schwindelt, wenn er die Grenzen des Ungeheuren überschaut. Die Krimm, die Tatarei, der größte Theil Pohlens sind in den letzten zwanzig Jahren zu einem Staat gefügt, der schon Petern zu groß dünkte und der noch jetzt auf die Weite eines Welttheils nicht über vierzig Millionen Menschen zählt. Schon treibt der Ehrgeitz der Eroberung und die Schwachheit der Nachbaren sie über die Thore des Kaukasus auf die Ebenen des alten Mediens und Parthiens hinaus; die Petersburger Hofzeitung erzählt Persische Siege. Noch ist der Wille des Einen allmächtig und der Stoß der Masse kann gewaltig wirken, denn auch die Hülfsmittel sind gewaltig. Nach einer ungefähren Berechnung hat jede Quadratmeile des weiten russischen Reichs nur 130 Menschen, jeder Mensch hat also Raum auf der Erde und der rohen Produkte des Waldes, der Thiere, des Fischfanges und der Bergwerke müssen weit mehr seyn, als eine so kleine Zahl für sich selbst verbrauchen kann, der

Früchte des Ackerbaues und der Viehzucht nicht zu gedenken. Kein Volk kann sich also leichter bewaffnen, kein Volk ist wegen der weiten Grenzen schwerer anzugreifen, keines hat ein solches Handelsübergewicht. Jetzt ist keines sicherer in sich und gefährlicher für die Nachbaren. Aber wird es dies bleiben? wird es in gleicher Stärke sich entwickeln, in gleicher Bildung mit dem übrigen Europa fortschreiten, was Peter wollte?

Peter der Große wollte und wirkte das Mögliche für sein Land. Naturnothwendigkeit kann der größte Sterbliche nicht überwinden. Rußland hat die nachtheiligste Lage von allen europäischen Ländern. Will man auch annehmen, der Theil Polens, den es jetzt besetzt hat, dürfe zu seinen Grenzen gehören und werde auch künftig dazu gehören, so hat doch das Land für seinen weiten Umfang zu wenig Meer und also zu schwere Verbindung mit fremden Völkern und mit fremder Bildung. Das Eismeer ist dem Schiffer fast unzugänglich, die Ostsee und das schwarze Meer sind den mittleren Provinzen weit entlegen, vor dem schwar-

zen Meer liegen auch die Steppen, doch fließen große Ströme dahin. Aber wie verschlossen ist dieser Weg! denn sobald Rußland über die Dardanellen wird gebieten wollen, wird dieser Staat sterben. Das Schlimmste aber ist die Natur des Landes, die nördlich und östlich nie die Kultur des übrigen Europa erlaubt. Der Ural und seine Grenzen werden ewig geistigen Tod haben; kein freudiges Bürgerleben, kein frisches Reiben der Kräfte — und des Drucks von außen bedarf der Mensch und das Volk, daß sie nicht einschlafen und träumen. Schon sind die Grenzen zu weit. Rußland kann vielleicht weiter dringen und herrschen, aber jeder Schritt vorwärts, ist ein Schritt dem politischen Tode näher. Konstantinopels und Kleinasiens Eroberung durch Russen, die möglich, aber nicht leicht ist, würde das jetzige Rußland klein machen. Aber selbst in diesen Grenzen wird das Reich sich kaum halten können, wenn die Zeiten anders werden und Volksmenge und Streben wächst. Der russische Nationalstamm wird verschieden von zwölf bis funfzehn Millionen Menschen angegeben, die übrigen Unter=

thanen sind mannigfaltige Völkerschaften, dem Einen großen Scepter dienend, in Sprache, Sitten, Religionen und Neigungen gegen einander strebend. Die meisten sprechen russisch, aber russisch geworden sind bis jetzt wenige. Wird die Gewalt und Sprache des Herrschervolks künftig auch siegen und werden die erwachten Völker, die den Herren durch Gewohnheit sklavisch folgen, dies künftig auch thun? Rußland hat wirklich mehr für sich zu fürchten in der Zukunft, als andere von ihm.

Und die geistige Bildung? Die Ersten und Weisesten des Volks treiben es gewaltig fort, aber das Höchste und Menschliche wird nicht durch zufälliges Treiben, es wächst aus einem freieren Keim. Auch hier sind der Hindernisse unendliche. Ob auch in dem Gemüth des Volks einige liegen, will ich nicht fragen, aber ich weise bloß auf Folgendes hin. Zuerst das Land, zwar nicht so unhold, als Viele es denken, doch wenige von den Schönheiten und Naturreitzen Italiens, Frankreichs und Teutschlands und selbst der andern Nordländer Europens aufweisend, freilich dankbar gegen den

fleißigen Menschen und in vielen Provinzen fruchtbar, doch meistens ohne die stolzen Berge und die lieblichen Hügel jener glücklicheren Nationen. Zwar fette Ebnen, Thäler, herrliche Ströme und Wasserfälle hat der Süden, Weintrauben und goldne Früchte wachsen nach dem schwarzen und kaspischen Meer hinab, aber da sind auch Wüsten und Steppen. Dazu nimmt das Wüste, Unholde und Erstarrte des höheren Nordens, wenn die himmelstrebenden Berge, Waldströme und Küsten Skandinaviens die Menschen zur Kühnheit und Freiheit berufen. Alles flach, gestaltlos, endlos. Der Mensch wird wie sein Land. Woher soll hier, wo alles in das Oede übergeht, das Kühne und Freudige kommen? Die fürchterliche Abgeschiedenheit von der übrigen gebildeten Welt, die Schwierigkeit der Kommunikation wird keine Flammen so hell und so schnell anzünden können, als im Centrum unseres Welttheils, das heilige Lebensblut des Enthusiasmus und der Schwärmerei für das Schöne und Gute wird hier nie so sprudelnd rundlaufen können, als dort. Und endlich die Knechtschaft, die hier

alt ist — hier ist ein Knoten, den die Geschichte noch nicht gelöst hat. Edle Nationen sind oft knechtisch und schlecht, fast nie ist ein sklavisches Volk edel, frei, hoch fliegend in Thaten und Werken geworden. Ich habe nicht die unmenschlichen Grundsätze Mancher von den verschiedenen Menschenraçen, aber wer leugnet, daß gewisse Völker edler organisirt und gebohren sind? Welcher Gott oder Zufall diesem oder jenem Volke im Barbarenzustande schon das edlere oder unedlere Streben gab, läßt sich bei wenig Nationen nachweisen. Auch die Vielartigkeit der Völker, die jetzt alle Russen heißen müssen, wird die Entwickelung aufhalten und erschweren.

Ueber den Karakter eines Volks urtheilen ist das Schwerste. Man thut den Russen wohl nicht Unrecht, wenn man sie nicht zu den edelsten Völkern Europens zählt. Schon ihre Entstehung macht es erklärlich, daß sie es nicht sind. Es mag gut seyn, daß zwei, drei Völker sich zuweilen zu Einem mischen, aber daß aus zehen oder zwanzig verschiedenen Völkern

endlich eine große und treffliche Nation zusammen gemischt sey, kann keine Geschichte bezeugen; wohl aber weiß sie, daß edle Völker auf diesem Wege ausarteten. Was wurden die Römer, was die Byzanthiner, als hundert Nationen in ihren Hauptstädten zusammenflossen? Warum sind die Grenzbewohner, wo drei, vier Nationen an einander stoßen, und mit Sprachen, Sitten und Gebräuchen sich mischen, gewöhnlich ein schelmisches, treuloses, kleinherziges Gesindel? Schon die ersten Skandinavier, die Stifter und Eroberer des Volks, zwangen aus der Masse von fünf, sechs Völkerschaften das Eine Volk zusammen, welches, vielleicht nach ihnen genannt, künftig die Russen hieß; aber später die mongolischen Stürme und Ueberschwemmungen — welch ein häßliches, gemeines Volk überströmte da die Nation, oder vielmehr welche Sündfluth von Völkern, welche sie aus dem äußersten Osten mit sich trieben! Wer nicht glaubt, daß von diesen viel Blut in Rußland geblieben und mit den früheren Stämmen zusammengeflossen ist, der kennt weder Gesichter noch Geschichten. Die

Russen heissen noch Slaven und die alte Sprache hat sich erhalten; aber nach allen Schilderungen der Reisenden und nach meinen eignen Augen sind die Polen, Slavonier, Kroaten, Böhmen, Kassuben, welche nicht so viel mit Fremden gemischt worden sind, ein weit nervigerer und schönerer Menschenschlag, als die Russen. Auffallend ist es aber, daß die Bewohner von Kleinrußland bis auf die Ukraine hinab an Wuchs, Physiognomie, Lebenskraft ausgezeichnet schöne Leute sind. Dies war vormals die westliche Grenze, wo die garstige asiatische Völkerschaft nicht so lange stand, als in der Mitte und in Osten.

Friedrich der Zweite fällt ein strenges Urtheil über die Russen. Er sagt: „der Karakter der russischen Nation ist eine Mischung „von Mistrauen und Schlauheit; faul, aber „eigennützig haben sie die Gewandheit zu Copiren, aber nicht das Genie der Erfindung.“ Dies ist oft der Schein des Karakters der Barbaren, welche das Urtheil schon weiter vorrückt, als sie wirklich sind; öfter trifft des Königs

Wort die, welche knechtisch beherrscht sind. Was anfangs nicht im Menschen war, wird durch Gewohnheit von Jahrhundert zu Jahrhundert endlich mitgebohren und ein Volk bekommt einen Sinn, welchen der Mensch von Natur nicht hat. Der Hund soll einst ein freier und wilder Wolf gewesen seyn, sein Urur-enkel ist knechtisch und zahm und schmeichelt nie mehr, als wenn er Schläge bekommen hat. Ich habe viele Russen gesehen und zwar gemeinen Schlages, denn nach prinzlichen, magnatischen Aristokraten muß man keine Nation richten. In den Gesichtern der meisten ist etwas Mattes und Todtes, was nicht allein den Knecht bezeichnet. Es ist Mangel der Naturfülle in den Physiognomien. Stolzen Ausdruck, freien Sinn konnte der lange knechtische Zustand, der doch immer noch fortdauert, aus den Gesichtern noch auslöschen. Eine Knechtsmiene nimmt auch das englische, teutsche, spanische Volk an. Nein, es ist hier alles kleinlich und beschränkt von Natur; gewöhnlich ein rundes Köpfchen, selten eine hohe Stirn, die Augen klein, die Nase fein, der Mund hübsch, aber

ohne Fülle und eben so das Kinn. Der Leib läuft rund und abgeschliffen von den Schultern bis zur Fußzehe, leicht und behend, selten nervigt und kräftig. Abgehärtet und geübt sind sie, aber in der Regel fehlt ihnen der physische Naturkern. Sie tanzen, sie springen, fechten, exerciren nach dem Urtheil der Meisten allerliebst, aber fast nie stehen sie so, daß sie Furcht und Dienst gebieten. Welch' ein Kern und fester Naturstamm dagegen in dem Schweden! Der Schwede ist und der Russe muß werden. Auch die geistigen Erscheinungen widerlegen das Urtheil des Königs nicht ganz. Das Volk ist im höchsten Grade talentvoll, und im Nachmachen und Lernen läßt es wohl alle andere Europäer zurück. Wer aber so leicht Fremdes lernt, beweist, daß er nicht viel eignen Instinkt hat. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit der Russe die fremdeste Sprache bis auf die kleinsten Unterschiede und Schattirungen des Sinnes und der Töne faßt. Ich habe davon fast unglaubliche Beispiele gesehen. Im geschäftigen Leben kann man nichts Listigeres und Gewandteres sehen, als die Russen,

wenn sie nur irgend eine Abschleifung erhalten haben. Dies geht mit wunderbarer Lebendigkeit selbst auf das Spiel des Gesichts und des ganzen Leibes über; die Pantomimen des gemeinen Russen erstaunen: nie wird an einem teutschen oder schwedischen Bauer dergleichen erscheinen. Auffallend aber liegt der Karakter der Schlauigkeit und Verschmitztheit im Auge; es ist darin ein beweglicher und schlüpfriger Glanz, der vielleicht orientalisch ist, den ich aber im auffallenden Grade auch an manchem Finnen bemerkt habe, denn auch das sind verschlagene Gesellen. Klugheit und Schlauheit des russischen Kabinets, der Minister, Gesandten und Feldherren war seit Peter dem Großen, besonders aber unter der großen Frau über ganz Europa berufen.

Auch das Genie, die Erfindungskraft spricht Friedrich der Nation ab. Es ist hart, etwas zu leugnen, was noch nicht erschienen ist, obgleich es befremdet, daß Rußland seit Peter dem Großen keinen einzigen historisch edlen und wahrhaftig großen Karakter erzeugt hat in dem

Lauf so großer Revolutionen und Thaten. Güte und Bravheit sind über die ganze Erde gesäet, so weit Menschen wohnen; diesen Glauben muß sich kein Mensch nehmen lassen, der sein Geschlecht nicht verabscheuen will. Es ist doch Muth und Tapferkeit in dem Volke und wo die sind, da sind auch die Anlagen zu allen Tugenden. Lange Knechtschaft, die noch nicht ganz vertilgt werden kann, konnte hier wohl viel schlechtes erzeugen, klimatische und zufällige Wirkungen mancher Art kommen dazu. Die Vergangenheit und Gegenwart beweist oft für die Zukunft nichts und wir dürfen nicht vorurtheilen, was bei den Enkeln geschehen kann.

Die Skandinavier. So hießen einst die Bewohner der großen Halbinseln und Inseln der Ostsee; wir behalten diesen Namen auch für die neuen und sprechen zwei Worte über Altes und Neues derselben. Die Skandinavier sind unsere Brüder; sie, die Holländer und Engländer sind uns Nordteutschen besonders verwandt, weit mehr als die romanisirten Germanen in Spanien, Italien, Frankreich. Die alten Geschichten dieses Volks sind

dunkel, fabelhaft und ungeheuer, wie alle ältesten Geschichten. Man weiß, mit welchem Eifer Isländer, Normänner und Schweden das hohe Alterthum dieser Geschichten, den herrlichen und glücklichen Zustand der Nation in den frühesten Zeiten und die Thaten des Heroismus derselben verfochten haben. Auch ist es thörigt zu leugnen, daß in den Sagen und Fabeln nicht etwas Historisches seyn sollte; aber wie soll man es finden? Lächerlich war gewiß der Patriotismus, welcher Odins Züge und Einrichtungen, die Dynastie der Könige, die Thaten der Kämpfer zu Meer und zu Lande bis auf zweihundert, dreihundert Jahre vor Christo wie eine beurkundete Geschichte hinstellte; aber eben so lächerlich verfahren die historischen Puritaner, die, was vor dem siebenten, achten Jahrhundert hier geschehen seyn soll, als historische Spreu verächtlich wegwerfen! Es ist ein Unterschied zwischen Volks- und Reichsgeschichten, von den ersten haben jetzt wenige eine Vorstellung. Fabel kann auch Geschichte seyn und eine Geschichte mit Urkunden und Denkmählern ausstaffirt ist oft nichts: es

kömmt alles auf den Geist an, mit welchem es verstanden wird. Ein Lied, eine alte Sage, ein Fabelkarakter stellen mir das Volk, wo sie entstanden, oft lebendiger und wahrer hin, als die genaueste und peinlichste Aufzählung wirklicher Menschen und Dinge. Das Faktum, das Schicksal in der Geschichte eines Volks sind nichts, wenn ihnen oder ihrem Darsteller der lebendige Geist fehlt. Ueber Fakta streitet man selbst in der historischen Zeit thörigt, in der fabelhaften albern. Das Einzelne und der Einzelne vergeht in dem Ganzen, sie seyen denn groß und allgemein. Nicht in dem Einzelnen lerne ich den Menschen, sondern im Volke. Wenn man aber von Fabeln und Sagen spricht, so sind die, welche bei dem ganzen Volke bleiben, welche von Geschlecht zu Geschlecht lebendig durch den Mund der Menschen gehen, wirklichen Geschichten gleich, ja fast wirkliche Geschichten. Man könnte ein Buch schreiben über das, was in der Geschichte alt und jung und wahr und unwahr ist; ein Mann von Geist und Menschensinn würde etwas recht Schönes daraus machen.

Es giebt in jedes Volks Geschichte etwas Ewiges und Allgemeines, das sich besonders in den mythischen Urgeschichten hinstellt und das im gebildeten Zustand nur bei außerordentlichen Menschen und Verhängnissen erscheint. Dieser innerste Trieb, dieser geheime Geist des Volks, ewig wie seine Natur und sein Klima, liegt nicht auf der Oberfläche der Dinge.

Nehmt mir die heroische Zeit der Hellenen, wo alles in Sagen und Mährchen verschwimmt, und ihr nehmt mir das Beste aus der Geschichte dieses Volks, jenen leichten, muthwilligen und heitern Göttermuth, der später in den edelsten Männern und in der Kunst und dem Leben des genialischen Volkes wieder erscheint; ihr nehmt mir die Verbindung der irdischen und himmlischen Dinge, wie die lieblichste Jugendblüthenzeit der alten Welt sie fühlte und hatte. Laßt die Antiquare und Kritiker sich matt kämpfen und schreien, woher Odin mit seinen Asen kam und was er that, wo Starkoddur, der Starke, die Riesen schlug, wo Ivar Widfadme und Regnar Lodbrok den Geyern das blutige Mahl der Schlacht bereitete, wo Gylfe

und Yngve Frey als Könige herrschten; uns sind hier die Namen und Zahlen nichts, aber die Thaten und Worte der Gewaltigen, ihre Löwen= und Schlangengruben, ihre Holmgänge und Prinzessinnenraube, ihr jubelnder Tod im blutigen Kampf und ihr frischer Sprung von der Felsenspitze zu Walhallas Burg mahlen uns den Sinn der Nation, die so dachte und dichtete, wenn sie auch das Meiste dichtete. Hieher hätten die Schweden sehen sollen, den Trieb und Sinn in diesem allen hätten sie suchen sollen und auch so würden sie eine würdige Geschichte des Fabel= und Heroenalters gefunden haben. Die kleine Wahrheit ist freilich in der dunkeln Zeit zerstört, aber die große ist geblieben; noch hat kein Skandinavier, der es allein könnte, sie dargestellt.

Welch' ein hoher und kolossalischer Geist weht in der ältesten Geschichte des westlichen Nordens! welch' ein kühner Freiheitssinn! welcher Trotz! welche Lebensverachtung! welch' ein erhabener Gehorsam gegen das ewige Schicksal! Höchste Kraft, unbezwinglicher Muth, barbarisch und wild, der Grund des Ganzen.

So zogen die Waräger nach Konstantinopel, so bildete Rurik und seine tapfern Genossen den Russenstaat, so fuhren die Normänner durch, die fürchterliche Geißel der südlichen und westlichen Völker, gigantisch tapfer, unwiderstehlich; so kämpften die Nachkömmlinge in England, in der Normandie, in Apulien; so stehen selbst in der neueren Geschichte des Nordens einzelne Karaktere wie Ruinen in der Wüste mit Hieroglyphen; die kleine Zeit konnte sie nicht deuten.

Im Mittelalter vom zehnten bis sechszehnten Jahrhundert ist die Geschichte Skandinaviens der übrigen europäischen gleich. Seine Völker nach den großen Abentheuern der Väter, welche die Welt erschreckten, sanken in sich selbst zurück und entwickelten sich langsamer zu ordentlichen, kräftigen Staaten, als das übrige Europa, mit welchem es wegen seiner Entfernung wenig andere Berührungspunkte hatte, als die gemeinschaftliche Hierarchie, die ein sichtbares und unsichtbares Band der Vereinigung um Europa zog. Der alte hohe Sinn entfaltete sich aber dafür in manchen trefflichen Nationaltu=

genden- und Einrichtungen desto freier. Im sechszehnten Jahrhundert riß durch Aufruhr und Blut die wünschenswerthe Verbindung der drei nordischen Völker, die aber zu lose geknüpft war und überall zu zwieträchtig. Das Haus Wasa bestieg den Thron der Schweden. Neue Kraft und Enthusiasmus fuhr in die Nationen, freier bildeten sie sich neben einander in Krieg und Frieden und nach der Zerbrechung des Handelsjoches der teutschen Kaufleute ward der Name Schwede und Däne wieder mit Ehren in Südeuropa genannt.

Mit dem siebenzehnten Jahrhundert kamen die nordischen Heroen wieder und befreiten und erstaunten die Welt. Herrlich und tapfer brachen die Schweden gegen Osten durch und die Russen und Polen zitterten. Aus der Mitte seiner Siege rief die bedrängte Welt Gustav Adolf nach Teutschland. List und Schlauheit der Jesuiten, Oesterreichs Glück, durch große Feldherren gebaut, der Fürsten Schwäche und Zwietracht bedrohten wieder mit Barbarei und Finsterniß das Land, wo das Licht der Reformation aufgeleuchtet hatte. Der

große König kam mit einem kleinen Heerhaufen, er schlug, siegte und fiel. Was Europa an Freiheit, Bildung und Licht hat, dankt es diesem Befreier und Musageten der Menschheit, dem edelsten Mann der letzten Jahrhunderte. Siebenzig Jahre herrschten die Schweden im Norden, gefürchtet und geehrt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag ihr Verhängniß den Russen unter. Karls des zwölften Tod bei Friedrichshall endigte die Katastrophe.

Seitdem ist der nordische Name leiser genannt, nicht mehr mit Schrecken, immer mit Ehre. Die Völker haben sich mit den übrigen Zeitgenossen gleich gebildet und ohne große Revolutionen ist Industrie, Kunst, Bevölkerung und Macht gewachsen. Glücklich, wenn die drei Staaten Einem Herrn dienten! Vielleicht führen künftige Zeiten herbei, was die Lage befiehlt und was Haß und Ehrgeiz einst trennten.

Dänemark und Norwegen machen den einen Staat, Schweden mit Finnland den andern. Die Normänner sind noch die alten, schön, stark, tapfer und bieder. Ihre Leiber,

Sitten und Sprache sind den Schweden näher, als den Dänen. Die Dänen, ein ordentliches, fleißiges und verständiges Volk, haben doch lange nicht mehr Nationalsinn gehabt. Immer hat den Inselbewohnern die physische Gewalt der Normänner und Schweden gefehlt, nie hat bei der kleinen Zahl Nationalkraft und Freiheitssinn so durchbrechen können. In den letzten Zeiten ist das Dänische in Sitten, Neigungen und Sprache sehr in das Teutsche übergegangen.

Bei den Schweden war einst die Macht und die Gewalt des Nordens, sie wird künftig bei ihnen seyn. Dies sind noch die Alten und Himmel und Land lassen sie nicht ausarten. Stolz, wie ihre Berge, muthig und frisch, wie ihre Alpen, Ströme und Wasserfälle, im Gefühl der Kraft und Freiheit steht das brave Volk da. Man braucht hier nicht zu den Männern der Fabelzeit zurückzugehen, in Småland und Dalarne, in Wärmeland und Jemtland will ich hundert und tausend Männer finden, die wie Riesen da stehen und in ihren herkulischen Armen fünf und zehen gewöhn-

liche Männer erwürgen. Tapferkeit, Redlichkeit, Freiheitssinn sind hier unsterblich und nur durch diese Tugenden herrschen die Männer würdig. Unser Zeitalter, das alles nach der Dicke der Masse mißt, meint, es sey einem Nachbarvolke leicht, wenn es wolle, den ganzen Norden zu unterjochen; das Nachbarvolk selbst meint nicht so, es kennt die Schweden. Auch ist das Land beschirmt eben so sehr durch seine Lage, als durch Tapferkeit und Patriotismus. Laß Hunderttausende in Schweden ans Land steigen, das Leichte in Besitz zu nehmen; wenn sie keine Flotten haben, wird keiner die Botschaft von ihrer Vernichtung zur Heimath bringen. Dieser Stamm kann nicht vergehen und darf nicht vergehen. Von jeher kamen vom Süden die Weltbildner, aber auch die Weltverderber, der Norden schickte die Rächer und Befreier aus. Ja wenn ganz Europa in Schlaffheit, Feigheit und Despotismus untergeht, wenn kein Land mehr ist, wo List und Tyrannei nicht gebieten, wenn keine Stimme sich mehr für Freiheit und Wahrheit erhebt, kein Arm das Schwerdt dafür zieht, dann

wird in Skandinaviens Wäldern und Bergen noch ein freies Geschlecht wohnen, die geplagte und erniedrigte Welt zu strafen und zu erlösen, die Heerschaft und der Sieg wird von hier ausgehen und die Feigen werden zittern und dienen. Ihr Elenden, die ihr nur nach der Menge rechnet und die Würde und Herrlichkeit der Fürsten und Völker darnach messet! sind für euch denn alle Beispiele und Erinnerungen nichts? Höret! und schämt euch: Hunderttausende haben oft die Menschheit verwüstet, kleine Schaaren von 10000 und 20000 Tapfern sie öfter gerettet.

Die Preußen. Die Schweden haben den preußischen Staat gemacht. Würde Holland ohne Alba je etwas geworden seyn? Der einzelne Mensch und das ganze Volk bedürfen oft eines Stoßes und Druckes von außen, ihre Kräfte zusammen zu nehmen und sich fühlen zu lernen. Man muß denen gleich werden, die um uns her wachsen oder man muß gar nicht seyn. Dies Gesetz ehren selbst die Bäume des Waldes; die Eiche, welche einzeln in einen Buchen- und Tannenhorst gerathen ist, muß

die krause Krone verleugnen und mit jenen schlank zum Himmel empor streben, oder sie erstickt auch. So gab Schweden den Brandenburgern den ersten kühneren Athem, und zurück blieben teutsche Fürstenhäuser, welche ganz andere Aussichten und Ansprüche an Herrschaft gehabt hatten. Freigebig hatte man dem großen Churfürsten zur Entschädigung für Vorpommern viel mehr bewilligt, als er fordern konnte; die furchtbare Schwedennähe zwang ihn alart und gerüstet zu seyn und große Herrschertugenden zu entwickeln, die sonst vielleicht auf dem faulen Kissen der Sicherheit eingeschlafen wären. Gleich nach dem westphälischen Frieden sprang ganz Teutschland zu seiner und Polens Rettung herbei; er erwarb durch eine doppelte Politik die Souverainetät von Preussen. Später konnte er sogar unüberwundene Schweden schlagen; ein Theil ihrer Glorie blieb auf dem Sieger sitzen. So wuchs durch Einen großen Mann, der glücklich ein halbes Jahrhundert regierte, ein Staat, der vor ihm kaum zu den genannten gehörte. Er hinterließ ein für seine Zeiten starkes und treffliches

Heer, einen reichen Schatz und gute Einrichtungen, die selbst unter seinem schwachen Sohn in Ehren blieben, aber das Wirkendste und Unsterbliche, was er hinterließ, war der Geist der Ehre. Sein Sohn setzte sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu Königsberg die Krone von Preußen auf seinen schwachen Kopf, worüber das damalige Europa lächelte als über einen Thorenstreich, dessen Folgen aber das Jahrhundert gefühlt hat. Oesterreich, das in der Politik so oft mit Einem Auge blind gewesen ist, sah nur auf das Bedürfniß eines treuen Bundsgenossen, dem es schmeicheln wollte, meinte auch wohl gar klug, so ein nordteutscher König an der Ostsee sey gegen die übermächtigen Schweden nöthig; genug Oesterreich beförderte und erkannte den neuen König und ließ ihn erkennen. Recht aber weissagte des Prinzen Eugen Wort, der ziemlich laut sagte, der Kaiser müsse die Minister, die ihm dazu gerathen, hängen lassen.

Das neue Preußen blieb anfangs noch so in seinem alten Schwunge, und länger als zu

hoffen war, erhielt sich das alte Verhältniß mit Oesterreich. Der erste Friedrich taugte zu nichts weiter, als sich eine neue Krone aufzusetzen, Hofwürden und Feste zu erfinden und zwischen den ewigen Kabalen von Weibern und Günstlingen rundzulaufen. Friedrich Wilhelm, sein Sohn, war zu gut und zu verständig, zuerst was Neues anzufangen. Seine Regierung fällt seit dem Jahr 1720 in eine Zeit, wo Armuth an großen Dingen und Menschen war, und wo die alte Jungfer Europa trotz aller Kriege und Kabinetsstreiche, woran es die nächsten zwanzig Jahre auch nicht fehlen konnte, doch mit einer gewissen Decenz und Manierlichkeit selbst in diesen sich führen ließ. Der verständige Mann, der nie den blutigen Ehrgeitz des Eroberers kannte, benutzte weise, was Thätigkeit und Glück ihm selbst und den Vorfahren an Ländern und Hülfsmitteln gewonnen hatten. Thätig, sparsam, streng und gerecht machte er ohne Lärm viele gute Einrichtungen, errichtete ein zahlreiches und wohl geübtes Heer und sammelte einen kleinen Schatz für den Ehrgeitz seines Nachfolgers. Die Kö-

nigskrone auf seinem Haupte und was von Glanz, Ansprüchen und Hoffnungen daran hing, kümmerte ihn wenig, sie machte ihn nicht größer, als er war. Auch Europa kannte ihre Bedeutung noch nicht.

Friedrich Wilhelm starb und Friedrich der Zweite kam. Eine neue Epoche, die der Preußen, beginnt. Dieser fühlte den König, und weil er ihn fühlte, mußte er ihn erst machen und unter die Europäer einführen. Sein Großvater hatte das Kleine dafür gethan, sein Vater das Nothwendige, Glück und Kühnheit sollten in ihm das Uebrige vollenden und das Große thun. Friedrich sah nach dem Raub der österreichischen Monarchie hin, welche Karl der Sechste nicht durch Eugens Sanktion geschützt hatte. Schlesien blieb die Beute des Königs, die übrigen Werber um die Braut gingen größtentheils leer aus. Auch in dem thatenreichen siebenjährigen Kriege behaupteten Standhaftigkeit, Tapferkeit und Glück, was Jugend und Kühnheit gewonnen hatten, und Friedrichs Name ward der allbewunderte und

allberühmte Weltname des Zeitalters. Was an dem Jüngling zweifelhaft seyn konnte, das hatte der Mann bewiesen und bewies es alle Tage. Er war der König, der Held, der Weise, der große und Einzige für seine Zeit. Wir Teutschen, wenn wir uns als Volk ansehen, haben uns dieses Königs wenig zu erfreuen gehabt, ja keiner hat uns so sehr geschadet, nicht bloß scheinbar, sondern wirklich. Ich muß so harte Anklagen beweisen und will es.

Oesterreichs Gravitation ward Teutschland im siebenzehnten, achtzehnten Jahrhundert gefährlich, und schien alle kleinen Staaten unwiderstehlich zu sich ziehen zu wollen und zu können. Der dreißigjährige Krieg bewies, daß es das nicht konnte, und sicherer folgten die Kleinen dem Großen wieder. Alte Gewohnheit und altes Glück der Habsburger machte ihnen gleichsam wieder zu eigen, was die Macht nicht mehr dazu machen konnte: die Hessen und die Lüneburger, die Sachsen und die Brandenburger zogen noch immer unter dem österreichischen Banner aus, als wenn das so seyn müßte.

Friedrich kam; er warf den Fehdehandschuh hin und verrief den Wahn der Väter als eine Gefahr, wenigstens doch als eine Bethörung des Ganzen. Oesterreich sey noch das alte philippische und ferdinandische, so lange ein Athem in ihm sey, sey sein Glück und die Plane alten Ehrgeitzes zu fürchten. Es könne die süße Hoffnung nie verlieren, ganz Teutschland als eine Provinz zu betrachten und Teutschlands Fürsten als Vasallen. Der König wies auf Wahres und Falsches hin; auch Wahres ließ sich genug weisen, noch mehr Scheinbares. Das Meiste that das glückliche Schwerdt und die überschauende Klugheit des großen Mannes. Das Wirkliche und Herrschende hat immer die größte Beweiskraft für die meisten Menschen, die kaum das Gegenwärtige sehen. Friedrich zog in Frieden und Krieg viele Fürsten mit. Zwei Sonnen glänzten jetzt am germanischen Himmel und die Sterne mußten sich theilen. Es waren jetzt zwei politische Zeitpunkte da. Manche weise Männer, die es nur durch ihren weißen Bart waren, jauchzeten dem Vaterlande Glück zu, hoffend, nun

werde Friede und Mäßigung zwischen beiden in der Mitte stehen, und die Schwerdter in der Scheide halten: kleine Proben werden kleinen Menschen Beweise. Andere, vielleicht die weiseren, schüttelten den Kopf, was seitdem erschienen ist, die zu große Nähe der drückenden und ziehenden Kräfte fürchtend, welche nur Lähmung und Erstarrung bringen würden für Leben und Bewegung.

Der König gewann seinen Zweck, Oesterreich verdächtig und schwächer zu machen, aber nothwendig gewann er auch den, welchen er wohl nicht wollte, Teutschland für immer zu lähmen. Es folgte dies theils aus einander, theils aus dem Geist, der durch ihn der herrschende ward. In allen Staaten und Völkern giebt es etwas Dunkles und Geheimes, das ihrem innersten Leben gleich ist, und woran das Ganze wie an unsichtbaren Banden gehalten wird; die letzte Religion, das innigste Nothwendigkeitsgefühl, das unerklärlich zieht und hält. Solch eine Vestaflamme hat der Aberglaube aller Nationen und Zeiten gehei-

ligt. In Teutschland war diese letzte allgemeine Religion der Name Kaiser und Reich, freilich seit dem westphälischen Frieden fast bloßer Name, der aber mehr wirkte, als kalte Gesetze und Verhandlungen dagegen vermochten. Durch Friedrich ist diese Religion zerstört und er hat die dunkle Ehrfurcht alter Namen zuerst lächerlich gemacht. Thöricht lachten die Teutschen über die väterliche Dummheit, die sie durch alten Aberglauben band, und Friedrich ward auch hier als der Befreier gepriesen. Doch mehr als alles andere bewies des Königs Regierung und Leben, die mehr, als man denkt, in die Orgien der neuesten Revolutionen eingreift.

Eines Mannes Arm ist schwach und des Weisesten Weisheit ist immer unwirksamer gewesen, als hunderttausend thörigte Hälse und Fäuste, wenn sie solche Weisheit nicht haben anerkennen wollen. Friedrichs Siege, Friedrichs feiner und fester Kopf würden in jeder Zeit etwas Großes und Würdiges für die Geschichte aufgestellt haben; aber sie stellten das Würdigste und Größte auf in seiner Zeit,

weil er der Mann derselben war und durch ihr eigenstes Leben wirkte. Für ein Zeitalter, welches das Kluge und Feine trefflich begriff, das Einfältige und Edle höchstens angaffte, für ein Zeitalter, welches meinte, alles werde durch lange Arbeit der List und Klugheit, wenn ganz andere Gesetze die Welt regieren, für ein solches mußte der feinste und folgenreichste Kopf der Erste seyn. Man kann daher mit dem größten Rechte sagen, Friedrich und seine Zeit haben einander gemacht und sich Manches zu Gefallen gethan. Er war der größte Mann, weil er frühe die Richtung und Neigung seines Zeitalters begriff und mit noch größerer Schnelligkeit fortbewegte; er war der glücklichste Mann, weil die Rücksichten alter Mäßigkeit und Gerechtigkeit, wovon seine Zeitgenossen nicht viel mehr wissen wollten, ihn nicht aufhielten; er schien der Weiseste aller Sterblichen, weil von seiner Zeit keine größern und menschlichern Kräfte gewürdigt wurden, als die des klugen Herrschens. Vieles wird die Zukunft von ihm nehmen, aber die Allmacht kann sie ihm nicht nehmen, mit welcher er Europa be-

herrscht hat. Nur durch die allgemeine Verdammung seiner Zeit wird der König mitfallen, der größte unter den Trümmern, weil er die Bedeutung der ganzen Zeit am energievollesten in sich trug.

Friedrich der Zweite war der Geist des geistigen Zeitalters und deswegen konnte er so Ungeheures und Großes mit kleinen Kräften und erstaunte die Zeitgenossen durch sein Kleinstes, weil es geistig gesprochen und gethan ward, während sein Größtes bis jetzt wenig gewürdigt ist. Reif für die Idee und für alles, was durch Idee geschieht, war das Zeitalter, deswegen dem geistigen Manne zum Bewundern geduldig und dienstbar bei einer geistreichen Behandlung. Mit Menschen solcher Art, wo noch physische Kraft im Grunde liegt, läßt sich auf das schnellste das Wirksamste thun; sie verstehen und fürchten den höheren Geist und kein Barbarentrotz und Barbarenaberglaube schieben altgewohnte Götter und Freiheiten zwischen sich und den Regenten und heißen ihn inne halten. Friedrich der Geist fuhr nun durch und bearbeitete die fertige Masse, er drückte, wohin

die Lust des Herrschens, die mächtigste aller Lüste, und die Weichheit der Masse ihn drücken ließ, und eine kurze Zeit zeigte vollendet, was die Zeitgenossen bewunderten, was auch der weiseste und energischeste Mann in andern Zeitaltern nicht in einem halben Jahrhundert vollendet hätte. Welch' ein Staat! und welch' ein Regent! schrie man überlaut. Alles Weisheit, Gerechtigkeit, lebendige Beweglichkeit! und doch alles nur Maschine! Ja Maschine! Maschine! dies war das Zauberwort, und indem man des Königs Staatsgebäude so nannte, schien man das Trefflichste und Größte zu preisen, was je ein großer Mann erdacht und vollbracht hatte. So künstlich war die Zeit geworden und so närrisch klug, daß sie die Dinge nur nach ihrer Künstlichkeit achtete. Dies könnte wegen der Einfalt und wegen der Gerechtigkeit und Thätigkeit, die nur ein einfältiges Leben haben, Furcht erwecken, und wirklich waren einige mit solcher Furcht behaftet, welche in den allgemeinen Posaunenton nicht mit eintönten und bei den Zeitgenossen Thoren hießen. Diese sprachen etwa so:

Arme Zeitgenossen, ihr scheltet uns als Thoren und euch selbst solltet ihr schelten als Geblendete, die ihr nicht für eure Enkel und das Glück und die Ehre der kommenden Zeiten sorget. Ihr laßt die Klugheit die Welt beherrschen, welche nie dazu getaugt, sondern immer nur betrogen hat; ihr wehrt euch nicht gegen den großen und kühnen Mann, der wild darein fährt und ohne Achtung für altes Gesetz, für graue Ordnung und kindischen Volkswahn das Neue macht, ja der euch so wenig ehrt, daß er euch nicht einmal den Sinn dieses Neuen zeigt. Uebereinstimmung und Gleichbeweglichkeit des Ganzen, todtes Maschinenleben ohne Gefühl, als das der Ehre, von dem Einzigen bewegt und geleitet zu werden. Wie soll sich das Leblose endlich in Tugend und Kraft offenbaren, wenn die Seele des Großen, die nun zuerst darin leben wird, heraus ist, wenn die irdischen Tugenden, die ihr noch von euren Vätern empfangen und dazu mitgebracht habt, ausgestorben sind? Aus dem Todten wird nur Todtes gebohren und hohl und gespenstisch mit dem Abscheu der Zukunft wird das Kunstgerüst zusammenbrechen.

Dies waren harte Urtheiler. Friedrich hörte sie nicht, er kannte nur den Einen eignen Willen und mit seiner Konsequenz, welche die Zeit verstand und ehrte, führte er seine künstliche Staatsmaschine auf, wodurch er auf fünf bis sechs Millionen Menschen 225000 Mann gerüstet, seine Festungen beschirmt, seinen Schatz gefüllt und tausend Hälse sein Lob klingend erhielt. Andre Fürsten und Regierungen fingen des Nachmachen an, man sah viele politische Affen und des großen Königs Ruhm wuchs noch dadurch. Aber Gerechtigkeit, die ewige Königinn des Königs und des Bettlers, milde Schonung des Menschengeschlechs, zarte Behandlung des Nationalsinns sucht der menschliche Forscher in den herkulischen Arbeiten des großen Königs vergebens. Der strengste Eigensinn, der wildeste Despotismus, das erbarmungsloseste Zertreten der zarten Keime der menschlichsten Gefühle ist allenthalben. Doch that dieser das möglichste Gute. Seine kämpferreiche und arbeitvolle Regierung, seine persönliche Mäßigkeit, seine Gerechtigkeit, wo seine hohen Hohenzollerischen Entwürfe nicht

dazwischen traten, seine Strenge gegen Groß und Klein, endlich der Ruhm seines Namens, der auf alle zurückfiel, ließ oft vergessen, daß man in einem angespannten, knechtischen und athemlosen Zustande war. Wann sind die unglücklichen Menschen nicht durch Scheine und Klänge bethört? Auch sprach das Wirkliche für Friedrich. Die Härte des Despotismus, worunter Europa zu erliegen begann, drückte auch die mächtigeren Staaten ohne die großen Vortheile der Einheit des Strebens und Regierens, die er in alles brachte, ohne die hohe Sorge für das Ganze, wenn es auch als Maschine nur despotisch gewürdigt ward. Die Andern in Frankreich, Rußland und Oesterreich waren selbst in dem Maschinenwesen nur Pfuscher und hatten kaum einen Begriff vom Staatsleben, ohne welchen nicht einmal eine Maschine sich leidlich bewegt und schwingt. Er theilte künstlich, wie er konnte, Leben und Kräfte allen mit, baute Städte, pflanzte Dörfer, trocknete Sümpfe, suchte Handel und Fabriken mit dem möglichst künstlichen Leben in einem Despotenstaate lebendig zu machen. Und wenn auch sein Werk

endlich als Zeitwerk alten und zerfallen wird, nie wird er aufhören der große König zu heißen. Seine Fehler hatte er mit seiner Zeit gemein, es waren zum Theil die Schoßkinder seiner Zeit; seine Größe, seine Energie, seine Unbeugsamkeit im Glück und Unglück mit so vielen Tugenden gehören ihm allein.

Und welchen Sinn hatte die Monarchie Friedrichs des Einzigen? Doch wohl einen sehr nationalen? denn er hieß ja so gern der Schützer und Beschirmer der teutschen Freiheit, und seine Zeitgenossen riefen es so gern vor ganz Europa aus, daß Friedrich, der Preußen König, ein Teutscher war. Leere Klänge, womit man immer gespielt hat. Auch hier ging es so. Diese preußische Monarchie war eine in Europa ganz neue Erscheinung. Lob und Tadel arbeiteten anfangs frisch daran, doch des großen Mannes größerer Genius siegte, und man fand endlich alles, was er gemacht hatte, sehr gut. Der angestrengteste und despotischeste Soldatenstaat voll der unleidlichsten monarchischen Aristokratie hieß das Werk des Weisen und Guten

und das glücklichste Land Europens. Fremd war der Sinn dieser Monarchie allem, was teutsch heißt, und ist es noch; daher die Abneigung, ja fast der Abscheu der kleinen Staaten Teutschlands, wann es heißt, der preußische Adler soll über ihren Thoren seine mächtigen Fittiche ausspreiten. Der teutsche Sinn liebt das Gerechte und Gleiche, dazu das Formale. In den untern Regionen des Lebens ist er gern üppig und gutmüthig fröhlich, ohne mit Polizei und Aufsicht so viel zu thun zu haben, als im preußischen Staat, wo alles aristokratisch, streng und despotisch herrscht, ohne die kleinen Freuden und Freiheiten des Lebens zu achten, ohne welche die großen in der Regel nichts werth sind, weil sie ohne sie kaum sind. Der nordteutsche Sinn an sich ist schon streng und spröd, despotisch angestrengt ist er dem waidlichen Südteutschen noch viel fremder geworden, und wenn ja noch etwas Gemeinsames zwischen dem Norden und Süden Teutschlands stand, so hat die preußische Monarchie es völlig aufgehoben. An teutsche Begeiste-

rung und Theilnahme für diesen Staat war also nie zu denken.

Auch hat der große König im Ernst nie daran gedacht, die teutsche Nation bildend und schützend um seine Adler zu versammeln, und ein gemeinschaftliches Ziel der Politik und Bildung auszustecken. Es ist nichts lächerlicher, als ihm patriotischteutsche Ideen beilegen zu wollen. So patriotisch hat Richelieu und Louvois an Teutschland gedacht und darüber gesprochen, so patriotisch führt jetzt Bonaparte und Talleyrand, sein Knecht, und die teutschen Churfürsten seine Knechte, den Namen Teutschland und Teutschlands Freiheit im Munde. So, denke ich, spricht auf dem Reichstage der Thiere der Wolf wohl zuweilen für die Freiheit und die heiligen Rechte der Hirsche. Friedrich brauchte den teutschen Staatskörper und die Fürsten, wozu sie brauchbar waren, ein Gegengewicht gegen Oesterreich zu erzeugen oder wenigstens Oesterreichs altes Uebergewicht zu schwächen, und so ließ er wohl von teutscher Freiheit und Gerechtigkeit zuwei=

len ein Wort fallen, das unschädlich wie so viele Lügenworte mitlief und zu seiner Zeit das Seinige wirkte. Der König nach seinem Gemüthe eines vollendeten Despotismus haßte alles Nationale an einem Volke, weil es dem Despotismus entgegen strebt, und alles Föderative an den Teutschen. Die schnellste Kraft schien ihm die erste zu seyn, und deswegen war der Soldat, die vollkommenste Puppe, ihm der erste und würdigste Mensch im Staat. Stiller Wirkung und Tugend gab Friedrich der Philosoph oft sein Lob, im Herzen achtete er nur, was er in sich hatte und wodurch er den Zeitgenossen der bedeutendste Mensch war. Man berufe sich nicht auf den bairischen Erbfolgekrieg; hier stand Preußen gegen Oesterreich, das sich vergrößern wollte. Interesse that, was Gerechtigkeit nicht gethan hätte. Eben der alte Friedrich der Weise und Gerechte, der hier über Gewalt schrie, hatte jüngst Polen getheilt, welches ohne seinen Willen ungetheilt geblieben wäre. Der Fürstenbund war auch nur eine politische Posse gegen Oesterreich, ohne vaterländische Begeisterung und wirkliches

Band der Treue und Noth. Solches Band nur hält, weil es aber fehlte, so löste sich bald wieder auf, was durch keine lebendige Eintracht verbunden war von Anfang.

Was auch der König sagen und thun mochte, der Welt es anders einzubilden, er hatte keinen höheren Zweck, als die Könige vor ihm. Nur daß er das Volk im Auge behielt, wo es seyn mußte, daß er menschliche Kräfte zu wägen und mächtig zu gebrauchen verstand, daß er das Schlechte und Kleine nicht zwecklos und thörigt that, wie so manche Könige alle Tage, das gab ihm den Schein eines höheren Königs, als die gewöhnlichen sind, und das war er auch, schien es nicht allein. Aber warum wollen wir billiger gegen ihn seyn, als er es in seinen Thaten und Schriften selbst ist? Ganz offen ist er darin über seinen höchsten Zweck. Dieser war nicht die Ewigkeit und der Glanz des teutschen Namens, nicht das Ideal eines glücklichen und tapfern Staats, sondern der Glanz, die Dauer, die Macht der Königsdynastie, welcher der Zufall den Namen König von Preußen gegeben

hatte. Das brandenburgische Haus, die preußischen Adler sollen herrschen, sollten auch Millionen darum bluten und elend seyn. Diese unkönigliche Sorge kümmert den König nicht; die mag Gott verantworten, der die Könige gemacht hat. Ein großer König kann nichts Größeres denken und thun, als alles so arbeiten und bereiten, daß gewaltige Könige nach ihm herrschen können.

Auch als Philosoph und Schriftsteller hatte Friedrich einen ungewöhnlichen Namen und verdiente ihn. Daß ihn auch hier das Zeitalter über sich selbst hinaustrug, das war nicht seine Schuld, und billige Richter rechnen da ab. Friedrich warf sich in die französische Litteratur und verwarf die teutsche Sprache als eine rohe und ungebildete, was sie in seinem Anfang auch wirklich war. Ich zweifle, ob selbst jetzt ein König die teutsche Sprache zu seiner Vertrauten machen würde. Keine von allen Europäischen Sprachen hat so wenig Schmeichelndes und Süßes, so wenig Schonendes und Höfisches, und daran müssen sich die Kö=

nige doch auch unwillkührlich gewöhnen. Keine Sprache aber ist so sehr als die französische gemacht, einem stolzen despotischen Karakter zu behagen. Sie ist unter einem verdorbenen Volke mit allen Talenten äußerer Geschmeidigkeit und Beweglichkeit ausgebildet worden; das Allgemeine der Wahrheit und Gerechtigkeit darf höchstens in Maximen, das Ewige der Philosophie, wenn es gefallen soll, nur in Sentenzen ausgesprochen werden; selbst das Nichts, dieser große Mitregent der Welt, darf mit manchen Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten, wie man sie eitel nennt, zusammen auftreten, und eine bedeutende Rolle spielen. In einer solchen Sprache wird es selbst einem Könige leicht, ein gelehrter und tiefer Philosoph zu scheinen und mit Kenntnissen zu schimmern, welche in der ernsteren teutschen wenig Aufsehen erregt hätten. Friedrich wählte also sein Organ als ein gescheuter Mann, und er that recht, auf seine Wahl zu halten. Wir finden den Tiefsinn, die Hoheit, die politischen Weissagungen nicht mehr in seinen Schriften, welche seine Zeitgenossen bewunderten; aber wir

finden den verständigen, klugen und feinen Beobachter, wir finden den teutschen Ernst und die rauhe Sprödigkeit mit französischer Leichtigkeit, ja wohl mit französischer Leichtfertigkeit im Urtheil verbunden, welche den strengen Mann sonderbar kleidet, welche aber unwidersprechlich beweist, daß die Arbeiten des Königs eigene sind, nicht aber von französischen Köpfen, wie Manche uns einbilden möchten. Der Teutsche guckt mit dem Urtheile und der Darstellung alle Augenblicke durch die französische Larve.

Man nannte auch Friedrich den Schriftsteller und Philosophen sonst in keiner kleinen Bedeutung. Die Wirkung ist klein gewesen und würde ohne den großen Regenten gar keine gewesen seyn. Nur dadurch aber ward Friedrich der Anzünder tausendfachen Lichts, daß er, der Mächtige, Menschenwort und Menschenschrift furchtlos und frei walten ließ. Der Despot, der des Geistes Gewalt in seinen eignen Schöpfungen gefühlt hatte, ließ sie auf das freieste hinfahren und wirken, wo und wie sie wollte, und ward für andere Fürsten das Beispiel.

Aber man thut ihm zu viel Ehre, wenn man von Berlin das teutsche Licht und jedes edlere Streben ausgehen läßt. Der König hat Akademien und Philosophen und Poeten besoldet; aber die meisten waren Fremde und die Besseren und Edleren meines Volks konnten von solchen nichts lernen, die sie hassen mußten. Nein, vom Süden und aus der Mitte Germaniens kam teutsche Kunst und jede edlere Bildung, und da waren von jeher ihre Sitze. Norddeutschland und die Mark haben von jeher viel Wind, vielen Lärm und Sand gehabt, und die Berliner, wie die Gaskogner, haben häufig die Ausrufer dessen gemacht, was anderswo gethan und gemacht war. Geh nach Schwaben und nach dem Rheinstrom, da klingen dir die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen; manche kleine Reichsstadt hat Teutschlands edlerer Bildung eben soviel gegeben, als der ganze märkische Sand. Es ist auch unmöglich, daß in einem so strenge gehaltenen und gespannten Soldatenstaate je das Genialische und Künstlerische aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemüthlichkeit bei den

Menschen will. Die sind in diesen Klimaten selten, in diesen Regierungen nie.

Aber um den Einen Großen versammelte das Zeitalter das Edelste und Schönste, was es in jeder Gattung und Kunst hervorgebracht und vollendet hatte; er sollte als Vater und Repräsentant für alles da stehen. Wie er durch Tapferkeit in Schlachten, durch Klugheit und Beständigkeit im Rath, durch Verbindung der streitenden Kräfte im Reiche unbestritten der Erste war, wie man von seiner Weisheit den Frieden und das Glück hoffte, wie durch seinen Namen auch der teutsche Name weit und breit klangvoll geworden war; so gab das bethörte Volk ihm alles zurück, auch was es nicht von ihm empfangen hatte: ja selbst die Schwäche und das Unglück der folgenden Decennien haben nach dem theuren Haupte eine Sehnsucht erregt und einen Heiligenschein der Größe und Güte um ihn geschaffen, die er im Leben nicht so hatte. Aber was sollen wir richten? Seine Majestät liegt offen da und keine Zeit wird sie besiegen. Wer mit Kleinem das Größte thut

und immer größere Hoffnungen und längere Wünsche giebt, als er sollte, den nennt man mit Recht den Größten. Er hat seine große Rolle beinahe ein halbes Jahrhundert mit Ehren durchgespielt. Er starb nach großen Thaten glücklich gefürchtet und geliebt, als die alte Zeit zu Ende lief. Würde er sie länger gehalten, würde er verständiger als das Enkelgeschlecht in der allgemeinen Verwirrung geherrscht und gerichtet haben? würde er endlich edel für Europa und groß für das teutsche Vaterland in den Stürmen gestanden seyn, wie sonst für sein Haus? Wer weiß es? Thörigt sind die, welche meinen, er würde durch die Freiheit und Decenz der alten Politik alles zusammen gehalten haben. Kann man auch einen Löwen lange mit einem Zwirn führen, selbst wenn man ihn klug nicht merken läßt, daß er ein Löw ist.

Die merkwürdigen zwanzig Jahre seit dem Tod des großen Königs liegen mit allen ihren Thorheiten und Unfällen, mit den blutigen Erinnerungen zertrümmerter Thronen, verlorner Schlachten, zerstörter Staaten vor uns. Wir

Teutsche haben sein Roßbach genug im Spott hören müssen, und noch heute krähet es uns der übermüthige Sieger, der Franzos, diesseits des Rheins zu. Friedrichs Arbeiten haben gewirkt zu unserm Verderben. Geschieden stehen die Kräfte der alten teutschen Nation und einen nach dem andern wird gallische List zerstören, bis es endlich alle unter die Füße tritt. Friedrich Wilhelm trat durch den Baseler Frieden mit den meisten teutschen Fürsten von einer Sache ab, die allgemeiner und teutscher war, als je eine vorher, worum am Rheinstrom geschlagen worden, er gab Teutschlands Ehre und Unabhängigkeit durch einen schmachvollen Frieden den Franzosen hin, und nach diesem Beispiel durften und mußten die übrigen Fürsten dasselbe thun. Gehaßt von vielen, um ihrer Ehre hohen Glanz betrogen, noch häßlicher durch die letzte Vernichtung und Theilung Polens, traten die Preußen zurück. Die Entschädigungen, die sie bei dem letzten Reichsfrieden erhielten, waren zu unbedeutend gegen die Ehre, die sie dafür aufgaben, des Vaterlandes Schiedsrichter und Retter zu seyn. Preußen ist durch

diese Entschädigungen, es ist durch Polens Theilung gewachsen; aber kein Staat steht gefahrvoller da, weil er kleinen Gewinn großer Gefahr vorgezogen hat. Die Russen liegen ihm im Osten fürchterlich auf, und im Westen verbindet ihn kein Vertrauen und keine Liebe mit seinem Volke, den Teutschen, weil er wohl fühlt, daß er sie verlassen hat, als es galt zu helfen. Eine Stützung auf Frankreich kann nur verderblich seyn dem, welcher keiner Stütze bedurft hätte, wenn er Herr zu seyn wagte. Aber Herr kann Preußen nur seyn durch die Teutschen, durch einen tapfern, offenen teutschen Sinn, der die Fremden und ihre Herrschaft auskehren hilft. So lange es aber Länder erobern, Grenzen runden und Schwache unterjochen will, steht es mit Größeren in Gesellschaft der Beute, und es geht ihm wie dem Esel, der sich gelüsten ließ, mit dem Löwen jagen zu gehen. So erstarrt und erstirbt ein Staat in Unbedeutsamkeit, Habsucht und Abhängigkeit von Schlechteren, dem es einst an edlem Leben nicht fehlte. Preußischer Sinn? er war in dem Einen Mann, es war der große

Friedrich, der alles beseelte und im frischen Treiben erhielt. Andre Zeiten bringen andere Gesetze. Auch er würde in der ganzen Staatseinrichtung und in den großen politischen Wendekreisen seiner Sonnenbahn jetzt das Meiste ändern. Was vielleicht im großen Diebssinn gewonnen ward, wird nie ein fortlebender Diebssinn erhalten. Der preußische Staat dankte dem Geist der Kühnheit sein Leben, in einer Zeit, die das Aelteste und Stärkste niederreißt, ist er nicht stark genug, durch Mittelmäßigkeit, geschweige denn durch feiges Schwanken sich zu behaupten. Wann Mächtigere entscheiden, glaube er nicht, unblutig die Beute des Kampfs schleppen zu wollen. Das Größte stirbt durch Ermattung oder Geistlosigkeit, am schnellsten durch kleinen Geiz: wenn solches Unglück einriß, retteten die Siege großer Stifter, die weitesten Grenzen entartete Nationen nicht. Preußen, es giebt einen schöneren Grabgesang für euch, wenn ja das Vaterland durch ein Verhängniß fallen müßte, als mit den Verwünschungen von Teutschen zu sterben.

Die Engländer. Von hier unser Weh! schreien Hunderttausende, und Hunderttausenden möchte ich nachschreien, wenn die Wahrheit des Augenblicks für mich eine wäre. Hier liegt es; aber sagt mir nur ihr Ankläger, wie hier das Heilmittel zu finden ist. Euch ärgert nur, daß der Friede von Amiens nicht bestand, und kein edleres Gefühl erregt eure Hälse, als daß der Kaffe und Reis so theuer und die Zierlichkeiten für die Köpfe und Leibchen eurer Schönen fast zu kostbar geworden sind. Das ist schlimm, gute Leutchen, aber schlimmer ist es für die Menschheit, daß der elende Friede selbst nichts geholfen haben würde. Es sind alte unheilbare Uebel, die nur durch den allgemeinen Tod mit vergehen und durch Millionen Erschlagener nicht vertilgt werden. Die beiden Völker am Kanal stehen auf den äußersten Spitzen, Dank den Thorenköpfen der Schlachtfelder und Kabinette in den letzten zehen Jahren. Was abwendbar war, ist es jetzt nicht mehr ohne allgemeines Verderben; die übrigen Nationen müssen mit und die Abgründe ausfüllen, die jene beiden fürch-

terlichen graben. Ich will sagen, wie es am Tage liegt.

Der Revolutionskrieg trieb die Engländer weit über die natürlichen Grenzen ihrer Macht hinaus. Im brennenden Haß gegen Frankreich wollten sie die Welt dagegen bewaffnen und in den Waffen unterhalten. Sie merkten nicht, daß sie sich in wenigen Jahren selbst revolutionirten, ihre Staatsquellen erschöpften, ihre letzten Reste einer sonst ehrwürdigen Konstitution entheiligten und durchbrachen und daß Altengland endlich vom Kopf bis zu den Füßen schwindelte. Künstliche Mittel sollten neue und künstliche Krankheiten heilen und ein Volk, das einst durch Gerechtigkeit und Treue berühmt gewesen war, gebrauchte gegen die Fremden allmälig dasselbe System von Plünderung und Unterdrückung, was es an den Neufranken verdammte. Die übrigen Europäer sollten den englischen Monopolisten durchaus die Kriegskosten bezahlen, die es herschoß, um die Franzosen zu ängstigen. Der Uebermuth, mit welchem die trotzigen Insulaner uns alle in den letzten zehn Jahren behandelt ha=

ben, hat gewirkt. Haß und Groll gegen die Britten ist bei vielen entstanden für alte Bewunderung ihrer Freiheit und Bravheit; ja Manche gehen darin so weit, daß sie sich in die Hölle der Franzosen stürzen möchten, um der ihrigen zu entgehen. Von diesen bin ich keiner. Sie meinen, nichts könne glücklicher seyn, als daß die Franzosen die Londner Bank sprengten, die englischen Flotten zerstörten und dann heim zögen. Ihr Narren! soll denn das Eine Volk Europa unter seinen Ruinen begraben? Hofft ihr Gerechtigkeit nach der Zerstörung? dann müßte diese Welt wahrlich bald anfangen die gerechteste zu werden. Die Franzosen haben uns ihre Billigkeit und Mäßigung gewiß so lieben gelehrt, daß wir für sie wünschen müssen? Wahrlich nicht mich. Ich sehe kein größeres Unglück, als wenn sie England eroberten. Zum Glück ist es so leicht nicht, als ihre Freunde meinen. Sie würden uns keinen freien Handel schenken und die Seemacht in den Händen dieser fürchterlichen Tyrannen des festen Landes würde zu einem eisernen Druck werden, den kein Gott uns wieder abnehmen könnte.

Englands Stolz giebt nicht nach und tritt nicht freiwillig von seiner Höhe herab, eben so wenig thut es Bonaparte, der Eiserne. Nach dem schnellen Ende des Kampfes sehen wir vergebens aus. Friede wird nur Pause werden, dann neuer Krieg, neues Unheil. Aber die Kräfte haben ihr Maaß. England, auch das unbezwungene, kann manchen Zufällen unterliegen; ganz Amerika wird einmal unabhängig werden; Bengalen und Indien kann sich losreißen; der Weltschiffer und Monopolist wird nachgeben und andern gleich werden müssen; jenseits kann für den fürchterlichen Korsen, der jetzt gebietet, ein stiller, mittelmäßiger Regent das Scepter führen. Vieles kann die wohlthätige Zeit herbei führen, was jetzt noch fern scheint, aber so lange es bleibt, wie es heute steht, sehe ich kein Ende. Der kleine Unbeugsame, dessen Despotismus Weltgesetz seyn soll, will England klein haben und das übrige Europa soll dazu dienen, es so zu machen. So lange er lebt, wird Blut und Zwietracht nicht aufhören am Kanal; die Engländer sind noch lange zu stark, seine Knechte zu werden; mit

Frankreichs Kräften allein macht er sie nie dazu. Gern möchte man mit ihm diese Sache zu einer allgemeinen machen — hütet euch; könnt ihr denn nicht durchsehen, was für allgemeine Sachen dieser Fürchterliche im Kopfe trägt. So schlimm steht die Welt, daß kaum Hoffnung da ist, es werde nur Ruhe werden, denn im allgemeinen Unglück der Völker scheint Ruhe schon Glück.

Engländer, ihr waret einst ein edles Volk, doch jene Epoche liegt ein halbes Jahrhundert hinter uns! Eure Konstitution weckte Geist und Kraft und auf Erden und im Himmel beherrschte der Britte das Feuer. Ihr hattet Dichter und Redner, Astronomen und Weltentdecker, ihr hattet ein freies, hochstrebendes, gerechtes Volk. An Künsten und Wissenschaften waren euch wenige gleich, an Glück und Schätzen keine von allen. Euer Loos war leider das gemeinste der Völker. Reichthum und Macht erzeugten Uebermuth und Laster, Ungerechtigkeit und Unterdrückung gegen Fremde folgten. Was sich draußen erzeugt hatte, wirkte nachher auch daheim bei dem Bürger und

gegen den Bürger. Am Ganges, am Senegal und auf Jamaika gingen die Sitten und Tugenden und die brave Verfassung der Engländer unter; aus Unterdrückern wurden Unterdrückte, aus Despoten Sklaven. Es liegt vor uns, wie ihr seit den letzten dreißig Jahren schnell rückwärts gegangen seyd und noch immer gehet. Siege zu Wasser und zu Lande beweisen hiegegen nichts, solche letzte Beweise für Glorie und Tugend hat manches Volk noch lange, wenn alles Uebrige schon dahin ist, weswegen es werth ist, ein Volk zu seyn. Solltet ihr untergehen und der Franzose für euch der Seedespot werden, so ist die letzte europäische Freiheit hin. Ihr werdet untergehen durch keinen, als durch euch selbst, wenn ihr euch nicht bessern könnt; die Zeit eures Adels und eurer Bürgerkraft scheint für immer vergangen. Gemeine Verachtung des Edelsten, Schätzung aller Dinge nach dem Golde, Würdigung der Nationen nach den Reichthümern, Niedertretung der Armuth und Uebermuth eurer Nabobs sprechen euer Todesurtheil. Ein Volk, welches das Schönste und Größte verachtet, wenn

es von einem fremden Volke kam, welches, aller Zucht unverbesserlich, nur in Altengland das Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet, ein Volk endlich, das selbst nichts Geniaлisches mehr erfinden und erschaffen kann, sondern geizig und klein wie ein Kaufmann zur Prahlerei aufschichtet und aufstellt, was größere Väter erfanden und erschufen — wenn ein solches verstocktes und verhärtetes Volk nicht knechtisch und gemein wird, wie es die Dinge und die Menschen knechtisch und gemein ansieht und würdigt, so trügen alle historische Zeichen. Noch seyd ihr mehr eine Nation, als wir meisten andern, aber wie lange? Doch so groß waret ihr, daß der Fall eurer Ruinen die Erde erschüttern wird.

Die Welt sieht mit Angst und Sorge auf den jetzigen Kampf. England fällt nicht durch Krieg, es fällt durch Laster und Verbrechen, wie die meisten Nationen. Stolze Insulaner, wann kein Nabob mehr zinsbar zu machen, kein Land mehr zu plündern ist, wenn bei euch selbst mehr käufliche Bürger, als Käufer seyn werden, wenn für die alte Konstitution keine

freie Stimme mehr ertönt und elende Sklaven ohne Ehre und Vaterland ihr Brittannia rule the wawes mit heiseren Kehlen brüllen — dann auf euch selbst, auf eure eigne Schande und auf selbstgemachtes Elend zurückgeworfen — dann erkennt ihr euch ergrimmt und seyd zu schwach für die vergangene Herrlichkeit wieder aufzustehen. Dann ist Brittannia dahin und wirklich gefallen. Aber dann ist auch die Epoche da, daß sie künftig in sich selbst wieder werden kann.

Die Franzosen. Müssen einem die Thoren doch immer begegnen, auf den Jahrmärkten und auf den Landstraßen. Von jeher habe ich nicht gern viel mit ihnen zu thun gehabt und nun besetzen sie alle Zugänge und Wege der Geschichte so breit und übermüthig, daß man nicht einen Schritt thun kann, ohne auf sie zu stoßen. Und doch haben sie so viel Närrisches und Liebenswürdiges, daß es schwer ist, alles Schlimme von ihnen zu sagen, was sie durch ihre Thorenstreiche über uns und unsere Enkel gebracht haben. Es ist wunderlich, daß ein Volk, welches selbst nie gedacht hat, den

Leuten so viel zu denken giebt. Die Sache der Franzosen von ihrer ernsthaften Seite scheint lange abgemacht, aber immer noch sind eine Menge Thorenköpfe, die wieder von vorne anfangen und sich stellen, als wenn aus Narren nie klug zu werden wäre! Man hat von beiden Seiten gesündigt und geirrt und in der ersten Trunkenheit der Revolutionszeit war das verzeihlich. Die Noth und die Nähe jener denkwürdigen Begebenheit konnte wohl alles Alte und Vergangene vergessen machen. Der erste Taumel machte Graubärte kindisch und manches weise Haupt unweise in Urtheil und That. Aber funfzehn Jahre der wunderbarsten Wechsel haben die Köpfe wieder abkühlen können, und wenn seitdem die Besonnenheit noch nicht wiedergekommen ist, für den ist alle Warnung und Besserung durch Geschichte verloren.

Die Franzosen haben uns andere Europäer von jeher zum Besten gehabt und wir sind genug Kinder gewesen, uns von ihnen äffen zu lassen. Schimmer und Glanz und alle jene äußeren Scheine der Dinge, wodurch man täuscht und verwirrt, warf dieses Volk immer

von sich, und ehe es selbst noch gebildet war, machte es den Nachbaren weiß, bei ihm sey alles besser, anmuthiger und geschmackvoller, als drüben. Diese Klagen führen Italiäner und Teutsche des funfzehnten, sechszehnten Jahrhunderts zu einer Zeit, als beide viel weiter waren, als jene. Was ein Franzos hatte oder zu haben glaubte, wußte er von jeher geltend zu machen — der nächste und leichteste Weg zur Herrschaft. Endlich kam die Epoche Ludwigs des Vierzehnten, wo, was man seitdem höchste und feinste europäische Bildung nannte, bis zum höchsten Glanz des Aeußeren abgeschliffen ward und mit großen Männern und Thaten zugleich das übrige Europa bethörte. Was französischer Herrschaft durch die Waffen damals noch nicht gelang, das gelang ihr durch Geschmack und Mode, welche ihre Sprache und ihre Sitten zu den allgemeinen für alle gebildete Europäer machten. Was an der Seine leicht, zart, liebenswürdig und natürlich hieß, sollte es auch an der Themse, Donau, Weichsel und Newa seyn und albern und närrisch genug machten die Nordländer die Kindereien und

Thorenspiele der ewigen Kinder nach und verdarben in einer Unnatur und Aefferei, die bei ihnen nie heimisch werden konnte, ihre alten Tugenden und ihre Sprachen, die aus alten Tugenden hätten gebildet werden sollen. Eine Bildung, die von Anfang an aus dem Nichts der Lüge und Verdorbenheit entsprang, die auf den Stelzfüßen einer falschen Empfindung und einer ehrlosen Ehre in der Kunst einhertrottirte, sollte auch die der besseren Europäer werden und ist es zu unserm allgemeinen Unheil geworden. Das Unkraut hatte tief gewurzelt, selbst bei den Nationen, die in aller edleren Bildung den Franzosen Jahrhunderte voraus gewesen waren. Endlich fingen die Europäer an sich zu besinnen, und der Thorheit inne zu werden. Jeder suchte nach dem Eigenen und wollte das Fremde nur aus der Entfernung auf sich wirken und an sich bilden lassen; da ging ein neues Schauspiel an der Seine auf, das sich so wunderbar entwickelt und gewandt hat, daß wir noch einmal haben in das Franzosenspiel hinein müssen, und diesmal viel ernsthafter, als das Jahrhundert vorher.

Für dieses fürchterliche Spiel an der Seine können die Franzosen nicht mehr, als die Kamtschadalen dafür können, daß ihnen auf einer Eisscholle eine Heerde weißer Bären antreibt. Es war etwas durchaus Zufälliges, daß die Sünden mehrerer Regierungen, die ausgelassenste Verruchtheit des wildesten Aristokratismus, die mit dem Schweiß und Blut des Volks spielte, und die sorglosesete und leerste Schwäche, die für die Gegenwart rathen und helfen sollte, so schneidend und verwirrt zusammentrafen, daß die Dinge sich nicht mehr schienen tragen zu können. Ohnmacht und Schlaffheit des Regenten und seiner Räthe ließen sich überdies mitgehen, ehe noch ein Strom da war, welcher trieb. So hatte der hülflose Zustand des Alten sich offenbart, ehe noch an Neues gedacht war. Erst als das Alte im vollen Zusammenstürzen war, da kam das Neue, da kamen die Neuen zur Herrschaft, aber wahrlich nicht mit den vorbereiteten und lange ausgeheckten Planen, mit den tiefen Entwürfen des Ehrgeizes und der Bosheit, welche die meisten Beschreiber und Beurtheiler dieser denkwürdigen Zeit so klug zu erzählen wissen.

Mir sind die ersten Jahre der Revolution frisch und lebendig, als wären sie heute. Der Geist der Gährung und Bewegung jener Zeit war unendlich und unendlich daher die Begeisterung und Theilnahme drinnen und draußen. Wie viele waren wohl in jenem Sturm und Wogenschwall, die sich bewußt waren, was sie thaten oder litten? in wie vielen Augenblicken folgten wohl auch die Schlauesten und Besonnensten mehr nothwendigen äußeren Stößen, als festen Planen und bestimmten Trieben? Es erklärt sich dies auch aus dem Worte Revolution. Wo alles in Umkehrung und Gährung ist, da kann man unter den Verwirrten, Erschrockenen, Erstaunten und Begeisterten wohl nicht der einzige Kalte und Nüchterne seyn wollen. Ja man kann es gar nicht seyn, sobald man sich das Ganze lebendig denkt, wie es war, nicht todt, wie unsere todten Schreiber es erst todtschlugen und hintenher bewiesen, daß es so war.

Als nun alles Alte lag oder fallen sollte durch Feigheit und Verzweiflung der Regierung und durch Kühnheit und Enthusiasmus der Stürmer, da entwickelten sich nach und nach die hochfliegen=

den kosmopolitischen und metaphysischen Ideen und Hoffnungen daran oder, richtiger, setzten sich mit an und wirbelten in dem wilden Strudel rund, der nun in voller Bewegung sich fortwälzte. Aber unwidersprechlich beweisen diese Wünsche, Hoffnungen und Plane derer in und außer dem Rathe, in und außer Frankreich, daß es um das bischen politischen europäischen Verstand und um die Kenntniß von dem vorigen Frankreich sehr schlecht aussah. Denn entweder war durch einen Zauber, wie man seines gleichen noch nie gesehen, alles Alte plötzlich Lüge geworden oder das Neue mußte dem Alten ähnlicher werden, als man es wollte und verkündete. Solche Tugenden und Menschenwürde und Edelmuth, worauf man das Gebäude der ersten Revolution bauete und worauf ein so lockeres Ding allein stehen konnte, waren immer sehr selten und in dem Lande, wo sie noch jüngst ganz verrufen waren, sollten sie nun mit einem Male durch einzelne Ideen und durch den mächtigen Reitz bloßer Wortklänge geschaffen seyn? Viele Enthusiasten verkündigten sie und glaubten, aber weise und erfahrne Männer kopfschüttelten und dies Kopf-

schütteln machte vielen Guten bange. Mitten in dem wilden Wahn der bethörten Menge, mitten unter den schönen Namen von Freiheit und Gleichheit und Verbrüderung, mitten unter der Ausrufung von Menschenrechten und der menschlichen Erklärung, nie wieder einen Eroberungskrieg führen zu wollen, erinnerten fromme und gescheute Männer an das Urtheil der weisesten und verständigsten Franzosen über ihr eigenes Volk und konnten nur das nicht begreifen, wie der sonderbare Taumel bei einem solchen Volke so lange aushielt.

Ich lasse es mir daher nicht nehmen, daß die ersten Jahre der Revolution wirklich ein höherer und enthusiastischer Geist im Volke war, daß viele entschlossen waren und hofften, es werde und solle eine bessere und glücklichere Verfassung aus dem Chaos der Verwirrung und dem Kampf so mancher Ideen hervorgehen. Ich glaube auch, daß wenn so viel Verstand und Güte unter den Rathenden und Herrschenden gewesen wäre, als Begeisterung und Schwärmerei, es hätte damals etwas Würdiges können gemacht werden. Man dachte aber nicht an Solons weise Gesetzgeberregel Nicht das Be=

ste, sondern das Möglichgute und die Befestigung und Erhaltung einer würdigen Konstitution blieb dem gallischen Glück überlassen, das immer viel Wind geführt hat. Da waren keine Staatskräfte gewogen, sich durch Druck im Gleichgewicht zu halten, da war das Böse nicht genug berechnet, was unter einem so verdorbenen Volke sich bald rühren mußte, da hatte man nicht genug an französische Leichtfertigkeit gedacht, an den Sinn dieser Menschen, der das Heiligste und Größte leicht wie Mode behandelt. — Alles dies hatte man vergessen und es ging auch darnach. Einige Jahre später schwamm das unglückliche Frankreich im Blut und das betrogene, in seinen Wünschen und Hoffnungen betrogene Europa dachte an die ewige Wahrheit Montesquieu's: die Franzosen thun die albernen Dinge ernsthaft und die ernsthaften albern. Das Volk hatte seine Würde und sein Glück eingebüßt und rasete drinnen und draußen. Man begriff, das Ganze sey noch nichts weiter als ein Spiel, ja ein Vorspiel einer fürchterlichen Tragödie gewesen und die Franzosen haben eine ernste Sache zu sehr

als Gaukler und eine Gaukelei zu ernsthaft getrieben. So war man verwundert und erstaunt, ob es noch dasselbe Volk, dieselbe Begebenheit, dasselbe Zeitalter sey, als man plötzlich alles verändert und verwandelt sah.

Aber wirklich es blieb immer dasselbe Spiel. Nur daß die Zeitgenossen solches Spiel nicht kannten, daß die Franzosen unklug selbst nicht wußten, wohin es mit ihnen laufen würde, das war beiden zu verzeihen. Der Geist des Bösen, der so reichlich in allen Revolutionen ist und aus so wenigen wirklich das Große und Gute kommen läßt, begann nach einigen Jahren zu herrschen und herrschte bis 1795 wüthend. Er fuhr in das große Volk und versteckte sich hinter eine Masse von Millionen. Nachdem Thron, Adel und Priesterthum und der Bau der ersten losen Konstitution mit allem Alten gestürzt und vernichtet war, da machte die Revolution das Volk zum Herrn, jenes Ungeheuer, das immer zu viel und zu wenig Bewegung hat, das zuweilen mit hunderttausend Armen alles umwirft, zuweilen mit hunderttausend Füßen nur kriecht. Es ist unmöglich, aus jener abscheulichen Zeit

Licht und Klarheit zu finden und Schuld und Unschuld aus einander zu flechten und zu enträthseln. Solche Epochen klärt keine Geschichte auf. Wahn und Absicht, Schwärmerei und Bosheit, Zufall und Plan, Heroismus und Niederträchtigkeit liegen einander oft so nahe, daß nur ein Gott das Urtheil sprechen möchte. Robespierre und Orleans, Condorcet und Danton, Lyon und Nantes, Vendée und Avignon, ich überspringe eure schwarzen Schicksale und Leichen und fliehe mit der athemlos blutigen Zeit unaufhaltsam vorwärts, welche unter solchem Grausen und Unheil sich selbst entrinnen möchte, wenn sie könnte.

Man war draußen siegreich gegen alle Feinde und machte Eroberungen. Drinnen waren alle Kräfte noch frisch und bewegt, doch nach den blutigen Erschütterungen und Zuckungen schien das Volk besonnener und kälter geworden zu seyn; denn daß ein Volk in einer solchen Revolution wirklich milder und menschlicher geworden sey, glaubten selbst die frommen Thoren nicht mehr, welche ihren Anfang und alle ihre schönen Hoffnungen mit heißen Thränen der Liebe und Be-

geisterung empfangen hatten. Das Volk von fünf und zwanzig Millionen Menschen war siegreich, noch nie hatten die herrlichen Worte Freiheit, Gleichheit, Republik geschwiegen, selbst die tollsten Henkersknechte hatten sie im Munde geführt — man mußte der großen Nation, wie sie sich selbst nannte, doch etwas vormachen. Endlich erschien die Konstitution des dritten Jahres und zwei Räthe und fünf Direktoren repräsentirten und regierten die Franzosen. Hier, wie bei den früheren, hatte man es bei der exekutiven Macht versehen. Eifersüchtig hatte man ihr nicht die vollen Zügel der Herrschaft gegeben, das edle und würdige Volk sollte, schien es, sich selbst lenken und nur leicht geführt werden. Es war in der Konstitution durchaus kein Eingreifen der lebendigen Kräfte in einander und wo die Macht immer gewaltig aufdrücken soll, grade da fehlte sie am meisten. Doch auch so schob sich das Ding durch einige Jahre so hin. Talente, List und Gewalt Einzelner ersetzten, was allen fehlte, und zwei, drei schlaue Menschen regierten und beherrschten Frankreich, das sich nun leichter regieren ließ,

denn des Blutes und des Revolutionsbeils war man satt. In diese Zeit fällt der Glanz der Thaten Pichegrüs, Jourdans, Moreaus und Bonapartes, der Friede zu Campo Formio, die Plünderung der Schweitz und Italiens, die Unterhandlungen zu Rastadt, Bonapartes Zug nach Paris und die Unterdrückung der gemäßigten Parthei, die man die königlichpriesterliche nannte. Glanz war draußen und H–ß, drinnen Verwirrung und Spaltung, Anklagen, wirkliche Gräuel und Missethaten, Beschuldigungen solcher, die auch in der Revolution lagen. Der aufmerksame Betrachter sah leicht, daß alles in Ermattung und Erstarrung unterging, daß Tröpfe und Knechte unter wenigen Schlauköpfen das Volk leiteten, daß die Energie und der Muth der Freiheit hin war; alle die Phänomene, womit alte Freistaaten zu endigen pflegen. Bestechlichkeit, Feigheit, Pomp und Prahlerei mit Formeln und Tönen, die für elende Seelen nichts bedeuten als Trug und Schande. Selbst die Kühnheit zu großen Verbrechen fehlte den Regenten. Das unglückliche Jahr 1799 warf sie meistens ohne Kampf zu Boden und andere

ersetzten ihre Stelle. Selbst der Sieg, der fast von Anfang bei den französischen Fahnen geblieben war, fing an zu schwanken. Die Saat war reif für einen kühnen Ehrgeizigen. Bonaparte und sein Glück verließen Aegypten, wo für sie nichts zu gewinnen war. Die Bajonette der Soldaten entschieden zu St. Cloud über die Herrschaft der Räthe, List und Betrug nahm den Fünfen die Regierung und diejenigen, mit denen man gespielt hatte, zogen mit einer langen Nase ab. Wir haben einen ersten Konsul, einen Konsul auf Lebenszeit bald nach einander gesehen; jetzt herrscht ein Kaiser despotisch über die Franzosen. Es ist alles gut und herrlich, was der Allmächtige gethan hat. Das elende Zeitalter richtet nur nach dem Erfolg. Ich werde unten meine Meinung über den kleinen Korsen sagen, ich habe ihn einige Jahre beobachtet. So viel sage ich leider so frei als wahr, daß von allen den guten Einrichtungen und den vorbereitenden Schritten, welche die Revolution vorwärts gethan hatte, jetzt kaum die Spur und hie und da das todte Gerippe übrig ist. Leider scheint alles nur gewesen zu seyn, damit ein Kaiser

würde. Eine solche Unverschämtheit des offensten Despotismus hätte der Kühnste sich wohl vor zehn Jahren nicht träumen lassen.

Doch wir wollen gestehen, daß wir in Hinsicht der Revolution, ihres Anfanges und Ausgangs alle in Irrthümern gewesen sind, welche erst der Erfolg der letzten Jahre zurecht gesetzt hat. Man hoffte und glaubte mehr, als man durfte. Durch welches Wunder sollte ein ausgeartetes, sklavisches, üppiges Volk plötzlich ein tugendhaftes, freies, mäßiges werden? durch welches Wunder sollte der gallische Wankelmuth sich zu republikanischer Standhaftigkeit, die leichtfertigste Windbeutelei zu edlem Ernst umbilden? In der Mitte der fürchterlichen Revolution, wo alle Bande alter Zucht und Ordnung rissen und noch keine neue hielten, sollte dies alles geworden seyn? Man glaubte zu sehen, was man wünschte, und deutete politische Ideen und schön klingende Worte für Gesetze und Thaten. Mit Worten und Ideen betrogen die edlen Franzosen sich selbst und glaubten, alles sey fertig, als das unendliche Böse der Revolution anfing zu herrschen und sie zuerst mit den Ruinen ihrer

Hoffnungen und Konstitutionsträume begrub. Die Revolution ward nun ein gefräßiges Ungeheuer, welches hungrig sich selbst verschlang, bis es im Würgen ermattete. Die besseren Köpfe, die edleren Herzen waren zerstört, der elende Ausschuß aller Partheien war übrig, ein mittelmäßiges Sklavengeschlecht, das weder zu begeistern, noch zu herrschen wußte. Man gab dem Einen die Zügel ohne Streit und er hält sie tüchtig und läßt seine Knechte naiv gestehen, Frankreich tauge nur für eine despotische Verfassung.

Wie die Sachen stehen, könnte ich dem Korsen fast Recht geben. Es war die windigste Hoffnung, welche die vollste Bethörung unsers Zeitalters beweist, zu meinen, die, welche elende Sklaven gewesen, können durch Wortklänge plötzlich würdige Freie werden. Auch hat die Revolution nichts Edleres offenbart, als die Zeit hatte, vielen geistigen Rausch, leeren Wortklang und thörigten Gebrauch fremder Thaten und alter historischer Erinnerungen, die dieser Nation so fremd waren, als mir das Wandeln im Monde. Wo und wann erschien stille Kraft, verständige Mäßigung, ruhige Bürgertugend,

woraus die edleren Verfassungen werden und sich erhalten? Viel Lebendigkeit und Beweglichkeit, eine unendliche Elasticität, aber keine Energie. Indessen wie man das Gute allmälig schlecht macht, so hätte man das Schlechte allmälig gut machen können. Viel Elend hatte die Revolution gebracht absichtlich und zufällig, viel Böses war geschehen, durch blutigen Zwang waren die Menschen geduldig und bildsam geworden. Das waren Vorarbeiten für einen Weisen und Guten. Auch hatte eine Zeit von zehen Jahren Lehren genug gegeben. Der Weise und Gute hat keiner seyn wollen, zu einer besseren Verfassung, zu einer edleren Gesinnung hat keiner das Volk bereiten und führen wollen. Tausende griffen zu, niedrig über Sklaven zu herrschen, der Schlaueste und Kühnste ist allein Herr geblieben.

Man beruft sich auf die Siege der Franzosen, um zu beweisen, daß Tugend und Kraft unter dem Volke war. Man muß sich denn immer auf die traurigen und thierischen Anomalien der Menschennatur berufen, um etwas zu beweisen, das nicht darin liegt? Grade für den

Krieg arbeitet eine Revolution am besten. Man hätte alte Lehren der Geschichte nicht so schnell vergessen sollen. Des Geistes und Rausches entwickelte auch diese Revolution genug, um plötzliche und rasche Aufloderungen des Enthusiasmus und Heroismus hervorzubringen. Der Krieg hat mit schnellen Entschlüssen und Thaten zu thun, in Stunden geschehen seine Werke; zu solchen Werken hatte die Zeit Begeisterung. Unglück und Thorheiten der Verbündeten, falsche Freundschaft, kleiner Geitz der Ländersucht bei Einzelnen standen dem französischen Muthe trefflich bei. Und welche Hülfsmittel, die man gebrauchen konnte und die den andern fehlten! Die Wunder, die man gemacht hat, verschwinden und Frankreichs Siege werden leider nur zu natürliche Begebenheiten. Die Männer eines Volks von fünf und zwanzig Millionen Menschen fechten gegen mehrere schlecht verbundene Heere, von Einem Sinn, von Einem Gefühl belebt, daß man sie unterjochen will. Was noch Nationales in ihnen gewesen, was neu hineingekommen war, erwachte, sie fühlten sich. Die ersten Jahre schlugen sie mit Arbeit, die

folgenden war der Krieg ein Spiel, denn ihre Vortheile waren zu groß. Wohin sie kamen, pflanzten sie die Freiheitsbäume und ließen die neuen Brüder die Kriegskosten bezahlen; ohne Achtung für alte Ordnung und Herkommen des Anstandes unter gesitteten Nationen war recht, was ihnen nützlich war und keine Hindernisse, die in den Verhältnissen und Verfassungen der Völker, die in der heiligen Scheu alter Sitte lagen, hielten sie auf. Ich weise auf Holland, Teutschland, die Schweitz und Italien hin, wie man Freiheitsbäume pflanzte, plünderte, requirirte, Verträge schloß und brach nach Gefallen. So ließen sich Hunderttausende füttern, kleiden, bewaffnen und die Vampirn von Kommissarien und Feldherren konnten noch Millionen über die Alpen und den Rhein schicken. Dazu die jüngste und frischeste Kraft, welche anführte und den Sieg gebot; jeder fand die Stelle, wozu Genie und Kühnheit ihn riefen. Bei den Feinden hingegen alles nach alter Weise, selbst nach Jahren von Unfällen konnten sie nicht klug werden. Sie voll Formeln und Vorschriften, mit dem langsamen Schlendrian des Herkom-

mens gegen revolutionäre Heere, von tausend Köpfen hin und her gedreht, mit aller Unbehülflichkeit alter Ordnung, für welche sie ja eben fechten sollten, mit Feldherren, die nur durch graue Köpfe merkwürdig waren, ohne allen Geist, solcher geistigen Gewalt der Feinde entgegen zu wirken. Auch sind sie wie Stöcke und Steine hingestolpert; denn wer durch die Zeit nicht lernen will, der muß büßen. — Man rufe mir also nicht über wunderbare Tapferkeit der Franzosen, man rufe lieber über wunderbare Dummheit und Unbehülflichkeit ihrer Gegner, über völlige Geistlosigkeit derer, die gegen Begeisterte fechten sollten. Ich mag unsre Klaglieder nicht breiter absingen.

Ihr also seyd das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und die Herren anderer seyn, ihr die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden seyd, der euch durch keine edleren Künste beherrscht, als durch gemeine List und prunkende Aefferei? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für

Gold feil haben, groß ist, so sind wenig größere Völker gewesen. Wenn aber Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menschen und das Volk groß machen, so sagt euch selbst, wie klein ihr seyd. Führt mich hin, wo ihr gewesen seyd, heißt mich euch nachtreten, wo ihr seyd — ist die Pest und der Hunger nicht mild gegen das Elend, was ihr bringt? Ist die Grausamkeit des Barbaren nicht sanft gegen die eurige, die sich nicht schämt mit den Worten Humanität und Edelmuth auszustehen, wenn sie etwas Schlimmes thun will? — Und seyd ihr vielleicht in den edleren Künsten und Wissenschaften so groß, daß es ein Glück wäre für die übrigen Europäer von euch unterjocht zu werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und sich eines gebildeten und schöneren Lebens zu freuen? Ich sehe hier so viel nicht von euch zu gewinnen. Ihr seyd so leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Aefferei ist eure ganze Bildung hervorgegangen und hat vor den andern Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firniß und die Abglättung voraus. In der Mitte Europens seyd ihr eine Art Mitteldinger geworden

und von jeher fehlte euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüthes, ihr schwammet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden und waret euch immer eures Mangels und eurer Nacktheit bewußt; daher eure Windbeutelei, euer schaaler Spott und Spaß mit dem Ernstesten und Heiligsten von jeher; daher die Unmöglichkeit euch der vollen Genialität hinzugeben, weil euer sündliches Krüppelwesen euch nie vergessen läßt, wer ihr seyd. Bewußtseyn der Sünde und Verdorbenheit drückt euch schwer in euren Kunstwerken und darum läuft der Affe dadurch, der seine Gebehrde verstellt, nicht der freie Mensch, der in Schuld und Unschuld sich hinzustellen wagt. So ist der Karakter eurer Kunst, so tritt euer zierliches Leben hin — nichts als leerer Schein, nichts als der sündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchen der unverdorbene Mensch sich mit Abscheu und Schrecken wegwendet. Ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach euch zu bessern, zu gebildet eures Unheils inne zu werden, tretet ihr stolz hin und krähet uns andern mit einer beispiellosen Unver-

schämtheit vor, daß wir ungeschliffene Gesellen und Barbaren sind. Leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel, das schwatzt, wo andere fühlen, das hüpft, wo andere stehen, das sich einbildet zu seyn, wo andere sind — ihr habt vielen schönen Schein, aber den wir fliehen müssen, weil er ohne Wirklichkeiten ist. Ein Volk, das alle Tugenden in bloße Worte überspielt, das sich, wo andere Völker haben, empfinden, genießen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein so wunderbar bethörtes und bethörendes Volk als die Franzosen kann keinen frischen, freudigen Stock auf die Menschheit setzen; es ist zu weit über alle Menschheit hinaus.

Die Republiken.

Ungeheures hab ich erlebt. Ist es ein Wunder, daß die Jugend so alt ist; da in so wenigen Jahren so viel Altes und Junges vergangen ist und noch täglich vergeht? Mit Republiken fing der Lärm an. Vor zehen Jahren, was wollte und was sollte nicht Republik werden? Was an der Seine der neueste Wind und die neueste Mode war, das blies auch sogleich über den Rhein und die Alpen, und dann mußten die Dekorationen der Freiheitsgöttin in Genua und Amsterdam gleich nachgestutzt werden. Welchen Unsinn haben wir gesehen in den Freiheitsfarben von dem Rocke der Knaben bis auf die rothen Mützen der Freiheitsbäume? Wie viele Konstitutionen, Gesetzbücher, Konsulten und endlich wie viel Nichts! Von den neuen Republiken ist nichts geblieben, ja die wenigen alten sind von der größten neuen fast alle verschlun-

gen worden, und man endigt jetzt das lange republikanische Trauerspiel mit dem Beweise, daß Republiken nichts taugen. Was durch alte Erinnerung, durch die Ehrfurcht von Jahrhunderten, durch Verdienste um die neuere Bildung, was selbst durch neue Tugend und Weisheit noch heilig war, ist untergegangen. Zeige mir Venedig und Genua und die kleinen italischen Republiken — wo sind sie? zeige mir Polen, zeige mir Holland und die Schweitz, was sind sie? was werden sie seyn? Republiken taugen nicht, große können nicht bestehen, weil wir zu verdorben sind, kleine bestehen nicht, weil sie zu schwach sind. Diese neuen Lehren hat die neueste Zeit erfunden und stellt sie ziemlich öffentlich auf, wenn die eine alte Republik vielleicht zum Nadelgelde der Kaiserinn Josephine angeschlagen wird, die andere einem kaiserlichen Nepoten den Fürstentitel geben muß. Wahr gesagt, die neueste Politik, wo Gewalt für Gerechtigkeit eidlich offen herrscht, hat keine besseren Gründe nöthig; nach solchem Rechte sind alle kleinen Staaten vogelfrei, und so werden sie von den

großen jetzt behandelt. Ich frage euch, die ihr alles verschlingt und unterjocht, warum soll das glückliche Kleine nicht neben dem unglücklichen Großen stehen? welches göttliche und menschliche Recht hat es verrufen, daß es nicht mehr seyn darf? Bis wohin geht denn euer Maaß von Groß und Klein, und wo giebt es überall ein politisches Maaß der Nationen gegen einander, wenn die Gerechtigkeit es nicht hinstellt? Nach Millionen Menschen und Meilen sollte das Höchste doch wohl nicht gewürdigt werden? Staaten wie Venedig, die Schweitz, die vereinigten Niederlande haben in engen Grenzen und mit wenigen Menschen für die Bildung und Veredelung der Welt mehr gewirkt, als manche, die auf ihre Dickleibigkeit gar aufgeblasen sind. Ich will euch die Schweitz zeigen. Diese unbezwungenen Berge gebahren Treue, Redlichkeit und Wahrheit; Freiheitssinn und Mäßigung wehten von hier lange als ein erquickender Wind auf die Nachbarländer und in die schwüle Gewitterluft der Ebnen des Despotismus herab. Glücklich wohnte hier lange ein zahlreiches Geschlecht un-

ter der Obhut des Friedens und seiner stillen Künste und Sitten. Die Fremden haben sich eingedrängt und ihre Pandorenbüchse geöffnet, Ehre, Freiheit, Sicherheit, der letzte Rest helvetischer Tugend ist ausgejagt, in Zwietracht und Zerrüttung schwankt der kleine Staat, von fremder Hand hin und her gestossen, er hat die alte Zuversicht und die ewigen Hoffnungen verloren und wird schwanken, bis der allgemeine Abgrund, woraus keine Erlösung ist, ihn verschlingt. — Die Republik der Niederlande, wie ehrwürdig durch große Thaten und große Tugenden! auch sie hat mit hinein gemußt in den blutigen Wirbel, und wird so lange darin umgetrieben werden, bis sie zu gleicher Knechtschaft mit dem Uebrigen reif ist. Man spotte mir nicht über die Holländer und das Kleinliche und Unscheinbare, was sie von jeher an sich trugen. Sie bildeten einst einen herrlichen Staat und sind noch jetzt vor den meisten, die nur über sie lachen können, durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Arbeitsamkeit eines besseren Schicksals werth, als was sie haben. Ich liebe dies Volk, weil

ich kein gleicheres und gerechteres unter den Europäern kenne, keines, das durch Arbeitsamkeit, Häuslichkeit und Industrie so sehr nach Freiheit strebte und sie so sehr verdiente, als dieses. Ihre Thaten und Werke liegen vor uns. Aeltestens schon sind die Sümpfe und Marschen der Nordsee Sitze der Freiheit und des Fleißes gewesen und die arme Natur hat durch die Kunst der Menschenhände gehorchen und reich werden müssen. Die Muster und Bilder freier Männer und Fürsten sind hier gebohren, ewige Thaten des Heroismus kann jeder vaterländische Erdkloß bezeugen. Ja nennt mir eine Wissenschaft, eine Kunst, worin diese Republikaner nicht große Genien gezeugt hätten: Und dies alles so gleichgültig, so unwürdig vergangen und vergessen? Müssen wir nicht glauben, daß unsre Zeit sehr reich ist, die so vieles schnell verdirbt, was langsam erwuchs und blühte, die so gedankenlos das Alte begräbt, ohne sich einmal umzusehen, ob Neues werde?

Die Fürsten und Edelleute.

Kein Geld, kein teutscher Fürst sprach der alte preußische Friedrich schon. O hättest Du das erleben sollen, alter König, was wir alle sehen und mit erstarrendem Kummer sehen, Du hättest noch wohl schlimmere Worte gesprochen. Freilich schlimm genug war jene altteutsche Krankheit und wenig für die gepriesene Redlichkeit beweisend, worauf wir uns sonst gern etwas einbildeten; aber schlimmer ist alles in unsern Zeiten geworden, und darum ist es so beispiellos schlecht und verrückt gegangen, und wird noch viel schlechter und verrückter gehen. Wahnsinn und Starrsinn hat die Herzen und die Köpfe der Großen und Kleinen ergriffen, bezaubert sehen sie weder vor- noch rückwärts, und in der Mitte größerer Gefahren, als je Völker und Welttheile bedrohten, treiben sie so hin in der alltäglichsten Erbärmlichkeit ohne Bewußtseyn

von Kräften des Widerstandes und der Gegenwehr, welche die Natur weise in jedes Wesen gelegt hat, und welche, edel und frei gebraucht, noch jetzt wirken müssen, wie sie vormals wirkten. Ich weiß die Zeit kaum in der teutschen Geschichte, wo teutsche Fürsten edel und vaterländisch gefühlt, gethan und gelitten haben. Schmutziger Ländergeitz, feige Furcht der Gegenwart, unpatriotische Gleichgültigkeit zeichnet sie seit Jahrhunderten aus, und deswegen ist Teutschland seit Jahrhunderten der Tummelplatz aller Kriege und die Beute der Fremden gewesen. Aber es war doch sonst noch etwas Achtung für das Ganze, es war doch wenigstens ein Verstand des Eigennutzes in ihnen, der zuweilen hervorbrachte, was edlerer Energie ähnlich sah. Blickt auf die letzten zwanzig Jahre, blickt auf die Gegenwart. — Thorheit, Blindheit, Ehrlosigkeit im Angesicht der ganzen Welt. Es gehört dies zu den großen Zeichen der Zeit. Die Fürsten sind nicht besser, als die Zeitgenossen, und es wäre wunderbar, wenn sie es wären.

Wie werden die Fürsten? Man kann es wohl an manchen Stämmen beweisen, daß sie sich ausgebaut haben und nichts mehr als Spreu hervorbringen können. Durch Vermählungen in zwei, drei Familien rund ist die ganze Art zur Ausart geworden und das Mittelmäßige ist zurück geblieben. Und unsrer Fürsten Bildung und Erziehung, welch ein kaltes dürftiges Ding ist sie geworden? Vormals wurden teutsche Fürstenkinder eben auch nicht zu Gelehrten und Weisen erzogen, aber es war doch Sinn in dem Dinge, wie man es mit ihnen trieb. Glanz um sie her, ein steifer Hofstaat, Stolz, Pracht, fürchterliche Triebe in den Dienern, dann zuweilen wildes freudiges Leben, Turniere, Jagden. — Da konnte doch etwas werden, wenn kräftige Natur in dem Buben war, konnte sie doch bestimmt hervorbrechen. Wie treibt man es jetzt? Der Krebs, der die Privatleute verzehrt, ist auch zu den Fürsten durchgedrungen. Man kennt die Halbheit unsrer erbärmlichen neueren Erziehung und Bildung an dem Kastratengeschlecht, was dadurch wird. Mit den Fürsten geht es nicht besser. Da soll dem Kna-

den viel Bescheidenheit, Güte, Humanität ein=geimpft werden, und wird wirklich eingepfropft, wenn solche Tugenden nur durch Manipulation werden könnten. Man möchte die Kinder gern den übrigen Menschen gleich machen, und doch sollen sie bei so närrischer Bildung nach und nach des Fürstlichen inne werden. So sind auch die Instrumente ihrer Bildung, voll von tausend Zwecken und schönen Absichten, voll von ver=welkten Tugenden und morschen Sentenzen, die in der lebendigen Welt nirgends fest werden noch etwas fest halten. Es sind alte gute Hofschranzen mit mittelmäßigen Grundsätzen, vielen französisch zugeschnittenen Maximen und gelernten Tugen=den, die aber, weil sie gelernt sind, Albernheiten gleich sehen; dazu mit einem Haufen von Zier=lichkeit und Steifheit — es sind Professoren und Präceptoren, die alles kennen, nur nicht die Gewalt der wirklichen Welt, die sich mit den be=sten Absichten, die sie vielleicht haben, auch nicht einmal frei um die fürstliche Jugend bewegen. Kurz so werden keine Menschen, und wo nicht ein tüchtiger Mensch geworden ist, da kann kein tüchtiger Fürst werden.

Alle Erziehung ist schwer, weil sie einfach ist. Der verkünstelte und verdorbene Mensch will immer das Vielfache und Künstliche, und weil durch Kunst unmöglich ist, was durch Natur werden soll, so muß die Erziehung auf seinem Wege verunglücken. Das schlechte Ganze ist in den meisten Dingen besser, als das gute oder mittelmäßige Halbe. Dies sollte man auch hier bedenken. Wo mir ein bestimmtes Leben gezeigt wird, wirklich, fest, bedeutungsvoll, sey es sonst noch so schlecht und gemein, da kann sich doch ein Karakter entwickeln. Erzieht also unsre Fürsten ganz fürstlich und abgeschieden von den übrigen Menschen, wie die Alten, oder erzieht sie ganz menschlich — einen Mittelweg giebt es nicht. Laßt den Knaben schon als ein höheres Wesen zwischen Oberhofmeistern und Hofmarschällen durch die Schaaren gebückter Diener gehen; Stolz, Trotz, Eigensinn und Hochsinn, die er einmal brauchen kann, wird sich so vielleicht entwickeln, streng und unbeugsam, aber oft göttlich kühn und groß wird er stehen und herrschen und den Kleinen durch Kühnheit und Hoheit selbst über das Schicksal zu ge-

bieten scheinen: wo etwas ist, wird etwas werden können. Oder wollt ihr human seyn, seyd es ganz, und noch sicherer und liebenswürdiger wird der Fürstenknabe zur Tugend und Menschlichkeit gehen. Zeigt ihm nicht bloß den Schein eines besseren Lebens, sondern laßt ihn seine ganze Wirklichkeit fühlen und genießen; sprecht ihm nicht bloß von Tugenden vor, die man durch kein Sprechen erwirbt, sondern lasset sie ihn im Leben finden. Der Weiseste und Gerechteste nehme ihn in sein Haus und führe ihn in alle Lust und Majestät des lebendigen Lebens ein, ehe sie den Pomp und die Majestät der fürstlichen und königlichen Hoheit kennen. In größter Freiheit, die ihre Bildung haben kann, wird alles Gemeine und Schlechte des Lebens, das keinem Menschen natürlich ist, sich ihm nicht anhängen können. In den freiesten Uebungen, in den frischesten Gefühlen der edelsten Dinge wird alles Menschliche sich herrlich in ihm entfalten, und wann er nun hinübergetreten ist zur glänzenden Sonnenbahn seiner Bestimmung auf Erden, wie wird er alle menschlichen und irdischen

Kräfte mäßig und tapfer wägen und halten können, wie wird er fest, verständig und gerecht die Zügel von Hunderttausenden fassen und lenken, wie wird eine unsichtbare Weisheit, eine Beständigkeit, die sich nur durch die Wirklichkeit lernt, in Glück und Unglück ihn sicher und edel führen, wie wird ein tieferer Geist des Verständnisses und der Weißagung im Angesicht ihrer Völker und ihres Zeitalters sie vermeiden lehren, was Schande und Unheil bringt! Ueber das Glück sind endlich nur die Götter die Herren und die ewige Zeit; aber nichts Unwürdiges thun noch leiden können, ist fürstlich — und ist diese fürstliche Tugend so gemein?

Oft habe ich mich gewundert, wie die heilige Natur wahr und recht ist und so vieles noch leidlich zurechtschiebt, was Menschen absichtlich und überklug verrückt haben. Kein größeres Wunder aber kenne ich, als daß die Fürsten bei allen den scheußlichen Hänselungen und Experimenten, die man seit der Wiege mit ihnen vorhat, doch noch so leidlich gerathen. Wären nur die Menschen, die sie umgeben, besser und tüchtiger! wäre überall nur ein Sinn in den

Leuten, meinetwegen ein Sinn des Bösen! wahrlich Manches würde besser und rascher gehen, als es thut. Aber die elende Halbheit in Tugenden und Lastern, die kümmerliche Pfuscherei mit kleinlichen Kniffen und Erbärmlichkeiten, welche die politische Spitzbüberei einander so abgelernt hat, daß man keine Mücke mehr darin fängt, der feige und kindische Glaube an eine Klugheit, welche die Welt regieren und überwinden soll — dies alles hat die Welt verdorben und verdirbt und bethört die Fürsten. Man hält sie mit nichts als Mittelmäßigkeit und Schwäche hin und der Kraft, die in ihnen, die in der Welt und der Wirklichkeit liegt, werden sie sich nie recht bewußt, und weil sie an die Gewalt des Truges und der Kunst glauben, so umspinnen sie sich endlich so mit ihren Netzen, daß sie selbst darin verderben, ehe sie begreifen, was ihnen wiederfahren ist. Ich weiß, viele unsrer Fürsten wollen das Gute und Rechte, aber die Tröpfe und Schelme, die staarblinden Führer, die sie umgeben, reißen sie unwillkührlich fort zur Verwirrung und Schmach. So sind in unsern Tagen kleine und große Thronen zusammen-

gestürzt wie Spinnengewebe, die der Wind zusammenwickelt. Man hat aufgehört sich über die unbegreifliche Schnelligkeit des Verderbens, über den kampflosen Tod zu verwundern, weil es das Gewöhnliche geworden ist; aber ist es darum weniger wunderbar? Der Grund so raschen Todes war und wird seyn, weil die festen Säulen aller Staaten, Wahrheit und Redlichkeit, an dem Boden durchgesägt sind, weil man elende Stützen dafür untergebracht hat, die nicht halten können. Flöhe die Wahrheit und Gerechtigkeit auch von der ganzen Erde, in den Brüsten der Könige müßte sie ihren letzten Thron haben, das sind königliche Worte eines Königs. Die Welt und das Leben stehen auf Treue, diese größte und göttlichste Tugend ist dem ganzen Geschlecht so mitgebohren, daß der größte Bösewicht doch nie aufhören kann im Glauben an sie zu handeln. Stellt diese Treue um eure heiligen Personen, ihr Fürsten, und lasset sie rathen, helfen und herrschen, sie ist die einzige unbekannte Majestät, die euch schützt. Durch sie sind kleine Könige und schwache Völker unter drohenden Ruinen oft sicher, öfter siegreich und

herrlich gewesen. Durch List und Untreue hat kein Held und kein Volk lange geherrscht und die größten sind zuletzt durch sie verdorben. Laßt eure Freunde und Räthe die wahrsten und redlichsten Männer seyn, herrscht gerecht und offen und sprecht so vor den Kleinsten und den Größten. Gott hat in die himmlische Wahrheit eine größere Kraft gelegt, als in die Waffen. Verbindet euch mit den Besten und Weisesten, verbindet euch mit eurer Nation in Liebe und Vertrauen. O wir würden die herrlichen Wirkungen davon sehen, wenn viele so da ständen, unbewaffnet bewaffneter, als die jetzt in der elenden Verstrickung der hinterlistigen Lügenpolitik der Zeit sich so mit fortschleppen lassen. Aber wollt ihr Schwächeren seyn wie die Gewaltigen, ungerecht, bübisch, unedel, gewinnsüchtig, so vergeht ihr zuerst durch solche Künste. Sie haben die Macht zur List, euer Schutz könnte nur Wahrheit und Redlichkeit seyn, offene Stirn, freie Stimme gegen schleichendes oder offenes Unrecht. Das Urtheil der Menge würde endlich für euch streiten und die Welt, die sich noch immer der Gerechtigkeit annimmt, wenn der Un-

terdrückte Würde und Muth zeigt. Wenn ihr aber lieber gemein und schlecht seyn wollet, wie jene Allzerstörer und Tyrannen voll Trug und Gewalt, so fallet ihr rettungslos, unbeklagt und unbemerkt durch die Künste, die ihr zu Weltherren erhoben habt.

Teutsche Fürsten und Männer, es giebt viele gute und wackre unter euch für mittelmäßige Zeiten und Geschichten, wenige, die in dem schrecklichen Strudel sich aufrecht halten können, der das Zeitalter und das Vaterland ergriffen hat. Seyd doch lieber unglücklich mit Würde, mit Geist, mit Wahrheit, als mit Lüge und Knechtssinn, der euch eure letzten Waffen gegen den Feind raubt. Alle Gewalt, auch die rasendste, ist etwas Endliches und Vorübergehendes, sie zerbricht gegen das mächtigere Wort und Urtheil der edleren Zeitgenossen. Offenbart das Elend und die Schmach, die keiner so fühlen mußte, als ihr, sprecht sie wahr aus, laut und fürchterlich vor den Ohren der Nation, sprecht und thut frei und edel vor der Nation, und Männer werden sich zu Männern gesellen und die gewak-

te Kraft, wenn sie nicht siegen kann, wird doch edler untergehen, und endlich wachsen aus dem Blute die Rächer. Zeigt dem Volke, daß ihr mit ihm verbunden seyd, daß seine Ehre, sein Glück, seine Liebe auch die eurige ist, und Begeisterung und Rettung wird kommen und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Regentenliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer gemacht, werden mehr als Worte werden.

Ihr hört mich, ihr erstarrt. Dumpfe Gleichgültigkeit, trübe Verzweiflung mit leeren Hoffnungen, mit größeren Wünschen, als Kräften, lähmt euch. Ihr zeigt und wollt nichts Würdiges und könnt nichts Würdiges erschaffen. Die Völker sehen auf euch, dulden und dienen knechtisch, wie ihr regiert, und in gleicher Erschlaffung geht alles ohne Erlösung unter.

Ihr schreiet in eurer Noth zur teutschen Nation, ihr gebehrdet euch, als wenn ihr an eine solche glaubtet. Verbrecher an ihr, ihr habt sie nie geglaubt, sie nie geliebt noch gekannt! Daß keine mehr da ist, daß das letzte gemeinschaftliche Gefühl gemeinschaftlichen Stammes

und gleicher Sprache, daß der Wahn langer Gewohnheit, das heiligste Leben der Völker, erkaltet und ausgestorben ist, es ist euer Werk. Ich will euch die Erinnerungen früherer Zeiten schenken, halte euch nur bei den letzten Jahren fest, wo wir unsre Thorheiten und Schanden noch frisch übersehen können. Teutschlands Fürsten liefen zusammen, vielleicht aus einem Gefühl der Pflicht, viele ohne Noth, es klang: Länder sind zu theilen. Der Sieg begleitete nicht so gemeine Gesinnung, Zwietracht kam unter die Bundsgenossen, das Vaterland rief zu seinen Vertheidigern in der Noth und Gefahr. Die helfen konnten, traten zurück, die andern wurden zertreten; so stand der Bund der Mächtigeren offen mit den Feinden und keine offene Schande brandmarkte die Ehrlosen, sie wagten sich noch als die Befreier aufzustellen, sie, die mit eigener und fremder Ehre feigen Kauf treiben. Man handelte über den Frieden. Von teutschen Fürsten war vielfach die Rede, nie und nirgends vom teutschen Volk. Teutscher Fürsten Ehre und Macht hieß vielfach verletzt, nie und nirgends teutschen Volks. Fremde entschieden

und schlichteten Frieden und Krieg, wie sie wollten, Teutschlands Fürsten reiseten zu Kauf und Verkauf nach Rastadt und Paris, auch die mächtigsten hatten keine Stimme, wo Franzosen und Russen ihr Vaterland vertheilen und verschenken sollten. Nie hatten die Fürsten als eine getrennte Parthei so fern von der Nation gestanden, ja ihr gegenüber gestanden; sie erröthteten nicht im Angesicht eines starken, braven, tapfern Volkes, das sie wie ein unterjochtes behandeln ließen, um den Raub theilen zu können. Sekularisationen, Schenkungen, Vertauschungen, Entschädigungen, Worte, die so leicht durch unsere Reichstagsrecesse und unsere Geschichtbücher klingen, Ungerechtigkeiten und Schanden, desto größer, je öffentlicher ihr seyd, je höhnischer die wenigen Stimmen alteuropäischer und altteutscher Gerechtigkeit, die laut werden wollten, dabei zurückgewiesen wurden, ihr habt das Werk vollendet! Ungerechtigkeit wird aus Ungerechtigkeit, Gewalt aus Gewalt, Schande aus Schande gebohren und mongolisch wird Europa zusammenstürzen in seinen Trümmern.

So standet ihr da und so stehet ihr wie die Krämer, nicht wie die Fürsten, wie die Juden mit dem Seckel, nicht wie die Richter mit der Wage noch wie die Feldherren mit dem Schwerdt. Land habt ihr ungerecht gekauft, ungerecht gewonnen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr träumt. Als Knechte und Sklaven seyd ihr neben den fremden Fürsten gestanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet vor Europa. Wo ist Achtung gegen sie, wo Gemeinsinn und Mitgefühl erschienen? Nirgends in That noch in Wort. Und ihr wollt Enthusiasmus, ihr wollt Geist des Volks in der Gefahr? ihr sprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Führer und Fürsten, ihr, die ihr euch und teutsches Blut und teutsche Ehre sogleich dem Großmogul verkauftet und mit dem Tatarchan ausginget, Teutsche zu vertilgen, wenn durch viel Blut und mehr Schmach einige Quadratmeilen Land zu gewinnen wären. So fliehet zu euren kleinen Hülfen und Künsten, so tragt Teutschlands Feinden euer Gold hin und wetzt für sie eure Schwerdter auf teutsche Schädel. Der Tag

der Rache wird kommen schnell und unvermeidlich und ohne Thränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen.

Und die Edelleute? Die Könige und Fürsten nennen sich oft die ersten Edelleute ihres Volks — diese mögen also sogleich hinter ihnen stehen. Die Natur kennt keine Stammbäume und Genealogien, sie theilt Tugend und Talente nicht nach alten Geschlechtern aus und es ist ein seltener Stern, daß große Väter große Söhne zeugen. Edel und wohl geboren ist nichts, als was die Natur gut gemacht hat. Die größten und wohlthätigsten Menschen waren gewöhnlich die Anfänger ihres Geschlechts und die Geschichte kennt ihre Väter kaum. Durch drei, vier Generationen geht die Natur, wo menschliche Willkühr nicht zwischentritt, im Wechsel; dann sinkt und verdirbt, was gestiegen und herrlich geworden war, und aus dem niedrigsten Staube tritt für das ausgeartete ein kräftigeres Geschlecht ein. Wir kennen den europäischen Adel, wie er entstanden ist; wir wissen, was er ist. In wenigen Ländern ist er durch bessere Einrichtungen und

edleren Ehrgeitz den Besten im Volke an Talenten und Tugenden gleich geworden und hat durch Privilegien und Vorrechte nie so krebsartig und tödtlich wirken können zum Ruin des Ganzen; in den meisten ist nichts so sehr die Ursache der Schwäche des Staats, der Zwietracht zwischen den Bürgern, der Knechtschaft und des Elendes ganzer Klassen. Montesquieu mag beweisen, daß Erbadel mit Erbrechten in Monarchien nothwendig ist, daß Ehre zur Stütze der Thronen mächtiger ist, als Redlichkeit, er mag den Königen Richelieus schändliches Wort in die Ohren flüstern: Und wenn sich ja irgend ein Elender von Biedermann im Volke findet, so müssen sich die Könige hüten ihn zu gebrauchen; mir hat er nichts bewiesen. Auf Gerechtigkeit, nicht auf Phantomen der Einbildung sollen die Staaten gegründet seyn. Weil jene Phantome nicht mehr wirken, darum fallen sie jetzt so schnell. Man kann durch Sophistereien den schwarzen Teufel in der Hölle zu einem Engel des Lichts machen, aber sein Wesen wird nie weiß werden. So hat auch das

Feudalwesen seine Vertheidiger gefunden und der Adel, der in den meisten Ländern darauf ruht. Woher ein so unmenschliches, abentheuerliches Institut in dem Mittelalter entsprang, wie es sich entwickelte und vollendete, das gehört nicht hieher. An seinen Früchten sollt ihr es erkennen. Seht euch um und sagt mir, wie sehen die Länder aus, wo die Herrschaft dieser Barbarei und der Glanz alter Stammbäume am frischesten blüht. Geht nach Kroton, geht nach Kampanien, nach Syrakus und Agrigent, geht von dem Ebro zur Donau und von der Donau zur Weichsel und antwortet mir. Stolze, üppige Herren, feige, arme, entartete Sklaven, die schönsten Länder der Erde kaum halb bebaut und bewohnt. Fragt eure Weisen, fragt die edleren und freieren Pfleger des Ackerbaues, sie werden euch antworten, daß nichts so sehr Schuld ist, als der Feudalismus, daß die halbe Erde wüst liegt und in den fruchtbarsten Reichen Hunderttausende vor dem Hungertode zittern. Dies ist der Tod, woran die meisten Staaten langsam sterben, wo solches Unwesen sich festgesetzt hat, und nichts

hindert ihren freien Athemzug und ihre Bewegung, wie dieses. Bei der Umkehrung des Alten, bei den ungeheuren Anstrengungen und den raschen Bewegungen, welche die neueste Zeit bringt und fordert, giebt nichts so viele Lähmung und Stockung, als diese veraltete Barbarei.

Edelleute, ihr seyd nicht alle in alter Eitelkeit und Thorheit ergraut, es giebt edle und weise Männer unter euch, diese verstehen mich auch in wenigen Worten. Ihr ahndet und fühlt, daß das Alte wirklich veraltet ist und etwas Neues werden wird und soll. Was dahin ist, beweint der Weise kurz, auch wenn es das Beste war; wollt ihr um etwas Unvollkommenes trauren, das im Kinderzustande der Barbarei zufällig entstand, hie und da zufälligen Nutzen hatte, in unsrer Zeit nur wie Pest und Plage wirkt? Laßt fallen was fallen muß und helft durch Arbeiten und Tugenden, die allein ewigen Adel geben, die alternde Welt wieder aus den Ruinen aufrichten.

Und wißt ihr, was ein Feudalritter seyn und thun soll? Ich frage euch, meine teut-

schen Landsleute. Ihr mögt euch dann in die Brust greifen und fragen, mit welchem Rechte ihr hoch- und hochwohlgebohrnen auf euren Schlössern und Freihufen liegt und Vasallen und Frohnpflichtige und Leibeigene zinsbar habt. Ein rechter Edelmann ist die gebohrne Stütze des Throns, alles, was er hat, hat er für den König, für die Ehre, den Glanz, das Leben des Königs, nichts für sich. Mit schlummerlosem Aug' sitze er zu Rath mit dem Herrn und wache gegen den Feind und den Verräther, gewaffnet stehe er mit dem Schwerdte im Felde und an den Stufen des Throns und jauchze für den König sein freies Blut zu verspritzen; in der Noth und im Unglück sey sein Silber und Gold, sein Roß und sein Knappe, sein Vasall und sein Knecht des Königs und er sterbe tausendmal des bittersten und blutigsten Todes, ehe er den König verlasse, ehe er gegen Namen, Ehre, Frieden des Vaterlandes etwas breche, welches ihn öffentlich als einen edlen und ritterlichen Mann gestempelt hat; und wenn allgemeines Unglück und Unheil einreißt, wenn die Knechte fliehen und dienen wollen,

dann schreie der Edelmann seinem Gott und seiner Nation das letzte Wort der Gerechtigkeit zu und sterbe, ehe er in Sklaverei willige.

Habe ich einen Spott gesprochen? Nein, nichts ist der Gesinnung fremder, aus welcher diese Worte kommen. Ich werfe frei den Handschuh hin, er ist geadelt durch ritterlichen Sinn, ich fordere euch heraus, Männer vom freiesten, edelsten Stamm der Germanen — wenn einer tiefer, wenn einer vaterländischer die gegenwärtige Zeit fühlt, so zeihe er mich der Lüge und des Hohns. Ich habe die Gefahr des Vaterlandes, die Noth der Fürsten gesehen. Ohne Räthe, ohne Feldherren, ja ohne Fäuste standen sie da und stehen sie. Wo sind ihre Vertheidiger, wo sind die Edelleute? die Ritter? welcher neue Dienst, welche neue Lehre hat diejenigen von der unerlöslichen Pflicht entbunden, welche grade nicht unter die Fahnen eingezeichnet sind? Kaiser Franz muß nach Ollmütz fliehen. Wo sind seine Magnaten, seine Ritter? Meint ihr etwa die bei Ulm fochten? Wie duldeten es ritterliche Männer ihr Leben nicht auf dem Schlachtfelde zu lassen

oder mit edlen Wunden sich durchzuhauen? wie duldeten sie es so unversehrt vor dem Angesichte des Herrn zu erscheinen? Dachten sie nicht an Leopold, Rittterehre und seinen Tod bei Sempach? Das war ein Herr von Oesterreich. Seine Schlacht war durchbrochen, seine Ritter waren erschlagen, wenige übrige riethen zur Flucht. Der Fürst sprach: „sollt' ich so übel „thun und fliehen, wo so viele tapfre Männer „gefallen sind?" und stürzte sich in den Tod. Es war Geist und Ehre in jener Zeit. Teutsche Edelleute seyd ihr, die ihr den Stern der Ehrenlegion des gallischen Despoten tragt, weil ihr teutsches Blut vergosset? Knechte, die ihr uns zu Knechten machen helft. Doch möchte ich mit goldnen Buchstaben die Namen der Reichsritter schreiben, die vom Badenschen Heere abgingen, weil sie unter Bonaparte nicht fechten wollten. Teutsche Ritter wollt ihr Hannoveraner heißen, ihr Minister und Feldherren? Habt ihr vergessen, wie ihr das Land verließet, wie ihr feig, unklug und rathlos euch einer Handvoll unberittener, unbewaffneter Buben zur Plünderung übergabt? Jetzt

zieht ihr wieder ein und ihr erröthet nicht vor Europa? Die leeren Plätze brauchen doch wohl wieder ihre Lückenbüßer? Wo ist ein Tropfen Bluts eines Einzigen von euch für das Vaterland geflossen? wo hat man in der Noth des Vaterlandes eine Stimme der Gerechtigkeit und des Muthes von euch gehört? wo und wann habt ihr Schmach und Elend mit dem gedrücktesten und geplagtesten hannöverschen Unterthan getheilt? wo waret ihr, als Mortier, Bernadotte und Dürbach und ihre Genossen Hannover durch Redouten und Imperatorenfeste erfreuten? Wer im Unglück nicht mit leiden will, der darf im Glück nicht herrschen. Ich schweige und werde lange schweigen. Wann Gold für Ehre, Besitz für Arbeit, Faulheit für Muth gelten und noch mit Anmaßung und Stolz die unglücklichen und entwürdigten Völker regieren, wenn der Edelmann nicht lieber das größte Unglück, als den kleinsten Schimpf will und duldet, dann ist es Zeit kein Wort mehr vom Adel zu sprechen.

Der Emporgekommene.

Der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß spielt, muß den Gegenwärtigen zu Gericht stehen; gerechter wird ihn die Nachwelt richten.

Ich habe den allmächtigen Mann beobachtet von dem Anfange seiner glorreichen Bahn, denn als eine gewaltige Naturkraft verkündigte er sich in seinen ersten Schlachten: in Worten und Thaten das Tiefe und Gefährliche, wie das Sausen der schwangeren Gewitterwolken, und dann ihre schrecklichen Ausbrüche und Klänge — so trat der kleine Korse auf und erschreckte die verwunderte Welt, die durch Ungeheures, was die Zeit brachte, an Schrecken und Verwunderung gewöhnt war. Er stand bald als der erste unter den gewaltigen Männern, stumm und unerforschlich vor der That, wo er nicht durch Lügen betrügen wollte, rasch

und unerbittlich in ihr wie die lebenzerschneidende Todesparze, pomphaft und klangreich in Worten nach ihrer Vollbringung vielleicht mehr für die Franzosen, als für sich. Schon sah man in dem Wüthenden die Mäßigung, in dem Ehrgeitzigen die Schonung, in dem Listigen den Trug. Als die Bahn gebrochen war in Italien, sicherte kein Wort und Vertrag die schwachen, feigen, rathlosen und zwieträchtigen Fürsten und Republiken seines Vaterlandes vor Plünderung, Verjagung, Umkehrung. Seit dem Sommer 1797 fing er an zu herrschen und auf den schwach gebauten französischen Staat zu drücken, ein bis dahin dunkler Wille und dunkle Hoffnungen schienen ihm klar zu werden, wie das große Schicksal, das in großen Menschen wohnt, halb begeistert, halb bewußt, klar werden kann. Er gab Zeichen von sich und machte Operationen, die für die Sehenden nicht bloß Orakel waren. Der Mann, der als ein Fürst umherzog und sich bewillkommen, am Rhein, in Niederland, in der Schweitz mit Kanonenschüssen bewillkommen ließ — es waren Männer, die eben so

Großes gethan hatten — den Mann, der allenthalben als der Herr zu Knechten sprach, den Mann, der es sich herausnahm, als der einzige Vertheidiger der Republiken und der Freiheit und Gleichheit sich hinzustellen, der seine furchtbaren Hände zu schrecklichen Exilen und Deportationen nach Cayenne und zu unkonstitutionellen Ausstoßungen derer bot, welche man in den Räthen als Freunde des Königthums und des Priesterthums auszeichnete, diesen Enthusiasten, der kein Wort sprach, wann alte Republiken umgestürzt und die Schweitz geplündert werden sollten — diesen, als er genug Instrument gewesen war, hätte man durch einen ewigen Ostracismus verbannen sollen. Man fühlte wohl das nächste Jetzige, aber nicht das nahe Künftige; er selbst fühlte wohl seine Lage. So zog er ins Morgenland, von tausend Menschen und reichen Hoffnungen begleitet. Sein Muth und sein Glück trugen wohl größere Hoffnungen und weite Entwürfe des Ehrgeitzes mit über das Meer. Er spielte in Aegypten, wie er jenseits gespielt hatte; der Schlaue machte sich zu einem halben Mu-

selman, schonte, wo er mußte, fuhr durch, wo er konnte, doch focht er wie ein Europäer. Aber Nelson der Blitz und der rasche Sidney Smith begegneten ihm. Nur einmal hat sein Glück das Meer beherrscht, als er durch hundert englische Schiffe nach Europa zurückfloh.

Der über das Glück, das ihn verlassen hatte, Erbitterte, war mit seinen ersten Feldherren in Zwietracht, mit allen in schlimmer Laune, stolzer und spröder, als ihn die Natur gemacht; nicht sein stolzer Muth, doch seine Plane engten sich hier ein, jenseits erweiterten sie sich. Uebermuth und Unklugheit, Trotz bei Fremden, von keiner hohen Gesinnung unterstützt, hatte in Europa den angefangenen Frieden gebrochen, das Glück des Kriegs hatte sich gewandt, Italien war verloren und fremde Heere bedrohten noch einmal den französischen Boden. Drinnen regierten Schlauköpfe ohne Kraft, riethen und sorgten Tröpfe ohne Ehre und Vaterland, die lose Konstitution wankte, Aufruhr war in den Provinzen, Mismuth in der Hauptstadt, Zwietracht in den Räthen, Un-

gehorsam in den Feldherren, und noch einmal heulten wieder Mord und Guillotine die blutigen Kehlen der Jakobiner als das letzte Rettungsmittel. Viele erschracken und sahen sich nach Hülfe um, und manche Stimmen schalten, daß man die tapfersten Krieger und den raschesten Feldherrn über das Meer geschickt hatte. Der Zustand war schlimm und verwirrt, aber nicht verzweifelt und rettungslos. Frankreich herrschte immer noch auf den Alpen und am Rhein, die Russen zogen ab, die Engländer streckten die Waffen; Hülfsquellen und große Feldherren genug, für das Frankreich, das sich durch die Jahre 1793 und 1794 durchkämpfte, war gar keine Gefahr.

Die elende Regierung war sich ihrer Schuld bewußt, und der Schwäche, die das Verworrene nicht ordnen, das Erzürnte nicht versöhnen konnte; aber wer einmal geherrscht hat, will immer herrschen. Bonaparte floh aus Aegypten und verließ das Heer, andere sagen, er kam gerufen. Die Aerndte war für den kühnen Ehrgeizigen gereift. Er schmiedete

und kabalirte mit den Regierenden, die herrschen wollten. Sieyes, der feige Schlaukopf ohne Würde und Kraft, im Unglück klein, im Glücke niedrig, nie durch That und Wort der Mann der Freiheit und Tugend, was er Europa einmal einbilden wollte, betrog sich selbst, indem er seine Genossen betrügen wollte. Bonaparte stieß ihn den Gestürzten langsamer nach, und seine pedantisch metaphysischen und trügerischen Gaukelworte sind seitdem leise Jesuitenflüsterungen und Knechtsbeugungen geworden. Dieser und Lucian Bonaparte bahnten dem kühnen Soldaten den Weg, die Bajonnette siegten leicht in St. Cloud. Das Volk, welches die Feigen haßte, denen alles für Gold feil war, welches die Tröpfe verachtete, die für sie hatten rathen und regieren sollen, schrie gedankenlos und leichtsinnig dem Korsen ein Hurra. Ein Ding von einer neuen Konstitution — in diesen Zeiten die leichteste und schnellste Arbeit — war schon fertig und ward sogleich ausgerufen, einige Gefährliche schickte man weg und die bequemen Buben und Tröpfe behielt man. Bonaparte war bei dieser neuen Geburt als der

Erste hingetreten, aber war es so verabredet? Man antwortet nein, sondern er betrog Sieyes und erfüllte Lucian das Versprechen nicht. Sie kannten ja den gefährlichen Mann.

Bonaparte ward erster Konsul auf zehen Jahre, und stand als der Erste an der Spitze aller Verwaltung und Regierung zwischen zwei Figuranten und mehreren republikanischen Schaugerüsten, die man theils stehen ließ, theils neu hinstellte; denn etwas wollte das Volk immer noch zum Schein der Blendung haben. Er hatte eine weit größere und eingreifendere Gewalt durch das Gesetz, als die erste Konstitution dem armen König Veto ließ, aber er wußte die Gewalt noch ganz anders zu gebrauchen und fühlte bald, daß er selbst Gesetz seyn könne, das süßeste Gefühl für einen tyrannischen Mann. Seine tiefen Entwürfe waren noch bedeckt, er mußte noch mehr thun, ehe er mehr werden konnte, und rasch that er. Weit und schön war das Feld seiner Kraft geöffnet. Die tolle und schändliche Regierung hatte durch Unklugheit viele Ungeheuer und Ge-

spenster geschaffen, welche das Volk erschreckten. Diese verscheuchte Bonaparte leicht und hieß wohlfeil Wohlthäter und Wiederhersteller. Mäßigung und Energie zerstörten die neue Vendee, milderten den Zwang des öffentlichen Gottesdienstes sogleich, machten die Landstraßen sicherer. Rasch und unaufhaltsam trieb ihn sein Glück nun im Sommer 1800 gegen die Feinde. Was soll ich Unglück und Thorheiten der Fremden wieder erzählen? Desaix und Moreau machten erst den neuen Regenten; Desaix lebte nicht, seine Undankbarkeit zu fühlen, auch Moreau würde Ehrensäulen erhalten haben, wäre er bei Hohenlinden gefallen. Der Friede folgte den Siegen, der schmachvolle teutsche zu Lüneville, der dumme englische zu Amiens. Europa pries und schmeichelte dem Einen gewaltigen Mann; Frankreich haßte, aber bewunderte den ernsten, verschlossenen Italiäner, aber diente desto besser.

Diese neue Verfassung war ganz für den Dienst berechnet und eingerichtet. Verfassung hieß noch immer, was der Wille des Einzigen

gewesen oder was doch mit einem oder zwei Schlauköpfen, die auch nach der Herrschaft strebten, entworfen war. Ich will keine hundertste Kritik dieses Despotenkunstwerks liefern, sondern nur auf seinen Bau hinweisen. Nach dem ersten Konsul, der nun die ganze exekutive Gewalt fast im ganzen Umfange des alten Königthums wieder besaß, steht der erhaltende Senat unabsetzbar und auf Lebenszeit, der gleichsam das Ephorat und die Bewahrung des Heiligthums der Verfassung machen soll. Aber der Herr machte diesen Senat für sich aus den dienstbarsten, feigsten, käuflichsten und listigsten Geistern, die Tapfern und Kühnen brachte er nicht mit hinein; bei der Ergänzung behielt er sich die Präsentation von drei Kandidaten vor, und konnte durch Eingriffe in alle Zweige des Staats selbst die letzte Wahl durch ein Wort lenken. Er hat endlich Gnaden, Pensionen, Senatorerien erfunden, herrliche Mittel in einem goldnen Zeitalter — Die gesetzgebende Macht ist bei dreihundert Gesetzgebern aus den verschiedenen Departements. Wenn die Regierung Gesetze vorgeschlagen hat,

so gehen sie zuerst an das Tribunat, gleichsam einen engeren Ausschuß der gesetzgebenden Gewalt, welches darüber berathschlagt und sie in letzter Instanz vor die Dreihundert bringt. Aber dies sind nichts als elende Popanze, die der Herr selbst nicht anders behandelt hat. Er greift zu tief in die ersten und untersten Bewegungen des ganzen Volkes mit seinen mächtigen Händen ein, als daß hier an irgend eine Freiheit zu denken wäre. Man höre!

Hundert Präfekten und vierhundert Unterpräfekten, alle Leute seiner Schöpfung, schickt der Regent in die verschiedenen Statthalterschaften, die er eingerichtet hat — der Schlaue hat dem schlaueren August etwas abgelernt, der auch noch mit dem Namen Republik spielen mußte. Diese Befehlshaber stehen und fallen durch ihn, er wird die Männer kennen, die er sendet, thätige, wachsame, dienstbare. Mit welchem Gewicht drücken diese schon auf das Volk! wie können sie und die Militärmacht plagen und necken, was sich durch Widerstand und Trotz auf Gesetze gegen die Regierung stel-

len will! Aber diese greift selbst in die innerste Heiligkeit des Volks ein und vernichtet die Freiheit im Keim, wo sie aufgehen soll. Der erste Konsul ernennt in den manchen Kommunen des Staats die 10000 Maires, wodurch die Municipalitäten von ihm abhängig werden; er ernennt zu allen Wahlversammlungen die Präsidenten, welche das Ganze lenken und einleiten, ja er kann zu jedem Wahlcollegium zehn Mitglieder seiner Ehrenlegion schicken. So hat ihm die Verfassung selbst das mächtigste irdische Organ der Herrschaft in die Hände gegeben, das Interesse der Einzelnen und die Möglichkeit, jeden schlimmen Willen derselben durch seine Helfer und Spione zu erfahren. Da von ihm aller Lohn kömmt und vom Volke keiner, so sieht man den Erfolg voraus. Den Soldaten, seine Stärke, bindet er durch die Furcht und Glorie seines Namens, mehr durch neue und große Belohnungen, durch Orden, Lehen und Pensionen an sich. Die Lehen der Ehrenlegion fallen meist den Kriegern zu.

Ein Volk, das unter einer solchen Verfassung noch Freiheit und Würde gezeigt hätte, hätte außerordentliche Tugenden haben müssen; die Franzosen, welche fast gar keine Bürgertugenden hatten, durch die Revolution mehr verloren als gewonnen, mußten noch lange zu besseren Bürgern vorbereitet werden. Wer über Knechte herrschen wollte, konnte kühn anfangen, denn das waren sie bei allem Klang gaukelnder Worte und bei allem Glanz ihrer Siege immer noch gewesen. Bonaparte kannte seine Leute. Offen, wo er es seyn durfte, versteckt, wo er das Künftige noch entfernt sah, geheimnißvoll bei Kleinigkeiten, doppelt wie die Orakel bei großen Dingen, konnte er nur einem so leichtfertigen Volke und Zeitalter etwas vorgaukeln. Immer noch glaubten Manche, er sey der größte Republikaner und Kosmopolit, als er sogar in klaren Worten lange schon das Gegentheil erklärt hatte; ja sogar jetzt noch gaffen viele durch eine Art Behexung seinem Glücke so nach, und meinen, in ihm liege die Erlösung und Befreiung Europas von allem Unheil.

Wenn man ihn der Hinterlist beschuldigt, so zeigt er doch oft Naivetät. Wie naiv erklärte sich der Despot gleich in den ersten Tagen des Konsulats, sicher, daß er vollenden werde, was er durch Glück und Leichtsinn des Volks nicht schwer sah. Was die trefflichsten und größten Menschen als das Größte und Menschlichste dachten, was nie unheilig werden konnte, wenn auch tausend tolle Kehlen von den Tribunen, tausend blutige Hälse auf den Märkten und Gassen es ausgeschrieen hatten, die höchsten Ideen, die menschlichsten Triebe und Wünsche, die heilige Freiheit der Zunge, zu reden, das erhabne Vorrecht der Geister, Kleines und Großes geistig zu messen und begeistert auszusprechen; kurz alles, wofür edle Männer arbeiteten und starben — dies erklärte der kleine General gleich in der Einleitung für Vermessenheit, Tollheit und Verwirrung aller Staaten und alles Glücks der Gesellschaft, und Hunderttausende, welche selbst Jakobinergräuel entschuldigt hatten, fanden es recht, weil es ein bedeutender Mensch sprach. Ueber Staaten und Staatssachen, über Republiken

und Demokratien, über den Pabst und Dalai Lama durfte nicht mehr laut gesprochen werden, geschweige denn über ihn selbst und seine Genossen, das alte Freie ward unterdrückt, das neue Sklavische belohnt. Der Rasche hielt sich nicht auf, er durfte das gerührige Volk, welches noch immer in den Rückschwingungen der Revolutionsbewegung war, nicht zur Stille kommen lassen, er mußte ihm etwas vormachen. Dem elenden Pariser gab er seine alten Spiele und Albernheiten wieder und er war überfroh; dem Volk brachte er Linderung durch schnelle Hülfen, gaukelte ihm aber noch mehr vor, als er that. Die Wiederherstellung der Finanzen, die Ehre und Wiedereinsetzung der Religion, die Beruhigung des Innern, der Friede von außen, die Gesetzgebung und viele andere Dinge, die er gethan und eingerichtet haben sollte in zwei, drei Jahren, da sie sonst nur in zwanzig und dreißig zu werden pflegen, wurden laut ausgerufen und wirkten wahr und unwahr für ihn.

Von den Finanzeinrichtungen ist noch nichts zu sagen, die Noth der Zeit ist vielleicht zu

groß gewesen; denn trotz den reichen Zuflüssen und Tributen fremder Völker sind alle Auflagen und Zölle unter der neuen Regierung gewachsen. — Das Priesterthum hat er eingerichtet, aber wie? frei und groß, wie es das Zeitalter wollte? Nein, klein und geitzig für sich, der Ehrgeitz brauchte das Pfaffenthum und das schlaue Rom fühlte diesem frühe den Puls seines Lebens. Man denkt mit Abscheu an die atheistischen und metaphysischen Gräuel der ersten fünf Jahre der französischen Revolution, an den Druck und die Verachtung aller Religion auch in der folgenden Epoche; aber Bonapartes Werk macht auch keine Freude. Darum war alles Alte so schrecklich und mörderisch umgeworfen, darum das Gute und Heilige mit dem Schlechten und Veralteten zugleich zerstört, damit eine neue Hierarchie würde? Die neue Kirche wäre mit mäßigem Glanz und gebührlicher irdischer Freiheit zufrieden gewesen. Die geängsteten Herzen des Volks wären auch so beruhigt, die Zwietracht im Staate versöhnt und die geistigere Entwickelung auch der Religion, welche die Zeit fordert, hätte nun beschleunigt

werden können; aber Pfaffen haben nie das Edelste gewollt, sie siegten, weil Bonaparte von ihnen etwas wollte. — Die andern Künste des Friedens, die unter ihm mächtige Schritte gemacht haben sollen, ich sehe sie nicht. Mir scheint Bonaparte gar der Mann nicht für das stillere Wirken und die zarteren Künste; doch andere Augen sehen anders. — Die Künste und Wissenschaften — ja da könnte hier nun was gethan werden. Aber hier ist ihr Land nicht, es fehlt ihr erstes Lebensorgan, Freiheit und eine höhere Ehre, als Sterne der Ehrenlegion, Senatorerien und Pensionen geben können. Der Regent achtet sie nur, weil er sie des Zeitalters wegen achten muß. Zur Zeit, als er noch eine Rolle spielen mußte, da hieß er auch der Gelehrte und saß als Mitglied im Nationalinstitut; jetzt weiß man, daß kein Trieb ihn zu Wissenschaften und Künsten zieht. Der Soldat ist ihm das Erste und auch in den Wissenschaften würdigt er alles nur in dieser Hinsicht; der Staat ist ein despotischer Soldatenstaat und in einem solchen geht das Zarteste und Höchste des Menschen nicht auf. Das

menschliche Wort hat keine Freiheit, Kunst und Wissenschaft können nur im reinsten Aetherelement der Freiheit am menschlichsten blühen; hier hängt alles an Einer langen Kette. Die Franzosen haben die Museen, Bibliotheken und Schätze der Fürsten und Völker Europens geplündert und das Beispiel zu einer Inhumanität gegeben, was künftig alle alten und neuen Denkmähler und Reste der Wissenschaften und Künste zerstören wird. Es ist doch nicht unmöglich, daß auch nach Paris einst fremde Heere dringen, dann wird das Schleppen über Meere, Ströme und Berge frisch wieder beginnen. Dieser Vandalismus wie alle Gesetzlosigkeit hat kein Maaß. Aber jetzt sind diese Herrlichkeiten hier und das Herrliche könnte sich an ihnen entzünden und die Franzosen könnten die ersten werden in Kunst und Wissen. Nein hier ist nicht der Ort der Götter, der Bilder und großen Erinnerungen der alten Welt, nicht in dieser Stadt, nicht unter diesem Volke, nicht unter dieser Regierung. Man prunkt und lärmt in Soldatenstaaten mit allem, wie man es in Schlachten und nach Schlachten macht,

aber das Größte und Menschlichste kann nur im Stillen und Gleichen werden. Wo die freieste Beleuchtung der irdischen und himmlischen Dinge, wo der kühne Flug des Geistes ein Verbrechen ist und in den Kerker bringt, wo ein Bild des Herrn, eine Ode auf seine Großthaten das Maaß des Verdienstes und Ruhmes wird, was soll da werden? — Handel, Manufakturen, Industrie — o viele herrliche Verordnungen, Prämien, Ausstellungen und Verkündigungen, alles rasch und frisch, wie der Soldat ficht; aber so werden auch diese nicht. Der Krieg hemmt den Handel; unerschwingliche Auflagen, zahllose Heere, wie sollen dagegen Fabriken aufkommen? — Die Civilgesetzgebung — das ging schnell. Der langsamere Teutsche hätte wohl zehen, zwanzig Jahre auf das gearbeitet, was hier in eben so vielen Monaten werden mußte. Auch wollten viele gescheute Männer im Tribunat sie so noch nicht durchgehen lassen, Manches sollte neu und schärfer geprüft werden. Der Mächtige zürnte und befahl, zwei Drittel desselben wurden unter dem Titel Aufrührer

ausgestoßen und Gesetz ward, was es werden sollte.

Auf diese Art hat der Eine Mann viel gethan und gemacht und wer über ein solches Chaos kömmt, als er es traf, kann auch durch Mittelmäßigkeit und halbe Einrichtungen bei geängsteten und geplagten Menschen Verdienste erwerben und in die Ferne einen hellen Schein werfen. Aber sieht man, daß absichtlich aus kleinen Rücksichten das Halbe und Mittelmäßige gemacht wird, sieht man, daß Eitelkeit und Herrschsucht unaufhaltsam zum Ziele eilen, wo Verstand und Mäßigkeit das Gute langsam vorbereitet und den Enkeln vieles zu vollenden überlassen hätten; sieht man vollends die bewußte Unverschämtheit als trefflich und vollkommen ausrufen, was erbärmlich und kleinlich ist; hört man endlich das heisere Krächzen von tausend und zehntausend besoldeten und hungrigen Schmeichlern, Spionen und Trabanten einer egoistischen Regierung und hallt einem dies auch von der Tiber und Elbe und Donau hier wieder entgegen — so ekelt die Gemeinheit des Einen und der Vielen.

Bonaparte, welchen zuerst das Glück und das dunkle Verhängniß in seiner Brust auf die Bahn setzten, wußte zuletzt klar, wo er war und was er wollte, und weiß es noch; aber was er sollte, was das betrogene Zeitalter von ihm hoffte, wußte er nie. Die Rennbahn war offen, die letzte Palme winkte und kühn und schnell drang der Mächtige zum Ziel. Die letzten vier Jahre liegen vor uns und was in der kleinen Verwickelung der Begebenheiten dunkel ist, wird hell durch die Thaten und Erfolge dessen, der sich als Herr über sie hinausschwingt. Ohne Schonung der Meinung, ohne Rücksichten aller Achtung und Dankbarkeit, ohne Erinnerung früherer Gelübde ist er hindurch gefahren, Wirkliches und Künstliches, Kleines und Großes hat dienen müssen seinen kolossalischen Thron aufzubauen, von welchem er jetzt mit lüsternem Aug' über die schönsten Länder Europens hinausblickt. Besonders merkwürdig sind die sogenannten Verschwörungen gegen seine Person, durch sie sind immer Schritte vorwärts gemacht.

Die erste bedeutende nach vielen und langen dunkeln Gerüchten war die der Höllenmaschine. Diese Geschichte ist wunderlich genug. Die schlauesten und verschlagensten Verbrecher sollen die Maschine eingerichtet haben, sie war mit Toden gefüllt, die Explosion auf Sekunden zu berechnen, man sieht den Konsul kommen, legt die Lunte an, entfernt sich und siehe! troß des Gedränges, das man verursacht haben soll, kömmt der Glückliche, der Liebling Gottes und der Priester, die er wieder gemacht hat, mit seiner Garde aus dem Schuß; als er sicher ist, bricht es los, wirft einige Häuser nieder und zerschmettert einige Unschuldige. Dies sieht wunderähnlich genug aus, und weil die Folgen groß waren, sind Manche so frech gewesen zu behaupten, das Ganze sey eine Veranstaltung der Regierung gewesen. Was soll man glauben? Man verhaftete ein Dutzend elender Bösewichter, die ganz Paris mit Abscheu nannte, mordbefleckte und gebrandmarkte Ungeheuer, das Volk freute sich und glaubte desto leichter. Ein schlechter Bube, vorgeblich unter den Mitverschwornen, ein mit Schande kassirter Kapi-

tän Namens Henriot, gab zwei Männer als die Urheber des Mordplans an, die beiden Italiäner Arena und Ceracchi. Der erste, des Konsuls Landsmann, Waffengefährte bei Toulon und Feind, saß nachher im Rath der Fünfhundert, ein schöner, biederer, beredter Mann, einer der wenigen Reinen und Freien unter Gesindel, die feste Stimme der Gerechtigkeit, das kühne Wort und der heiße Wille für Freiheit. Hätten alle gedacht wie er, nie wäre Bonaparte nach St. Cloud gekommen oder nie von da zurück. Ceracchi war ein gebohrner Römer, berühmt unter den bessern Künstlern, er hatte dem Korsen oft gesagt, daß er ihn hasse, und auf das erniedrigte Italien und die entführten Bilder hingewiesen. Die Männer mochten gefährlich seyn, waren sie schuldig? Ein einziger Zeuge gegen sie infam und überdies nach eigner Angabe mitverschworen, und alter Haß war Beweises genug. Sie wurden mit gemeinen Verbrechern hingerichtet und Henriot lebte. Man machte gewaltigen Lärm, als hätte das Herz des unglücklichen Frankreichs den letzten tödtlichen Stoß empfangen sollen;

Motionen, Insinuationen, Reden, Ausrufungen, Glückwünsche, Pamphlets in Menge. Das theure Leben war in Gefahr gewesen und als sey eine große That von Bonaparte geschehen, machte die dankbare Nation (so hieß es) mit großen neuen Vorrechten den Konsul auf Lebenszeit. Der einzige Carnot sprach zwei freie Worte, welche Worte blieben; doch konnten die Verständigen nicht begreifen, daß ein Leben durch Dekrete sicherer werde. Oder hatten die Leute geglaubt, Gott sey ewiger dadurch geworden, daß Robespierre die Ewigkeit seines Daseyns auf alle Wände mahlen ließ?

Das Jahr 1804 brachte die zweite große Verschwörung und Erfolge, die manchen Tropf erstaunten; der Kluge hatte Bonaparte Schritt vor Schritt folgen können. Der Krieg mit England war wieder ausgebrochen, weil die stolzen Insulaner fühlten, sie hatten sich durch den letzten Frieden in die Hände der Franzosen geliefert. Diesmal wollte Bonaparte ehrlich den Frieden, aber nicht um ihn lange zu halten, sondern sich besser rüsten zu können zu

Englands Verderben. England fühlte die Nothwendigkeit und brach zuerst los. Mitten in diesem Kriege, schon seit dem Ende des Jahres 1803, waren tausendfache Klänge von Verschwörungen und Anzettelungen Englands, von Agenten, Banditen und Mördern in seinem Solde, von Machinationen und Reaktionen der Emigranten, wovon jeder glaubte, so viel er wollte. Endlich im Winter 1804 brach die Verschwörung aus, die man die große nannte. Die Akten liegen vor uns und wir können sie durchsehen, aber klug werden wir daraus nicht. Es ist ein wildes Ding voll Verwirrung, voll Justizsprünge und Gewaltstreiche, voll unerwiesener Beschuldigungen und Anklagen. Da sieht man nichts von den großen Hülfsmitteln, den großen Maschinen, den gewaltigen Zurüstungen, die gemacht seyn sollten, Frankreich und seine Regierung noch einmal unter Ruinen zu begraben. Man muß denken, die Regierung würde solche Beweise vorgelegt haben, wenn sie sie hatte; dies war eben ihr großes Interesse. Als alles geschlossen war, was sah man? Nichts was solcher

Angst und solches Geschreies würdig war. Das Ganze, was man zusammenbrachte, waren ein paar Dutzend Menschen, von denen sogar die Hälfte als ganz unschuldig frei gesprochen ward, und was für Menschen? Abentheurer ohne Kopf und Herz, verdorbene Jünglinge, liederliche Dirnen und einige gemeine Bösewichter — alle ohne Hülfsmittel, Geld und Anhang. Mit diesen warf man große und bedeutende Männer zusammen, um dem Ganzen ein Ansehen zu geben und suchte die wahren oder unwahren Unterhandlungen und Thorenstreiche englischer Agenten an kleinen teutschen Fürstenhöfen auch damit zusammen zu zwingen.

Der erste große Streich war die gewaltsame Ergreifung des Duc d'Enghien im Badenschen, die häßlichste Verletzung des Völkerrechts, die durch den Ausgang ein unauslöschliches Brandmal in Bonapartes Karakter geworden ist. Er und seine Genossen sollten mit an der Spitze des verderblichen Plans gestanden seyn, obgleich auch hier nachher keine Vorbereitungen und Zurüstungen gezeigt werden konnten. Man

schleppte den unglücklichen Prinzen nach Paris, hielt türkisches Gericht über ihn und erschoß ihn nächtlich im Holze von Vincennes. Zugleich verhaftete man in Paris ein paar große Männer, Pichegrü und Moreau, und durch die Journale, durch Generale, Agenten und Helfershelfer der Regierung ward mit den gehässigsten Ankündigungen vor allem Beweise ausgebreitet, sie hätten die Anführer der Gegenrevolution, der Ermordung des ersten Konsuls und der Wiederherstellung der Bourbons seyn sollen. Pichegrü hatte sich als ein Geächteter eingeschlichen, wie er behauptete und Moreau aussagte, um die Ausstreichung von der Emigrantenliste zu erhalten. Schon durch seinen heimlichen Aufenthalt hatte er sein Leben verwirkt. Was fürchtete man von dem Einflusse oder den Aussagen des kühnen Mannes, daß man ihn im Gefängniß erwürgte? — ein Seitenstück zum Grafen Essex im Tower. Die Regierung verminderte den Glauben an ihre Wahrheit, denn daß er sich selbst ermordet hätte, glaubte niemand. Und Moreau, diesen edelsten und glorreichsten aller französischen Feld-

herren, diesen Mann des Volks, wenn es einen Biedermann nennen wollte, diesen Helden Europens behandelte man auf die widersprechende Aussage des verruchtesten Gesindels und einiger verworfener Bösewichter gleich von Anfang wie einen Missethäter und stellte den Großen und Fleckenlosen mit solchem Pöbel zusammen vor die Schranken? Der Mann behauptete sich durch die Wahrheit, man konnte nicht beweisen, daß er mit verächtlichem Gesindel sich überall eingelassen habe zu einer Verschwörung, die wohl gar nicht gewesen war; aber man bewieß ihm, daß er Pichegrü gesprochen habe, indessen ging aus allem hervor, daß Pichegrü übel mit ihm zufrieden gewesen war, von einem Zusammenhang gefährlicher Dinge gar keine Spur. Sein einziges Verbrechen wäre also gewesen, daß er kein Angeber eines Unglücklichen hatte seyn wollen, und da die Richter erklärten, daß sie darauf gar nicht sehen würden, so hätte er ehrenvoll freigesprochen werden müssen. Doch fand die Gerechtigkeit der Richter ein Recht, ihn zu zweijährigem Gefängniß zu verdammen. Sein Tod wäre gewiß ausgesprochen, wenn

sein Feind es hätte wagen dürfen, aber sein Name ließ sich zu laut hören auf Märkten und Gassen und um den Richtpallast und ein Volksaufstand konnte endlich schlimmer werden, als die ganze Verschwörung. Es scheint, man unterhandelte mit ihm. Ihm graute wohl vor einem Besançon, worin Toussaint verschwand, vor Kerkern, worin so viele vergessen werden. Er ging ins Exil, reiste schnell nach Spanien und ist nun in Amerika.

Der Pfeil hatte getroffen. Durch Enghiens Mord hatte Bonaparte die Fürsten erbittert und erschreckt, durch Moreaus Exil den einzigen Mann entfernt, der mit seinen Thaten und Tugenden ihm gegenüber stand und in das heiße Blut seines Ehrgeitzes kaltes Eis goß. Europa verdammte ihn, die Franzosen murrten einige Wochen heimlich, dann war alles vergessen. Er that nun den letzten Schritt und um, wie seine Schreier sagten, sein Leben durch die Majestät unverwundlicher zu machen, ließ er sich erbitten, sich zum Kaiser von Frankreich zu machen. Mit Schriften, Proklamationen, Parallelen der früheren fränki-

schen; teutschen und italiänischen Geschichte machte man zur großen Einweihung Einleitungen, welche viel zu denken gaben. Dies war der zweite Karl der Große, er sollte dessen Thron wieder aufrichten und alte Ungerechtigkeit und altes Glück sollte neue Kühnheit unterstützen. Ja auch das alte Pipinsche und Karlsche Possenspiel ward wiederholt, der heilige Vater in Rom mußte über die beschneyten Alpen reisen, das wieder beglückte französische Volk segnen und seinen großen Führer zum Kaiser heiligen. Welche Aufzüge, welche Possen! welche Reverenzen teutscher Fürsten! welche Einsegnungen von Fahnen und Säbeln durch Priester. Wie die Pariser gelächelt haben! wie die Europäer lachten! Es schien ihnen bloß eine leere Posse. Es war es gar nicht. Ein gewisser dunkler Aberglaube, der in dem Mann liegt, offenbarte sich auch hierin. Es sollte gewiß nicht bloß politisches Possenspiel seyn und wirksam ward es auf die Menge, wirksam für die Priesterherrschaft. Bonaparte, jetzt der erste und treueste Sohn der Kirche hätte sich zu seinen vielen andern Namen fast

den des Frommen verdient; aber was sollte er bei seinem Leben mit dem anfangen? etwas muß man sich auch für den Tod sparen. Den folgenden Sommer zog er nach Italien und setzte sich als Lombardenkönig die eiserne Krone von Monza auf und riß noch einige kleine Republiken in den Abgrund seiner Herrschaft hinein. Man spielte mit dem neuen Kaisernamen bedeutungsvoll, manche Schrecken der Fürsten, manche Winke und Zeichen. — So ist der Krieg wieder ausgebrochen.

Der vollkommene Despotismus ist da, der Name Republik ist verrufen, doch stehen noch einige alte Gerüste, und man komplimentirt noch mit der Konstitution. Es befiehlt das Wort und der Wille des Einen, und er ist fürchterlich durch die Kraft der großen Monarchie und den Kriegsgeist des Volks, den einzigen, den die Republik erschaffen und die Regierung mit Sorge erhalten hat, während alle andern guten Geister verbannt sind. Alles, was des Guten hie und da unter den blutigen Gräueln der Revolution entstanden war, ist nun mit

dem Schlechten zugleich vernichtet, alle geistige und leibliche Freiheit, die nicht dienen will, alle Würdigung der einzelnen Kraft unter dem Gesetze. Diener will man, nicht Bürger. Schlau oder durch einen dunkeln Instinkt, der bei großen Menschen für die Verschmitztheit der Kleinen ist, hat Bonaparte von den Schöpfungen der Revolution behalten, was den Druck und die Bewegung der Regierung schneller und verderblicher macht, aber alles in den Staub getreten, was durch Gesetze in dem Ganzen, was durch Freiheit in dem Einzelnen Hinderniß seyn würde. Nicht das Innere sollte besser werden, es mußte sogar untergehen, wo es hinderte. Aller Geist des Volks, der einmal lebendig war, mußte also von dem Innern abgezogen und auf das Aeußere getrieben werden, denn zur völligen schläfrigen Meeresstille waren die Wellen nach der Revolutionsbrandung nicht sogleich zu bringen. Hier hat Bonaparte die Meisterrolle gespielt und spielt sie noch.

Ich glaube kaum, daß es einem Franzosen, auch dem gewandtesten und liebenswürdig-

sten, so schnell und so gewaltig gelungen wäre mit dem Volke. Bonaparte der Ernste, Strenge und Fürchterliche stand da wie eine fremde Kraft außer dem Volke, wie ein mächtiges Verhängniß, was seiner nicht zu bedürfen schien, aber durch gewaltige Erinnerungen mit ihm zusammenhing. Sie haben bis jetzt noch zu keinem Gefühl auch des Kleinen kommen können, was er an sich trägt; nur die furchtbare Natur, die er darstellt, steht ihnen gegenüber und hält sie bei ihm immer in ernsten und geschlossenen Gefühlen, so daß französische Leichtfertigkeit sich an ihm nicht besinnen kann. Sie hassen ihn, aber sie fürchten ihn; er ist nicht gebohren, von einem irdischen Wesen geliebt zu werden. So hält der Zauber alle Dolche zurück und Schrecken lähmt die Sicherheit der That. Nach dem Sinn des Aberglaubens, der ein wahrer Sinn ist, steht er da wie einer, den Gott gezeichnet hat, kein irdischer Arm darf ihn fällen. Aber er hat auch gearbeitet für die Herrschaft und seine Sicherheit. Bald begeistert und fortgerissen, bald nüchtern und besonnen, immer wachsam und thätig, hat er

auf das Eine hingeschaut. Eine Verbindung durch Liebe und Vertrauen konnte bei einem solchen Mann nicht kommen, er fühlte das durch einen Instinkt. Wie er fern stand von diesen Menschen, stellte er sich noch ferner, aber im Glanze, denn ohne Glanz wird hier das größte Ferne vergessen. Abgeschieden wie ein Gott, ernst und schimmernd stellte er sich hoch über alle, und keine Stufen führen von dem Schemel seines gebückten Sklaven zu seinem kolossalischen Thron. Schimmer der Repräsentation, orientalischer Glanz und Pomp, wie kein europäischer König ihn hatte, Theaterlärm und Wortklang auch bei den kleinsten Dingen, die Menge der Trabanten, Satelliten, Beamten, Generale in voller Glorie der Pracht um sich, er unscheinbar mitten drinnen, wie der dunkle Diamant im Golde. Das wollen die Franzosen. Auch Ludwig der Sechszehnte würde lange geherrscht haben, hätte er blos repräsentiren können. Repräsentation und Eitelkeit ist die ganze Bildung des Franzosen, und durch sie wird er am mächtigsten beherrscht. Auch die Eitelkeit ließ er wieder regieren, und eilte,

den republikanischen Sauerteig von Strenge und Moral auszufegen, wenn hie und da sich etwas angesetzt hatte. Liebenswürdigkeit und Leichtfertigkeit für Ehrlichkeit und Treue, flatterndes Vergnügen für stille Freude, Beförderung des Luxus der neuen Reichen, Feste, Schauspiele, Erbärmlichkeiten aller Art — ist wieder die öffentliche Tagesordnung und ein Elender von Biedermann in Richelieus Sinn würde unter diesem leichtferigen, knechtischen und äffischen Gesindel sehr verdächtig seyn. Doch selbst diese Vergnügungen belauscht das wache Auge der Herrschaft durch tausend Spione. Ueber alle Albernheiten und Thorheiten darf man laut seyn, über ernste und wichtige Dinge klingt kein Wort. So macht man Sklaven. Doch auch die große Eitelkeit ist da und nur durch ihre Befriedigung herrscht der Gehaßte und treibt das Volk und, wenn er kann, ganz Europa auf fürchterliche Abgründe.

Bonaparte fing als ein kleiner Soldat an, der Feldherr hat den Kaiser gemacht. Er hat seinen Anfang und seine erste Kunst nicht ver=

gessen, und dies ist auch die einzige, welche er recht versteht. Alles hat er dem bethörten Volke genommen und leichte Scheinbilder dafür gegeben, deren Gaukelei einst erscheinen und ihn verderben könnte; durch einen großen Schein beherrscht er es sicher. Von Freiheit, von Gerechtigkeit, von Volkstugenden durfte bei dem neuen System nichts verlauten; was blieb übrig? Die Siege und die Tapferkeit der Nation, Klänge, wodurch die blutigsten Wütheriche oft geherrscht und die Welt zerstört haben. Man hatte einst die Eroberungskriege verrufen und sich ewige Grenzen gesetzt — wie lange vergessen! Die große Nation, der Glanz, die Macht der großen Nation, ihre Unüberwindlichen und Fürchterlichen, ihre Großmuth gegen das besiegte Europa, dies sind die Zauberklänge. Auf den Krieg, auf die Waffen, auf die Ehre des Soldaten weist er alles hin, nach dem Maaß dieser ersten Kunst werden alle anderen Künste gewürdigt. Neue Einrichtungen, welche die Revolution in ihrer Bedrängniß gebahr, das furchtbare Mittel der allgemeinen Bewaffnung, die Konskription, die unzähligen

Heere — dies behält auch der Monarch bei, und durch neue Ueberziehungen und Mishandlungen der Fremden, durch neue Einverleibung von Provinzen läßt er die Eitelkeit aufrechnen für das Glück, was nicht da ist. Die Heere und die Menge seiner Trabanten und Knechte aller Art geben einen jährlichen Etat, der gegen das Uebertriebenste unter den vorigen Regierungen unerhört ist; die Senatorerien, die Ländereien der Ehrenlegion sind eine Art Lehen, die das Feudalwesen allmählig wieder einführen werden, dessen Vernichtung allein einen langen Kampf werth war. Endlich schreckt er die Beweglichkeit des Volks durch Schrecken, die nichtig sind, durch Haß gegen England, der etwas Wirkliches ist, und treibt sie in einem Taumel rund, der es unter ihm glänzend und elend, unter seinen Nachfolgern vielleicht zu nichts macht. Das Wirklichedle und Schöne gebraucht er nicht bei diesem Volke, er behandelt es gemein durch die wildesten Triebe der menschlichen Natur, zeigt in einem Aufwand und Nepotismus ohne Grenzen seine ungestrafte Verachtung gegen sie, in einer tyran=

nischen Willkühr seine Gewalt über sie. — Und nach welchem Maaße werden die Tugenden, die Gerechtigkeit und Glückseligkeit der Völker von diesem Bewunderten gewogen? welch eine völlige Unkunde dessen, wodurch Völker groß werden und bleiben! welch ein leerer Wiederhall des leeren Sinns der Zeit! welch eine politische Tollheit in vielem, was als Muster der Weisheit gepriesen wird! Ich führe nur Eines an, was er selbst als eine große Wohlthat für Frankreich ausruft und was Thoren ihm nachbeten. Er spricht, große Nation, ich habe Dich ewig unbesieglich und sicher hingestellt, Dich mit lauter mittelmäßigen und kleinen Staaten und Fürsten umgeben, deren Daseyn von Dir abhängt, alle große Staaten habe ich weit von Dir entfernt. Die Kleinen sind deine Grenzhüter und Vorfechter und kein Feind wird je über Deine Grenzen streifen. Dies wäre schön, wenn sein Staat auf Gerechtigkeit ruhte, oder wenn je ein Staat ohne Gegendruck gerecht bleiben könnte. Wer kein Gleichgewicht schafft, reißt die Gerechtigkeit ein und die Trümmer des Staats stürzen nach.

Dies weiß Bonaparte nicht, aber er weiß wohl, wie er die Kleinen um sich her behandelt, wie er sie bebrandschatzt, vernichtet, wann es ihm gefällt, kurz wie er den Glauben und die Mäßigung aller Treue zerstört. Dies war der Weg zum Verderben für alle große Nationen, dies wird er für die Franzosen seyn, sobald die Sorge und Anstrengung des Kampfes aufhört. Den Staat, ein sehr irdisches Ding, und seine Entstehung und Erhaltung muß man nach irdischen Gesetzen richten. Einem großen Staat unter lauter kleinen, die er beherrschen und verletzen kann, wie er will, geht es wie einem genialischen Menschen, der sich mit nichts als Narren und Dummbärten umgiebt; seine hohe Kraft wird nur zum Spaß, höchstens zur Satire über das Narrenkönigthum sich erheben. Aber wann fragte der Ehrgeitz nach Verstand und nach dem Glück der künftigen Zeiten?

Ei, wozu alle diese Einreden gegen den Mann, schreit man, was soll er denn thun oder nicht thun, daß er dir gefalle? Du nennst ja selbst die Franzosen ein leichtfertiges, alber-

nes, verdorbenes, des Ernstes und der Freiheit unfähiges Volk, was zürnst du ihm denn, daß er sie zügelt, wie sie gezügelt werden müssen? Halt! guten Leute, denn dies Müssen habe ich nicht ausgesprochen. Ich habe geklagt, daß die Franzosen verdorben, windig, unrepublikanisch waren, ohne Verstand einer festen und sichern Konstitution. Sie hatten lange Proben gemacht und es ging schlecht; aber ich sage nicht, daß es schlechter ging, als jetzt. So viel Blut, so viele Vorarbeiten, so viele hohe und ungeheure Thaten, so viele Ideen, woraus doch schon Manches bereitet war, sollten doch wohl etwas geben? Ein weiser und verständiger Mann mit der Fülle der Gewalt hätte das Unvollkommene ergänzen, das Ungewogene besser abwägen, das Lose besser befestigen können. Alle Kraft nach innen gewandt, die nun nach außen unnütz verschwendet wird, hätte doch etwas machen können, wo man durch blutige Lehren geduldig und gehorsam geworden war. Solche Versuche konnte Bonaparte machen, ob es denn mit einer ordentlichen, gesetzmäßigen Verfassung gar

nicht ginge; der Probe war die Sache immer werth, und immer früh genug konnte man mit dem Nichts endigen, womit man nun begann, mit dem Despotismus.

Ich sage nicht, daß bei Bonaparte alles absichtlich und listig ist. Er würde nie Großes gethan, nie den Purpur angezogen haben, wenn dies wäre; ich sage nicht, daß er der verruchte Bösewicht ist, wozu ihn Manche im Haß machen. Er hat geherrscht, wo man diente, geboten, wo man nachgab, seine gewaltige Kraft, oft planvoll, öfter unbewußt, fortgetrieben, wo kein Widerstand war, ja er hat wohl selten mehr gewußt, als er gefühlt hat, und so ist er dahin gekommen, wohin er bei'm Ausgehen noch nicht sehen konnte. Aber soll man ihn, der selbst einer blinden Macht in ihm folgt, den weisen und sichern Führer nennen, soll man groß nennen, was klein, kühn, was grausam, weise, was hinterlistig ist? soll man einem Mann, der kein Maaß hat, Mäßigung zutrauen? Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligsten Verhältniß Europens hat er keine

Idee, in wilder Natur fährt er dahin und durch Zufall kann selbst das thörigt werden, was nicht einmal thörigt gemeint ist. Man kann über den Mann wahrlich noch nicht aburtheilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden, die Schwachen hat er zertrümmert, wie sie ihm begegneten. Wenn er solches einmal fühlte und dann bestände — —

Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die Meisten thun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so thun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltne Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen. Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römer-

geschichten und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit größerem Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität, so findest du, was der Mann ist und wohin du ihn stellen sollst. Die erste Haltung, des Süden tief verstecktes Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüth des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer seyn wird im Unglück, als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eignen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit ergriffen und vom Glücke emporgehalten, wie mußten sie siegen! So standen die Römerfeldherren in der Schlacht, kalt und doch begeistert, und blickten über das Würgen und den Tod von zehentausenden ruhig hin, so jagten sie mit grausamer Freundlichkeit die Könige aus oder führten die Schlachtopfer gebückt zum Kapitol, so endigten sie mit Gewalt, was sie mit Freundschaft begannen, oft gerecht, selten

mild, nie edelmüthig, öfter grausam. Sieh die Aemile, die Scipionen, die Sulla, und du findest dies Bild unter älteren Menschen.

Ihr meint, die Römer wußten immer, was sie wollten und warum. Nein, nein, die großen Menschen haben das nie gewußt, wie ihr Eures wisset, das Gewaltigste bei ihnen ist angebohren und geht in der Tiefe unsichtbar fort, das Kleine flattert und fliegt oben in der Erscheinung dahin, wie das Schiff die Wellen verbergen und Segel und Wimpel, das leichte Gerüst, in der Luft flattern. Auch Bonaparte weiß nur das Kleine, was er thut, nur wo Instrumente und Maschinen geschoben werden. Seht ihn — warum erbleicht ihr? warum flieht ihr? warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann? Da steht die siegende Kraft in ihm gezeichnet, die Natur des großen Unbewußten, was Tausende zwingt und beherrscht. Die kleinen Vorbereitungen macht die Klugheit, die kleinen Anzettelungen spinnt der Kopf, das gewaltige Herz giebt der That die ungeheuren Geburten, und weiß von sich nichts. So siegt, so herrscht, so fährt der Korse hin. Die Klug=

heit faßt nur ein mürbes Seil, der Instinkt greift in die ewige Kette, woran Jupiter Himmel und Erde hängt. Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn, ohne Klügelei fühlt er die Fortschwingungen der furchtbaren Revolutionsbewegung, und hält sein Volk frisch darin. Zum Krieger ward er gebohren, nicht zum Regenten, er übt sein Talent und wird es üben.

Man tröstet sich mit allerlei Ding, der Gewaltige werde das alte Europa nicht mehr durchbrechen und erschüttern; man hofft, eine stillere Bewegung des Ganzen werde nun bald kommen und die Völker frei athmen lassen. Oben schon warnte ich, daß diejenigen thörigt hoffen, welche schon das Ende der Revolution zu sehen meinen. Leer auch ist die Meinung, allgemeine Umstürzung der Dinge und Nationen wie im Mittelalter, Stiftung einer Universalmonarchie sey jetzt durchaus unmöglich. In solcher Noth werden die vielen erschrecken, zusammentreten, und der Eine Kühne werde für stolze Entwürfe büßen. Seht euch um, wägt die Kräfte, lauscht auf die Bewegungen,

würdigt der Völker Sinn und Gefühl. Steht nicht der Eine furchtbar gerüstet mit den Kräften von Südeuropa, das ihm schon dient? kann er sie nicht rascher concentriren, wirksamer gebrauchen, als die Vielen ihre weitzerstreuten, selbst wenn sie sich redlich zu Einer Gegenwirkung verbinden? Und die Völker? in welcher Erstarrung und Geistlosigkeit gaffen sie das Ungeheure an, was um sie geschieht und ihr bitterstes Leid ist! Von irgend einem Großen nur kann Rettung kommen, der wie ein heißer Blitzstrahl in das kalte Todte fährt und den trüben und schlaffen europäischen Dunsthimmel durch Donnerwetter erheitert. Wann die Zeit einen solchen Großen zeigt, so ist ihr Wille offenbart.

Man tröstet sich auch mit dem neuen Kaisernamen und spricht, weil Bonaparte Imperator heißt, ist Europa von großen Sorgen befreit, manche Rücksichten, selbst die mächtige Fürstendecenz fesseln ihn jetzt, er sieht nun darauf hin, den herrlichen Besitz für seinen Stamm ewig zu machen, diesen Stamm mit alten Familien zu verbinden, die Fürsten und Völker

für ihn zu gewinnen; die kleinere Arbeit ist gekommen und die großen werden vergessen werden. Der Kaiser muß den humanen europäischen Fürsten machen, gegen die Schwachen Schonung, gegen die Starken Freundschaft gebrauchen, mit einem gewissen äußeren Anstande und einem Schein von Rechtlichkeit vor Europa einhergehen, was den Wilden zähmen und den Fürchterlichen mildern wird. Schlechte Hoffnungen! der große Mensch trägt in der muthigen Brust auch für sein künftiges Geschlecht die Bürgschaft der Herrschaft; so rief bei seiner Krönung Bonaparte vor dem versammelten Volke zuversichtlich aus: die Meinigen werden lange herrschen; so dachte Alexander, so Karl der Große. Groß besitzt, wer groß erworben hat.

Furchtbarer ist kein Mann den Fürsten und Völkern. Er ist dem Weltmeer gleich, das ewig hungrig Bäche und Ströme in sich verschlingt und keinen Tropfen zurückgiebt. Wie das Glück ihn fortstößt, folgt' er frisch und die weiten Entwürfe des Ehrgeizes wachsen. Der Kaisertitel, die Krönung in Italien, die Rei-

se des heiligen Vaters von Rom, die vorbereiteten Vergleichungen und Anspielungen auf Karln den Großen und die beliebte Ausführung des Thema, daß Bonaparte schon einen großen Theil seiner Monarchie beherrscht, und die Hinweisung auf den Theil, wo noch andere gebieten, seine Herrschaft und Anzettelungen mit den unglücklichen südteutschen Fürsten — o ihr irret, Geblendete oder Blender, die ihr uns in diesem Mann bloß den heroischen zeiget, den gerechten und milden gern zeigen möchtet, wenn ihr könntet. Die Zeit wird es enthüllen. Unaufhaltsam stürzt er sich fort mit Blitzesschnelle wie Dschingis und Attila, mit dem Eisensinn eines Fabricius und Marius, mit der Freundlichkeit und List eines Scipio und Cäsar, wenn der Unholdere sie ganz gebrauchen könnte. Ihr hofft auf einen Umschlag seines Glückes. Es ist möglich. Laßt ihn unglücklich seyn, dann erst beginnt seine Furchtbarkeit, neue unbekannte Kräfte werden in ihm erwachen. Kennt ihr denn die Römer nicht? Nie

waren sie furchtbarer, als nach verlornen Schlachten.

Und furchtbar ist das Volk, das dieser zu Siegen und Zerstörungen führt. Das kleinere Geistige hat der Franzose lange schon vor den übrigen Europäern voraus gehabt, und hat sie schon vor der Revolution dadurch geblendet. Die Revolution gab einen neuen Rausch der Begeisterung, auflodernd, zerstörend und kurz verfliegend, da wo ein hohes Gesetz der Stätigkeit ihn aufnehmen sollte, wo aber leichtere Beweglichkeit war, dieses Element des französischen Lebens, da hielt sich das Geistige. Die schlechte Tugend in dem schlechten Sinn, welche die Franzosen früher schon Ehre nannten, ward davon ergriffen, neuer Dunst und Klang von Glorie kam hinzu, durch Anstrengungen und Siege wuchs dies noch, und da alles wieder gemein und knechtisch geworden ist, so ist hier doch ein furchtbarer Enthusiasmus geblieben. Die Bewegung nach einer großen Revolution dauert bei einem jeden Volke am längsten bei dem Krieger, die Erinnerungen nicht po=

litischer Hirngespinste, sondern wirklicher Thaten geben Glauben und Zuversicht, die alten Führer sind noch da, der große Glückliche führt und dieser hat alles Staatsleben allein auf den Soldaten gewandt. Der Franzose hat Uebung, Zuversicht und geistigen Muth der Ehre, welchen nur ein Muth für etwas Besseres überwinden wird; er ist noch fürchterlicher durch etwas Anderes. Schon vor der Revolution war dies Volk fertig mit der Auflösung alles Glaubens und aller höheren Tugend, die Revolution hat das Verderben vermehrt. Schein und Ehre sollen ersetzen, was andern Treue und Gerechtigkeit heißt, durch seine honnêteté soll die Welt vor dem Aergsten behütet werden, nicht aus Menschengefühl, sondern aus Bildungswahn soll er das Niedrige und Unwürdige fliehen. So lange die besseren Tugenden anderer Völker nicht begeistert werden, ist dieser Schein allmächtig, die Franzosen bewegen sich mit der Windbeutelei ihrer Geistigkeit, mit mancher Liebenswürdigkeit, die alles gut machen soll, am freiesten ohne das unbequeme Gepäck der

Gerechtigkeit. Nichts hemmt, nichts hält sie, Aberglauben, Religion und Mitleid kennen sie nicht, Ehre und Noth ist ihre einzige Göttin, und so ziehen sie über den Leichnam der Welt zum Sieg.

Der jetzige Krieg.

Die Rache bleibt nicht aus, jetzt kommen die Strafen für alte und neue Sünden und das arme zertretene Vaterland büßet für seine Fürsten. Wer hat angefangen? Der, welcher gezwungen hat. Die Gefahr war nie größer, die Ursache nie gerechter, die Eintracht und Kraft hätte größer seyn sollen. Den Knoten, der unauflöslich war, mußte das Schwerdt zerhauen, mächtigem Ehrgeitz mußte Muth begegnen, was jetzt möglich schien, war wohl nach Jahren unmöglich. Der Ausgang? ich bin kein Prophet, und wer wollte es in dieser Zeit seyn? Aber ich weise auf das liebe Vaterland und auf schreckliche Begebenheiten hin; wer kann es lassen, an das Liebste zu denken?

Jetzt wird gefühlt, was vor zehn Jahren und fünf Jahren gesündigt ward, weither und

weithin rollt das Rad des Verderbens, wo wird es still stehen? Die Fürsten schieden aus dem Kampfe für das Allgemeine und Teutsche, feig und geitzig gewinnend sahen sie nicht was sie verloren, das Volk ward geschändet, das Gold über den Rhein geschickt für das Eisen, die alten Festungen und Felsen wurden niedergeworfen; unbewahrt, zwieträchtig und blutig lag Germanien da, durch nichts mehr groß und heilig, als durch alte Erinnerungen. Jenseits baute man Festungen und Burgen, legte Brückenköpfe und Zollämter an, tyrannisirte den Rhein und seine Fürsten, riß mitten im Frieden aus der Sicherheit der Gesetze Männer zur Hinrichtung hinüber, beschied die teutschen Fürsten als Diener nach Paris und Mainz. Die letzte Ehre, der letzte Volkssinn war todt. Der Krieg, der unvermeidliche, ist da und der große Verderber wälzt seine furchtbaren Legionen von dem Ocean an den Rhein. Europa lauscht in Erwartung, Teutschland in Angst. Offen liegen die Grenzen, ohne Festungen, ohne Heere, der stolze Feind fordert die Fürsten auf mit ihm zu ziehen gegen Teutsche, sie

heißen seine Bundsgenossen, er der Verfechter und Retter Teutschlands.

Unglückliche, geblendete Fürsten, konntet ihr mehr leiden, als ihr leidet? Unwürdiger konntet ihr nie leiden. Ich will euch den Spiegel hinhalten, was ist, was seyn wird und was ihr seyd. Ihr seyd und heißet teutsche Fürsten. Von eurer Unterdrückung war nicht die Rede, sondern vom Krieg zwischen dem mächtigsten teutschen Fürsten und dem mächtigen Feind; unglücklich liegt ihr in der Mitte; wem mußtet ihr folgen? Ich frage nicht euch, ich frage die Nation und Europa. Was will der jüngste Kaiser? ja was thut er? Seine Knechte sollt ihr seyn, Franzosenknechte, bald gar nichts mehr. Seht euch doch um nach den alten Bundsgenossen und Freunden der Franzosen, was sind sie, wo sind sie? Die Fürsten herabgestoßen und ihre Länder eingezogen, die Republiken vernichtet, die übrigen von französischen Präfekten, Spionen, Generalen, Kommissären geplündert, beschimpft und belauert. Da seht ihr euer Schicksal. Ihr rufet Teutschland zu: wir schutzlosen mußten wohl

dem Mächtigeren folgen, wir lagen unter dem schneidenden Schwerdt seiner Willkühr, er würde unser Land rettungslos verheert und verdorben haben; der Noth haben wir gehorcht, nicht dem Willen, denn der wollte Frieden. Ich weise euch auf euer Land, zertreten ist es von den Hunderttausenden, ihr habt Gold und Krieger gegeben und euer Bauer und Bürger, geplündert und verjagt, stirbt des Hungertodes. Ja der Freund wird sogar in Sicherheit thun, was der Feind in Unsicherheit nicht thun durfte, unter eurem Schutze darf er das letzte Mark aussaugen, den letzten Silberling erpressen, ihr haltet ihm die Völker im Gehorsam, als Feind mußte er schonen und hüten und durfte ergrimmte Völker nicht siebenzig, achtzig Meilen ohne Aufsicht im Rücken lassen; er übt durch euch das Schlimme ohne Schande, denn ihr nehmt sie ihm ab. — Ich behaupte nicht, daß ihr alle das Schlechte und Unvaterländische wollt mit Absicht, aber ihr thut es ohne Sinn und Gefühl. Können teutsche Fürsten vergessen, wodurch sie Fürsten sind? Können sie die Zeit nicht ansehen und das Einzige begreifen,

wodurch sie Fürsten bleiben können? Ihr seyd alles durch das Volk und seyd ohne das Volk nichts. Habt ihr kein Gefühl von eurer Nation, von der Ehre und dem Sinn dieser Nation, so fehlt euch alles Fürstliche und ihr müsset als Knechte gebückt gehen, wo ihr als Herren aufrecht stehen könntet im Glück und Unglück. Der Mann, welcher erhaben steht: soll nicht die erste kleine Noth sehen, sondern sein eigenes großes Gesetz, wodurch er so steht, dies ist Ehre und Würde und Vertrauen zum Schicksal, welches Vertrauen bei'm Volke giebt. Ihr gebt euer Gold, eure Festungen dem Feind und sendet eure Krieger mit teutsches Blut zu vergießen, geplündert werdet ihr doch zu der Verachtung und doppelt zürnt euer Volk. Ihr seyd schwach, aber Würde und Recht ist stark selbst in einer ungerechten und wilden Zeit. Ach! daß die Kraft so ausgestorben ist, daß keiner die Majestät des Unglücks kennt, die allmächtige! sie hält das Schwerdt des Wütherichs auf und weckt aus dem Todten und Hülflosen Begeisterung und Rettung. Das Unvermeidliche mußtet ihr dulden, aber wie Fürsten

und Männer, das Unwürdige leiden vom Feind, aber nie mit eurem Willen, das Unteutsche nie thun, sondern hassen und strafen an andern — dann würden sich tausend und hunderttausend Arme bewaffnen, die Nation, die euch erkannte, würde sich erkennen, der Feind würde verschwinden und der Rhein offen und gefroren auch ohne Festungen mit Zittern überschritten werden. Aber solches hohe Leben ist selbst unter Fürsten dahin und nur deswegen sieht die Welt sie ohne Mitleid unterdrückt, verjagt und verbannt. Auch der Ungerechteste und Mächtigste darf sich an dem Würdigen nicht ungestraft versündigen, stößt er den Unwürdigen und Verächtlichen in den Staub hinab, so erscheint er als ein Rächer Gottes, die Völker sehen gleichgültig zu und die Welt rollt mit der Vergessenheit darüber hin. Bonaparte weiß was das bedeutet und gebraucht es. Die Nation hat ihr letztes Gefühl von Gemeinschaft verloren, der Teutsche erschlägt den Teutschen, die Fürsten beschimpfen einander öffentlich und stehen mit dem Feind, Verwirrung, Erstarrung überall, das Elend vernichtet die letzte

Kraft und die Erhaltung des jämmerlichen Lebens, das so nichts werth ist, bleibt bei den Unglücklichen das letzte Gefühl: die Sklaven sind fertig. Wie könnte sonst der übermüthige Feind so vordringen noch gegen mächtige Heere achtzig bis hundert Meilen von seinen Grenzen? mußte er nicht fürchten, daß Grimm und Rache sich hinter ihm waffneten und Hunger und Schwerdt selbst die Tapfersten verdürben? Je weiter vorwärts, desto gewisser der Sieg, denn die hinten sind die Geduldigen und seine Feinde verlieren die Hülfen. So rechnet Bonaparte. Sonst pflegten die Feldherren zu fürchten sich der Centralkraft des Feindes zu nahen, er steht mitten drinnen; wo sind die Hunderttausende, die für Oesterreich zusammenlaufen sollten? wo ist der Mann an ihrer Spitze?

Und wie beginnt dieser Krieg? Als ob die Welt untergehen sollte. So sind Mongolen, Petschenegern und Avaren vormals ins Feld gerückt — und man steht noch mit den Worten Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit aus? Der Fürchterliche entschuldigt sich mit der

Noth, er hat keine Zeit; ja wer so siegen mag, hat nimmer Zeit. Ohne Magazine, ohne Zelte, ohne Wagen und Pferde rücken Hunderttausende heran, sie nehmen die Pferde, die sie finden, schlachten die Ochsen, dreschen den Bauern das Korn aus auf der Tenne, zünden die Häuser zu Wachfeuern an im Regen und Reifen der Nacht; auch der arme Soldat kann nicht verhungern und erfrieren. So können mächtige Heere vordringen wie Kouriere und siegen und zerstören wie Blitze. Aber wo bleibt das Menschengefühl, wo die Gerechtigkeit? Es erscheint, daß dieser Regent und dies Volk keine haben. Ob Hunderttausende verhungern, ob Millionen der künftigen Geschlechter im Keim zerstört, ob ganze Länder mongolisch verheert werden, was fragt derjenige darnach, der siegen und herrschen will? Es ist scheußlich. Geh nach Schwaben und Baiern und sieh, wie es aussieht, nicht bloß da wo Hunderttausende im Kampfe einander gegenüber standen. Der Hunger und die Pest werden das Letzte thun und hülflos vergeht die ganze Generation in Verruchtheit und Niederträchtigkeit; die heilig-

sten Bande lösen sich, der Bürger wird ein Gauner, der Bauer ein Straßenräuber, der ergrimmte zertretene Mensch ein Mörder und Brandstifter. Hört das Wenige, was unter den großen Mordscenen leise und klein verklingt und denkt euch das Uebrige.

Bonaparte wird besiegt werden, wenn man ihn mit seinen Instrumenten angreift. Er hat unendliche Hülfsmittel, langes Glück, Feldherrnblick, durch Wahn seiner Krieger zum Schicksal erhoben, zahlreiche, geübte Heere; größer wird dies alles durch seine Art. Dieser ehrt bei allen schönen Worten keine Verhältnisse, keine Schonung gegen die Lebendigen, keine Furcht vor dem Urtheil der Zeit hält ihn auf, er braucht die großen Mittel, wendet die großen Operationen an, Worte, deren Bedeutung ihr Gebrauch verständlich gemacht hat. Eisern, rasch und blutig wie das Schicksal fährt, schlägt und zerstört er. Ob zehen oder zehentausend mehr oder weniger fallen, ob unter seinem raschen Tritt Länder verderben und das alternde Europa zittert, das ist ihm gleich, er wälzt sich über die Besiegten

hin, wie Dschingis und Attila läßt er die Ueberwundenen mitziehen und ist die einzige große würgende Seele in der ganzen furchtbaren Masse, die er forttreibt. Güte, Milde, Schonung der Völker, menschliche Tugenden der Helden und Fürsten können gegen einen solchen nichts, der alles gebraucht, was ziehen, stoßen und vernichten kann. Die gewöhnlichen Mittel der Mittelmäßigkeit und Menschenschonung helfen hier nichts. Ein großer Mann, gewaltig, gebietend und schnell, trete gegen ihn in die Rennbahn, strenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch die Hölle besiegt werden.

Und seine Soldaten? Wer sind denn diese Unüberwindlichen und Unsterblichen, die von sich rühmen, daß sie unbesieglich sind? Seht sie an! Menschen wie wir andern, überhaupt nicht so stark und rüstig, als der Unger, Dalmate, Kalabrese, Oesterreicher und Schwede. Dies sind die Weltsieger, welche Weltherren werden wollen? Sie haben Uebung, Begeisterung der Ehre, Ruhm, aber keine Tugen-

den, wodurch Völker edel sind. O gebt mir die treuen, biedern Völker und laßt einen kräftigen, herrlichen Mann auftreten und Leben in sie bringen, einen kühnen Gebieter, der das Gute und Gerechte darstellen und dafür begeistern kann; fester Grund der Menschlichkeit wird windige Ehre zerstieben und einmal zerstoben ist sie wie der Wind zerflogen. Wahrlich die Menschen sind noch Menschen — wie sollten denn die Franzosen fallen! Man spricht, die Franzosen sind zu geübt, zu gewandt, kein Volk thut es ihnen in Bewegungen und ihren Feldherren in Künsten und Listen gleich, dadurch werfen und überwinden sie alles. Ich sehe das nicht bei allen, und wenn sie leicht sind, so wisset, daß Fechterkünste in Feldschlachten zerrinnen. Aber ihre Feinde waren bethört und verwirrt, die Feldherren ohne Rath, die Heere ohne Geist, der Glaube, daß die Franzosen alles dies könnten und seyen, hatte sie voraus behext. Und ist das Franzosen Element wirklich Leichtigkeit und List, ist der Krieg wirklich so sehr Maschinerie, als die großen Feldherren gestehen, daß er nicht ist, warum greifen die Gegner sie nicht mit dem Element

ihrer Kraft an und besiegen sie dadurch? Soll der Ochs mit dem Maul gegen den Wolf kämpfen, weil dieser scharfe Zähne hat? oder soll der Elefant den Schwanz gebrauchen gegen den Lindwurm? Teutsche Feldherren kennet ihr euer Volk! Grade, einfältig, stark und tapfer ist es; Listen und Künste gelingen ihm selten. Warum laßt ihr euch denn darauf ein gegen die Listigen und Gewandten? Ihre List zerrinnt, wie ihr mit dem Vertrauen der Stärke, Treue, Tapferkeit grade drauf geht, wie ihr die Schnellen schneller angreifet, die für das Phantom kleiner Ehre Begeisterten bestürmt, begeistert für Recht und Vaterland. Aber habt ihr nichts als Fäuste, so wisset, durch bloße Fäuste wird diese Welt weder befreit noch bezwungen.

Wahrheit und Versöhnung.

Wir haben eine traurige Welt, wir haben schreckliche Bilder gesehen; aber dies alles sind nur Schatten und Zeichen, des Lebens Geheimniß und Deutung liegt tiefer im Grnnde, den Augen unsichtbar, nur mit dem Gemüthe begreiflich. Schlimm und verworren ist das Zeitalter, aber verworrene und schlimme Epochen sind gewesen, doch ist die Welt bestanden und süße und schimmernde Blüthen der Schönheit und Humanität sind nach Vulkanen und Donnerwettern aufgegangen. Wie sollte auch das Menschengeschlecht bestehen in solchem Unheil und in solcher Angst, wenn nicht innerst im Leben hoch über allem Schein die unendliche Liebe und Wahrheit wohnte und unsichtbar zusammenhielte, was scheinbar aus einander fällt? wie sollte hier oben, wenn Unrecht und Gewalt laut und frech gebieten, der letzte Rest von Zucht, der letzte Schimmer von Hoffnung das Menschenge-

schlecht noch zügeln und erquicken, wenn der Glaube an ein unsichtbares und ewiges göttliches Leben nicht unvertilgbar wäre? Ja der Mensch glaubt an die Ewigkeit und Weisheit der Natur, an einen heiligen Geist in ihr, an den Unsichtbaren und Allwaltenden; so richtet er sich aus dem Grausen und den Ruinen empor. Nicht zwecklos und zufällig fährt eine große und schreckliche Naturkraft dahin, die Vorsehung muß einen Zweck, eine Arbeit für sie haben; warum gab sie uns andern sonst die Furcht und das Erstaunen, den Gehorsam, der wider Willen den Gewaltigen dienen und ihr Werk befördern muß? Die Kraft, die Homer und Newton zeugte, die den Weinstock auf Hügeln und den Weitzen in Thälern wachsen läßt, hat auch Neronen und Attilas gebohren und begräbt in Erdbeben Städte und Inseln.

Aber auch wir sind ein Theil Gottes, spricht der Apostel, uns ward das Herz voll Lust und Muth, die lichte gewölbte Stirn voll göttlichen Verstandes gegeben, ewig in der Natur erschaffen wir ihre äußeren Bilder und Scheine, das mannigfaltige Spiel des Lebens; wir gehören dem All der Dinge an, glücklicher und weiser, je frömmer und einfältiger wir ihm gehorchen,

aber in dem Spiel seines Scheinlebens stehen wir frei und göttlich in Selbstkraft und Selbstgefühl und sollen durch sie spielen und kämpfen. Nach ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, deren Quelle tiefer rinnt, als das sterbliche Wort, sollen wir die Welt richten und halten. Hinweg also mit der neuen Hexenlehre, hinweg mit dem niedrigen Fatalismus, die uns zurufen, der Starke soll herrschen und der Schwache soll dienen! eine höhere Stimme ruft, der Gerechte soll herrschen und der Freie wird gehorchen. Die Guten sollen kämpfen gegen den Teufel, die Schwachen gegen den Starken, der nicht als ein Herrscher der Wahrheit kömmt. Die Natur aus ihrer geheimen Fülle schuf die erhabne Kraft nicht, damit wir uns vor ihr wie vor Götzen niederwerfen und sklavisch dienen. Nein, wo das Böse erscheint und sey es mit Lucifers betrügendem Engelslicht, da erscheint die wilde Kraft, die das Göttliche selbst zerstören möchte, wenn sie könnte, und das heilige Orakel der Menschenbrust tönt: kämpfe und ringe gegen dieses bis in den Tod! Die Natur spielt in schrecklichen Ausbrüchen der Elemente hier oben, sie läßt begeisterte Zerstörer, erhabene Tyrannengemüther werden, damit nicht alles in sei-

ger Schlaffheit und dumpfem Traume des Daseyns vergehe. So füllt sie die verlassene Rennbahn mit Ringern und setzt Preise aus für blutigen Tod, wenn das Heldenspiel vergessen oder gefahrloser Scherz geworden war. Aber selbst den Giganten laß die Palme nicht ohne Streit vom Ziel nehmen, sonst wird durch deine Feigheit Uebermuth und durch Uebermuth wird Ungerechtigkeit und Verderben.

Und ihr Völker? mußten darum so viele Eins seyn, damit das allgemeine Schlechte in der großen Masse nicht erscheine? Leere Täuschung! Auch an der Schneescheitel des Riesen Montblanc sieht man die schwarzen Felsen durchscheinen. — Mußten darum so viele Eins seyn, damit der Einzelne nichts sey? So war es nicht im Anfang, so sollte es nicht seyn, als Völker und Staaten wurden. Nein, damit durch Sicherheit und Gesetz würde, was der Einzelne nicht schaffen und erhalten konnte, damit das Edelste und Größte, was der Einzelne dachte und empfand, durch Begeisterung Vieler als That und Werk aufgehen könnte, damit große Kräfte, große Tugenden Vieler herrlicher und göttlicher erschienen, damit das Gesetz des Allgemeinen, Schönheit und Gerechtigkeit, als die leuchtende

Sonne der Menschheit aufginge, darum sind Staaten gestiftet. Bürger, der du in einem Ganzen stehst, fühle zuerst den Menschen; was ihn erniedrigt, erniedrigt den Staat; der Muth, die Kraft, die Tugend, wodurch der Einzelne herrlich ist, verherrlicht auch das Volk. Aber so sind wir, wessen der Einzelne sich schämt, des schämt er sich in dem Volke nicht, was der Einzelne nicht ohne Rache dulden darf, duldet knechtisch das Volk, was den Einzelnen mit Schande brandmarkt, ist im ganzen Volke nur Unglück oder Thorheit. Dies ist es, ihr Europäer, alles ist in den dicken Leib der Masse gefahren und meint, daß das Schändliche sich darin vor Schande retten könne, man hat den Sinn, die Freiheit, die Tugend des Einzelnen verachtet, man hat das Todte als Maschine des Staats über den Menschen gestellt — der Mensch ist verschwunden und der elende Bürger kann die Maschine nicht bewegen. So steht ihr verzagt und verzweifelt. Was rettet euch vom Verderben? Völker, glaubt für den Menschen und Bürger Ein Gesetz und straft seine Uebertretung an euch und an andern — Fürsten lernt die erhabne Geduld der Wahrheit wieder und freie, gerechte Männer, fertig in Rath und That,

mit dem Schwerdt und mit der Wage werden sich um eure wankenden Thronen versammeln. Wenn jeder Einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel — dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich.

Ich schaue umher und suche, denn von allen vier Winden her betäuben mich die ewigen Klänge Gerechtigkeit und Humanität. Ich will sie sehen, aber ich fürchte sie nicht zu finden, denn das Gute, was wirklich ist, pflegt nicht so auf den Gassen zu klingen. Was ist die Gerechtigkeit dieser Zeit? Hundert Bilder sind vorher vorübergegangen und haben sie gezeigt. — Was ist die Humanität? Ich habe oben gesagt, was sie seyn soll. Es ist eine alte Klage und Sage, nicht bloß bei den Poeten, daß die Gerechtigkeit, die heiligste Tochter der Himmlischen, in der frühesten Zeit dem irdischen Lärm und Blutvergießen entwich; sie sitzt seitdem am ewigen Stuhl des Zeus, hält ihm das Scepter und richtet mit mildem Sinn die Völker und Könige auf Erden. Aber verschwunden war sie den Irdischen nicht, sie trugen ihr heiliges Bild als des Erhabensten, was je erschienen war, unauslöschlich in der

Brust; aber Bethörung und Schwächung haben gegengewirkt, sie fühlen, was sie sollten, und thun und leiden kümmerlich, was sie müssen. — Und die Humanität? sie war dem Sinn der alten Welt fremd, die neue hat sie gebohren, ach! nur im faulen Verstande, nicht in rüstiger That. Gerechtigkeit ist die allwirkende und ordnende, Humanität die allduldende und allbildende; nur vereint können beide die jetzige Menschheit vollenden. Wie spielt man mit ihnen bethört und bethörend! Gräuel, welche die Welt verderben, liegen offen da, Völker rächen sie nicht durch das Schwerdt, nicht durch das schneidende Wort, deswegen dürfen Zerstörer und Tyrannen sie thun; sie fahren hin ohne Gegengewicht und zertrümmern. Die Bösen wissen, was sie thun — wann Dörfer und Städte rauchen, die Fluren von Blut strömen, die Kerker voll Unglücklicher ächzen, ein unglücklich freies Wort mit Deportationen und Guillotine belohnt wird, dann fällt die Krokodilthräne, dann lohnt man eine wirkliche Tugend mit Gold, daß die scheinbare für sie werde, dann prunkt die eitle Großmuth in schimmernder That und bewußt ruft man das Kleine aus, wann das Große schweigt. — Und eure Humanität? Gerecht sey der Mensch, stolz und göttlich denkend von seinem

Geschlecht, dann erst kann er human seyn und mit dem milden Sinn des Christenthums die verdorbene Welt strafen und aufrichten, das Todte aus den Gräbern erwecken, die schlafende Kraft aus den Brüsten, dann darf er die Schuld mit den weichen Armen himmlischen Mitleids umschlingen und das Elend durch Schönheit mit dem Leben versöhnen. Leichte, liebenswürdige Göttinn, Du lebst in dem Auge und Herzen der Guten, die freundliche, spielende, welche das starke und tapfre Geschlecht nach den Mühen der Tugend mit Blumen bekränzt und durch Bilder und Träume über den Staub emporspielt. Du bist nicht auf Erden, du bist der Gerechtigkeit ewige Gesellinn. Was man ausruft von Kanzeln und Thronen, auf Schlachtfeldern und Jahrmärkten mit Deinem Namen, ist eine Gauklerinn mit Deiner Maske; so siehst Du nicht aus. Nur der Tapfre darf die Schönheit besitzen. Was sollen diese trägen, eitlen, knechtischen Gesellen mit Dir, unter deren schlaffen Händen und weichen Herzen alles mürb und gestaltlos wird? Aefferei treiben sie mit dem Heiligen, zur Mode erniedrigen sie die Kunst, zur Weinerlichkeit das Mitleid, und die lahmen und jämmerlichen Gestalten, die aus solcher Erbärmlichkeit

hervorgehen, lassen sie durch ihre Humanität und Bildung werden und schelten die Tüchtigkeit und Wahrheit der Väter Unhuld und Barbarei. Damit alle ihre Jämmerlichkeit ungestoßen und ungeschlagen durchgehe, damit ihre Ziererei für Empfindung, ihre Eitelkeit für Bildung, ihre Weichlichkeit für Zartheit, damit ihr ganzes hohles und leeres Schattenleben doch für etwas Wirkliches gelte, dazu haben sie die Aeffinn, die sie mit ihrem Namen nennen und anbeten. Hinweg mit ihr! es ist keine Humanität, diese zu dulden, es giebt keine Humanität für das Unrechte und Böse, es giebt keine für die Halblügen und Halbwahrheiten, womit ein ausgeartetes Menschengeschlecht spielt.

Und wie ist die Menschenwürdigung? Ach! die schlechteste. Man versteckt sich auch hier hinter dem dicken Leib der Welt und meint Wunder was geworden sey, seitdem durch den Geist alles zur Einheit und Möglichkeit, Maschine zu seyn und Maschinerie zu verstehen, hingebracht ist. „Jetzt erst sind weise, menschenbildende Staa„ten, wo alle Kräfte auf einander wirken, alle „Strebungen in einander greifen, alles Eines „Ziels und Einer Kunst ist.“ Aber ist in dem Gerüst Kraft, ist hohe Einheit in duldender Er=

bärmlichkeit? Ist das, so ist freilich diese Menschheit herrlicher, als die vergangenen. Zeigt mir die Herrlichkeiten eures Staats, zeigt mir das Glück und die Bildung eurer Bürger, zeigt mir die feste Ewigkeit eurer klugen Maschinen. Ihr staunt, daß man nach dem fragt, was ist? Ich sage euch dann, was ist. Die Majestät, das stolze Vertrauen des Einzelnen ist dahin, das kühne, stille Wirken einer edlen Natur ist durch tausend Bande des Staats seit der Wiege gefesselt, die Kunstgerüste, welche die Menschen dumm, feig und schwach gemacht, halten nicht mehr und fallen zusammen, und die Armen, nachdem ihr Kerker zerstört ist, wissen in der frischen, freien Welt nicht zu stehen, zu gehen, zu finden, die Meisten gaffen verwundert, Viele traurend. Doch nur in der todten, faulen Masse haben sie sich bis jetzt gefühlt, sie treiben sich darin auch noch fort und die Allgemeinheit der Vernichtung scheint dem Einzelnen das Gefühl seiner Schmach zu lindern. Wie das bröcklichte Alte fällt, kommen Konstitutionenschmiede und Tyrannen nach und bearbeiten das Seelenlose mit einem Uebermuth, der immer wächst, weil er keinen Widerstand findet. Hunderttausende werden durch die Bauexperimente

zerschmettert, Hunderttausende im wilden Treiben der Herrschaft zerstört. Was kümmert es diese? jene sollten selbst einen Werth auf sich setzen. Sind sie kümmerlich und schlecht, kümmerlicher und schlechter wird der Geist seyn, sie zu gebrauchen und zu beherrschen.

Alles steht im Nichts und alles strebt und arbeitet zum Nichts hin. Es fällt und stürzt und bricht alles Alte und die Zeit hat der Einreißer, Zerstörer, Probemacher, Verwirrer, Gaukler und Despoten die Menge gesandt, die Vernichtung zu beschleunigen. Ist die Stunde der Aufräumung und Zerstörung so plötzlich gekommen? muß der Schutt und die Verwesung durch Blut rascher weggespült werden? Ist das Geschlecht in solche Nichtigkeit, Schwäche und Untauglichkeit versunken, daß es schnell vergehen muß, damit eine freudigere kadmeische Nachkommenschaft werde, die sein jämmerliches Bild nicht mehr sehen muß, um nicht daran versteint und in der frischen Weltschöpfung aufgehalten zu werden? Sind wir rettungslos verdorben, unfähig hoher Fantasie und erhabnen Gefühls, unfähig kühner Geduld, unfähig freien Gehorsams, unwürdig alles Glücks und aller Freiheit? Steht noch immer der alte Welt=

zirkel der Geschichte, daß, wenn alles in Weichlichkeit, Unmännlichkeit, Ueberkünstelung vergeht, Verjüngung durch Zerstörung kommen muß? O so laßt uns verderben und die tiefe Weisheit anbeten, die wir nicht verstehen! so brülle Krieg mit Deinen tausend Hälsen und stampfe mit den eisernen Füßen Städte und Länder zu Brei! so schimmert blutige Tyrannen mit der Geißel und dem Schwerdt! und unerbittlich mische der wüthende Kampf das Gute und Schlechte, das Ganze und das Verwesete in Einer Verwüstung! Die Barbarei wird nachkommen, Armuth wird nach dem Elend Freiheit und Gerechtigkeit gebähren und ausgestorbene Tugenden werden in das erfrischte Mark der Welt fahren und herrschen. Ist das, so laßt uns verderben!

Aber weil diese Arbeiter auf Erden frisch sind, unwissend, was sie thun, laßt uns in unserm Himmel nicht faul seyn, wissend, was wir thun sollen. Aus diesem vollen Nichts, was jetzt ist, kann nichts werden, wer darin still steht, kömmt um, wer darin leben kann, ist ein Sünder oder Thor. Der unendliche Geist ist wach, nie hatte er diese Höhe erflogen. Auch er hat die Arbeit der Vernichtung geför-

dert, er ist fertig. Bringt ihn aus dem Himmel herab und zeigt ihn in ganzer Glorie den Menschen, daß sie verstummen, zittern und sehen, worin sie sind. Durch ihn, den Unendlichen, kann diese Welt nur wieder verjüngt werden, die er zerstört hat. Ihr Edleren und Weiseren auf! auf mit Freude und Muth! thut eure Pflicht und zeigt den Verzweifelten die Rettung und Erlösung.

Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und Kolosseen zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwerdt thun ihr Amt, das Größte verschwindet; nur Eine Unsterbliche lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit sind das reine Element des Lebens des göttlichen Menschen, durch sie ist er, ohne sie nichts. Ist nicht alles Wahn, was wir sehen und empfinden, treiben nicht die Besten bethört mit der bethörten Zeit dahin, kann der treue Wille nicht verwunden, so hat das kühnste Wort seine Versöhnung. Ich liebe die Menschen.



